

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„Die Theorie ist fähig, die Massen zu ergreifen, sobald sie *ad hominem* demonstriert, und sie demonstriert *ad hominem*, sobald sie radikal wird. Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst. ... Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der *Mensch das höchste Wesen für den Menschen* sei, also mit dem *kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist ...“

Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung (1843/1844), in: MEW Bd. 1, S. 385

Redaktionsanschrift:

Z - Zeitschrift Marxistische Erneuerung
Postfach 50 09 36, 60397 Frankfurt/M., Tel/Fax: 069/53 05 44 06
Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648



Nr. 50, Juni 2002

Das „Empire“ im Krieg

Ruf - **Demontage des UN-Systems**/Peter - **Die Intellektuellen, der Terrorismus und der Krieg**
Becker - **Haben wir ein neues Bild vom Krieg?**
Krusewitz - **Friedensinitiative und Umbau der Bundeswehr**

Konjunktur, Krise, Profit

Höhme - **Weltwirtschaft und deutsche Konjunktur 2001/2002**/Bontrup - **Kapitalrenditen**/Hautsch -
Kirch: Zusammenbruch des Medien-Imperiums

Vor den Wahlen

Wehner - **Steuerpolitik von SPD und Grünen**
Hickel - **Gemeindefinanzen**/Gerntke - **Bilanz der Arbeitsmarktpolitik**/Burkhardt & Michelsen - **Wohin steuert die Gesundheitspolitik?**

Und: Unger - **Globalisierung, Imperialismus, revolutionäres Subjekt**/Conert - **„Empire“ von Hardt & Negri**/Fuchs & Hofkirchner - **Postfordistische Globalisierung**/Nyikos - **Produktion und Konsumtion**
Jacobs - **Warenproduktion und Werttheorie**

Sowie: Berichte, Zuschriften, Buchbesprechungen

analysen fakten & argumente

isw-report

erscheint vierteljährlich
Jahresabo: 18 Euro /Ausland: 21 Euro)

Gesundheit – ein Mordsgeschäft

Dokumentation des 9. isw-forums
(Nr. 48, Sept. 2001), 2,50 EUR + Vers.
Mitherausgeber: ver.di Landesbezirk Bayern

Krise und Krieg

Weltwirtschaftskrise – Globaler
Imperialismus – "Krieg gegen den Terror"
(Nr. 49, Dez. 2001), 3,50 EUR + Vers.

Frauenerwerbsarbeit in Deutschland
qualifiziert, unterbezahlt, abrufbar, flexibel
(Nr. 50, März), 2,50 EUR + Vers.

isw-spezial

Krieg ums Erdöl

Das Afghanistan-Komplot / Gefahr für den
Westen: Das Schwarze Gold wird knapp /
Eurasien: Der Kampf ums "Kaspi-Öl" /
Nahe Osten: Allianz mit den "Fundis"
(Nr. 15, Dez. 2001), 3,00 EUR + Vers.

isw-wirtschaftsinfo

Bilanz 2001 – Ausblick 2002

Fakten und Daten zur wirtschaftlichen
Entwicklung
(Nr. 33, März 2002) 3,0 EUR + Vers.

**Prospekte anfordern,
bestellen, abonnieren, fördern**

isw – institut für sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München
fon: 089-130041, fax 089-168 94 15
email: isw_muenchen@t-online.de
<http://www.isw-muenchen.de>

Neu bei isw!



**ZEITSCHRIFT
MARXISTISCHE
ERNEUERUNG**

Vierteljahresschrift

13. Jahrgang

Heft 50 (Juni 2002)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heininger
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. Wolfram Burkhardt, Dr. André Leisewitz,
Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch,
Dr. Reinhard Schweicher, Dr. Gerd Wiegel

Das „Empire“ im Krieg

Werner Ruf

7 **Zurück zur Anarchie?**

Die Demontage des UN-Systems seit dem Ende der Bipolarität

Lothar Peter

19 **Die Intellektuellen, der Terrorismus und der Krieg**

Johannes M. Becker

37 **Haben wir ein neues Bild vom Krieg?**

Fragen an ein ruhiges Land

Knut Krusewitz

43 **Gefechtsübungen im Biosphärenreservat**

Erfahrungen einer Friedensinitiative mit dem Umbau der Bundeswehr zu einer Interventionsstreitmacht

Konjunktur, Krise, Profit

Hans-Joachim Höhne

55 **Weltwirtschaft und deutsche Konjunktur 2001/2002**

Heinz-J. Bontrup

72 **Wettbewerbsdichotomie, Kapitalrenditen und neoliberale Ideologie**

Gert Hautsch

87 **Kirch und die Folgen**

Aspekte einer sozialdemokratisch-grünen Bilanz

Ralf Wehner

95 **„Squeeze-out“-Kandidaten**

Kritische Annäherungen an die SPD-Grüne Steuerpolitik

Rudolf Hickel

102 **Plädoyer für eine grundlegende Gemeindefinanzreform**

Gemeinden in der Finanzkrise: Verfall öffentlicher Investitionen

Axel Gerntke

106 **Bilanz der Arbeitsmarktpolitik 1998-2002**

Wolfram Burkhardt/Kai Michelsen

117 **Wohin steuert die Gesundheitspolitik?**

Zur Bilanz der rot-grünen Gesundheitspolitik und der Zukunft der Gesetzlichen Krankenversicherung

Weitere Beiträge

Karl Unger

133 **Globalisierung, Imperialismus und revolutionäres Subjekt**

Anmerkungen zur Diskussion der italienischen Linken

Hansgeorg Conert

143 **Neues „Manifest“ oder „Mystifikation“?**

„Empire“ von Michael Hardt und Antonio Negri

Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner

152 **Postfordistische Globalisierung**

Emmerich Nyikos

166 **Produktion und Konsumtion**

Zur Dynamik der Geschichte

Hermann Jacobs

175 **Was ist Austausch – und was nicht?**

Zur Diskussion um Warenproduktion und Werttheorie

Berichte

Bernd Röttger

184 **„Gibt es ein nachfordistisches Produktionsmodell“**

Workshop des FIAB, Recklinghausen, 22./23. Februar 2002

Richard Detje/Klaus Pickshaus

186 **Eurobetriebsräte und Arbeitsbedingungen**

Tagung des „Forum Soziales Europa“, Brüssel, 6. März 2002

Diethard Behrens

190 **Klassen – Revolution – Demokratie**

Tagung „Karl Marx: Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte“, Berlin, 20./21. April 2002

Diskussion, Kritik, Zuschriften

Joachim Tesch

193 **Ein Plädoyer für die Konjunkturforschung – aber tiefer und breiter!**

Zu A. Müller: Marxistische Konjunkturforschung – einige methodische Überlegungen

Karl Hermann Tjaden

197 Plädoyer für Erweiterungen des Begriffs der Entfremdung**199 Buchbesprechungen**

Globale Spiele (Jürgen Reusch)

Das Politische im 20. Jahrhundert (Harald Neubert)

Eine kommunistische Alternative zum Stalinismus (Helmut Peters)

Auf keinen Fall dieses abstrakte Eigentum ... (Sabine Kebir)

Deutsche Vereinigung betriebskonkret (Hans Mittelbach)

Gesellschaftliches Bewußtsein von Kwakiutl, Azteken und Nazis (Karl Hermann Tjaden)

4 Impressum**105 Vorschau****223 Autorinnen und Autoren, Übersetzer****Impressum**

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion: Dr. Wolfram Burkhardt, Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher, Dr. Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 32.- Bei Bezug aus dem Ausland Euro 38,-. Das Einzelheft kostet Euro 9,50. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.04.2002

Editorial

Als „Z“ 1990 gegründet wurde, war die „bipolare Weltordnung“ nur noch scheinbar intakt. Tatsächlich war sie schon längst unterminiert. Und damit auch jenes System der globalen Machtbalance, das einerseits das Wettrüsten hervorbrachte (einer der Faktoren, der auch zum Zusammenbruch des Realsozialismus führte), das andererseits aber auch eine relative Friedenssicherung garantierte und für Befreiungsbewegungen und die Länder der Dritten Welt politischen Spielraum schaffte. Heute, in der unipolaren Welt, ist der Frieden nicht sicherer, die globalen Widersprüche zwischen kapitalistischen Zentren und Peripherie eskalieren, die wirtschaftliche und militärische Dominanz des US-Empires ist gewachsen, das nach dem Zweiten Weltkrieg etablierte System internationaler Friedenssicherung wird schrittweise demontiert. Das Ende der Nachkriegszeit und des Kalten Krieges hat sich auch für die Bundesrepublik als Eintritt in eine neue Epoche des Krieges entpuppt. Krieg und Frieden müssen neu thematisiert werden. Dem sind die ersten Beiträge von Z 50 gewidmet.

Werner Ruf skizziert die Demontage des Systems der Vereinten Nationen nach 1990. Als Zäsur erweist sich dabei die Proklamierung des „Rechts auf humanitäre Intervention“ nach dem 2. Golfkrieg. Die verbliebene Supermacht setzt heute faktisch ein „Recht auf Kriegführung“ durch. Sie hat es mit ihren Verbündeten im Jugoslawien-Krieg und nach dem 11. September 2001 exekutiert und mit der Ausrufung des „Kriegs gegen den Terrorismus“ als große Strategie zur Sicherung ihrer Hegemonie propagiert. Intellektuelle Gegenkräfte und Friedensbewegungen erweisen sich bisher als schwach. Lothar Peter analysiert die Argumentation führender Intellektueller der USA und Europas zum Zusammenhang von Terrorismus und Krieg. Johannes M. Becker fragt nach der aktuellen Verfassung der Friedensbewegung und den Ursachen für ihre Schwäche. Knut Krusewitz zeigt, wie der Umbau der Bundeswehr zu einer Interventionsarmee zum Thema einer regionalen Friedensinitiative geworden ist. Das Thema Krieg/Frieden wird auch in den folgenden Heften von „Z“ Gegenstand von Einzelbeiträgen sein.

In den beiden folgenden Themenblöcken des vorliegenden Heftes dominieren Fragen, die sich auf den Kapitalismus der Bundesrepublik und eine Bilanz der Steuer- und Sozialpolitik im Vorfeld der Bundestagswahlen beziehen.

Analysen zur Weltwirtschaft und zur Konjunkturentwicklung in der Bundesrepublik gehören zum festen Bestand unserer Berichterstattung. Als Besonderheiten des mit der gegenwärtigen Krise abgeschlossenen Weltwirtschaftszyklus konstatiert Jochen Höhme eine deutliche Angleichung des Zyklus in den Ländern des Triade-Kapitalismus, wobei die weltwirtschaftliche Dominanz der USA in den letzten zehn Jahren (seit der Krise 1992/93) deutlich zugenommen hat. Für die Bundesrepublik sind eine große Schwäche der Binnennachfrage – Folge von Reallohnsenkungen, Kosten der Arbeitslosigkeit,

des Sparkurses der Bundesregierung und einer enormen steuerpolitischen Umschichtung von der Lohn- zur Gewinnquote –, gewachsene Exportabhängigkeit und zunehmendes Zurückbleiben der ostdeutschen Wirtschaft charakteristisch. Perspektivisch wird höchstens eine langsame konjunkturelle Belebung im zweiten Halbjahr erwartet. *Heinz-J. Bontrup* setzt seine kürzlich in den WSI-Mitteilungen veröffentlichte Profitraten-Analyse mit einer Untersuchung zur Entwicklung der gestiegenen Kapitalrenditen in den 90er Jahren fort. *Gert Hautsch* untersucht Ursachen und medienpolitische Auswirkungen des Zusammenbruchs des Kirch-Konzerns. Es folgen „Bilanzen“ zur sozialdemokratisch-grünen Steuerpolitik (*Ralf Wehner*) und zu ihren Auswirkungen auf die Kommunal финанzen (*Rudolf Hickel*), zur Arbeitsmarktpolitik (*Axel Gernike*) und zur Gesundheitspolitik (*Wolfram Burkhardt/Kai Michelsen*).

Unter den „Weiteren Beiträgen“ wird die Diskussion zur Frage nach dem Charakter und den Besonderheiten des heutigen internationalen Kapitalismus, die mit den Globalisierungs-Schwerpunkten der letzten Z-Jahrgänge thematisiert wurde, wieder aufgenommen. *Karl Unger* berichtet über die Diskussion der italienischen Linken im Umfeld von „manifesto“ und „Rifondazione Comunista“ über Globalisierung und die Bewegung der Globalisierungsgegner. *Hansgeorg Conert* gibt eine kritische Bewertung zu Hardt/Negri's „Empire“ und deren Kapitalismus-Verständnis (vgl. dazu auch *Goldberg* in Z 49). *Christian Fuchs* und *Wolfgang Hofkirchner* wenden sich im dritten (Schluss-) Teil ihrer Globalisierungs-Analyse besonders politisch-kulturellen, raumökonomischen und informationstechnologischen Aspekten zu. Vielleicht gelingt es, in Z 52 (die Redaktion hat „Imperialismus/Imperialismus-Theorie heute“ als Thema ins Auge gefasst) eine Zwischenbilanz der Globalisierungs-Diskussion zu ziehen. Dazu sind Diskussionbeiträge willkommen! Die Beiträge von *Emmerich Nyikos* (Produktion und Konsumtion) und *Hermann Jacobs* (Warenproduktion und Werttheorie) dürften zum weiteren Nachdenken über zentrale Kategorien marxistischer Gesellschaftsanalyse anregen.

Planung: Auf den Schwerpunkt für Z 52 ist bereits verwiesen worden. Z 51 (September-Ausgabe) wird „Rechtspopulismus in Europa“ behandeln. Das Desaster der französischen Präsidentschaftswahlen mit den schweren Verlusten von Sozialdemokraten und Kommunisten hat den in Europa seit längerem zu beobachtenden Trend der Abwahl einer sich auf die „Mitte“ orientierenden Sozialdemokratie und von mit ihr verbundenen Parteien und des Aufkommens nationalistischer, rassistischer und rechtspopulistischer Formationen fortgesetzt. Vorgesehen sind Beiträge zu Ursachen, Charakter und Themen des Rechtspopulismus.

Web-site (<http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de>) und mail-Adresse (redaktion@zme-net.de) für Bestellungen/Kommunikation werden erfreulich rege genutzt und all jenen, die sie noch nicht kennen, empfohlen.

Werner Ruf

Zurück zur Anarchie?

Die Demontage des UN-Systems seit dem Ende der Bipolarität

Anarchie

Für die herrschende Schule der politikwissenschaftlichen Disziplin der Internationalen Beziehungen, den Realismus, war das Internationale System schon immer anarchisch, gekennzeichnet vom Kampf aller gegen alle und vom Streben der Staaten nach Macht – eingeschränkt allenfalls durch die Macht und die Gewaltandrohung anderer, mächtiger Akteure in diesem System. Und nach dem Ende des Ost-West-Konflikts oder politologischer: des bipolaren Systems scheint es, als ob die prominentesten Vertreter der realistischen Schule, die Huntingtons, Brzezinskis, Kissingers, Krauthammers endlich die empirische Bestätigung ihrer Theorie fänden, die sie fleißig durch ihre politikberatende Tätigkeit selbst mit herbeigeführt haben: Krieg wird wieder zum Mittel der Politik, zur ultima ratio, wie unser olivgrüner Außenminister verkündigt – ohne dass auch nur der Versuch gemacht würde, Konflikte präventiv oder durch Vermittlung zu lösen. In den letzten zehn Jahren mussten wir erfahren, dass nach dem realen Zusammenbruch des Sozialismus die Welt eben nicht friedlicher geworden ist, dass die Zahl der Kriege (Bürgerkriege eingeschlossen) geradezu explodiert, dass die erwartete Abrüstungsdividende allenthalben verkehrt wurde in neue gigantische Hochrüstungsprogramme, die die Welt nicht sicherer, sondern instabiler machen und zur Gewaltanwendung geradezu anreizen – ganz so als ob es gelte, mit immer perfekteren und perfideren Waffensystemen jene elementare Einsicht in Schutt zu bomben, die Immanuel Kant im dritten Präliminarartikel seiner Schrift „Zum Ewigen Frieden“ vor über 200 Jahren formulierte:

„Stehende Heere (*miles perpetuus*) sollen mit der Zeit ganz aufhören. Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last loszuwerden; wozu kommt, dass, um zum töten oder getötet werden in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines andern (des Staats) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen lässt.“

Das UN-System bis 1990

Bereits 1928 war im Briand-Kellogg-Pakt der Krieg als Mittel der Politik geächtet worden. Es bedurfte jedoch erst der furchterlichen Massenmorderei des

Zweiten Weltkriegs, damit ein internationales Vertragssystem geschaffen wurde, das den Krieg als Mittel der Politik endgültig verbot und mit den Vereinten Nationen und ihrem Sicherheitsrat den Versuch unternahm, ein supra-staatliches Gewaltmonopol zu errichten, das in der Lage sein sollte, Krieg zu verhindern, Angreifer zu bestrafen, vor allem aber, dem Recht, dem Völkerrecht, zum Durchbruch zu verhelfen, um Konflikte schon im Vorfeld der Anwendung von Gewalt zu lösen. Heißt es doch in Art. 1 Abs. 1 der Charta: „den Weltfrieden und die internationale Sicherheit zu wahren und zu diesem Zweck wirksame Kollektivmaßnahmen zu treffen, um Bedrohungen des Friedens zu verhüten und zu beseitigen, Angriffshandlungen und andere Friedensbrüche zu unterdrücken und internationale Streitigkeiten oder Situationen, die zu einem Friedensbruch führen könnten, durch friedliche Mittel nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Völkerrechts zu bereinigen oder beizulegen.“

Und Abs. 3 des Artikels 1 liefert eine der umfassendsten Definitionen dessen, was wir in der Friedensforschung den *positiven Frieden* nennen, nämlich die Abwesenheit von Konfliktursachen: „eine internationale Zusammenarbeit herbeizuführen, um internationale Probleme wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und humanitärer Art zu lösen und die Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten für alle ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts, der Sprache oder der Religion zu fördern und zu festigen.“

Verantwortliche Akteure in diesem System sollten die souveränen Staaten sein. Eine Einmischung in deren innere Angelegenheiten, konnte sie doch gar nicht anders begriffen werden denn als Angriff auf die Staatensouveränität, war und ist nach Art. 2 der Charta streng verboten.

Nun wäre es naiv, feststellen zu wollen, der normative Charakter dieses internationalen Vertragssystems, eines Systems kollektiver Sicherheit, in dem gerade auch die potentiellen Feinde eingeschlossen sind und sich zu gegenseitigem gewaltfreiem Umgang verpflichten, hätte die Welt zwischen 1945 und 1990 vor Krieg und Gewalttätigkeit bewahrt. Der Kampf der kolonisierten Völker um ihre Unabhängigkeit wie in Algerien und Vietnam (um nur zwei Beispiele zu nennen), die globale Rivalität der Supermächte führten zu blutigen Stellvertreterkriegen wie in Angola und Nicaragua, zu endlosen Einmischungen in innere Angelegenheiten wie in vielen Staaten des südamerikanischen Kontinents seitens der USA oder in der Tschechoslowakei seitens der SU. Die Ursache dieser Konflikte liegen in der Fehlkonstruktion des Sicherheitsrates der VN, die den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges einen das Gleichheitsprinzip der Charta verletzenden, privilegierten Status einräumten, ein Vetorecht gegen Resolutionen dieses Organs der VN zugestanden, womit jede diese fünf Mächte jede Resolution blockieren kann.

Dennoch konnten zahlreiche Konflikte auf der Basis des geltenden Völkerrechts gelöst werden: Fast alle kolonisierten Völker erhielten schließlich ihre staatliche Unabhängigkeit, die Eskalation lokaler Stellvertreterkriege wurde verhindert, die Verletzungen von Völkerrecht wurden verurteilt: So wurde

kein Staat so oft vom Sicherheitsrat wegen Bruchs des Völkerrechts verurteilt wie Israel – auch wenn diese Verurteilungen dank der Parteinahme der USA niemals von Sanktionen begleitet wurden.

So kann zusammenfassend für die Periode von 1945 bis 1990 festgestellt werden, dass nicht die VN sondern die bipolare Situation, *allerdings auf der Grundlage der Charta* einen relativen Frieden zu erhalten vermochte.

Die Demontage der UN nach 1990

Die Zäsur im Übergang zum unipolaren System stellt der zweite Golfkrieg dar. Die völkerrechtswidrige Aggression des Irak gegen Kuwait, die mit großer Wahrscheinlichkeit von den USA gefördert wurde, war der Anlass für den damaligen US-Präsidenten Georgen Bush, eine „neue Weltordnung“ zu verkünden: „Aus diesen schwierigen Zeiten kann unser fünftes Ziel – eine neue Weltordnung – hervorgehen: Eine neue Ära, freier von der Bedrohung durch Terror, stärker in der Durchsetzung von Gerechtigkeit und sicherer in der Suche nach Frieden. Eine Ära, in der die Nationen der Welt im Osten und Westen, Norden und Süden prosperieren und in Harmonie leben können. Hundert Generationen haben nach diesem kaum auffindbaren Weg zum Frieden gesucht. ... Heute kämpft diese neue Welt, um geboren zu werden, eine Welt, die völlig verschieden ist von der, die wir kannten. Eine Welt, in der die Herrschaft des Gesetzes das Faustrecht ersetzt. ... eine Welt, in der der Starke die Rechte des Schwachen respektiert.“¹ Am Rande sei erwähnt, dass diese Rede am 11. September 1990 gehalten wurde.

Wichtig aber ist die Umsetzung dieser „Neuen Weltordnung“: Nach Einstellung der Kampfhandlungen am Golf, nachdem der Irak alle vorausgegangenen Resolutionen des UN-Sicherheitsrates akzeptiert und umgesetzt hatte (Rückzug aus Kuwait, Anerkennung der kuwaitischen Souveränität etc.) beschloss der Sicherheitsrat jene geradezu historisch zu nennende Resolution 688, in der nicht nur eine internationale Kontrolle der irakischen Rüstung beschlossen wurde, sondern in der Irak um einen Teil seines Territoriums amputiert wurde, in der die Ökonomie des Irak dem IWF, der Weltbank und den Clubs von Paris und London unterstellt wurde, in der die Souveränität des Irak über Teile seines Territorium eingeschränkt bzw. aufgehoben wurde, in der vor allem das völkerrechtlich neue Prinzip der „humanitären Intervention“ verankert wurde.

Dieses neue Konstrukt der „humanitären Intervention“ rechtfertigt zum ersten Mal im modernen Völkerrechts die Intervention in einen souveränen Staat. Dieses Novum wurde dann flugs genutzt und erweitert, um die Intervention in Somalia zu begründen, an der zum ersten Mal auch die Bundeswehr beteiligt war. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass das Völkerrecht sich wesentlich aus zwei Quellen speist: Dem Vertragsrecht und dem Völkergewohnheitsrecht. Auch wenn in den Augen vieler Völkerrechtler das

¹ George Bush, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Rede vor dem US-Kongress, Washington DC, 11. September 1990.

Vertragsrecht höher rangiert, so setzt doch das Gewohnheitsrecht wichtige interpretatorische und richtungweisende Normen. Mit der Etablierung des „Rechts auf humanitäre Intervention“ wurde das Tor zu einem neuen Interventionismus in die inneren Angelegenheiten von Staaten geöffnet. Diese Schlussfolgerung ergab sich bereits aus der Instrumentalisierung des Sicherheitsrats nach dem Ende des 2. Golfkriegs: *„Das kaum etablierte Novum ‚humanitäres Interventionsrecht‘ läuft so Gefahr, zur Legitimation eines unilateralen Interventionismus zu verkommen, der in der Folge des Resolution 688 und unter Berufung auf moralische Werte der Sanktionierung durch den Sicherheitsrat nicht mehr bedarf.“*²

Spätestens mit dem Krieg gegen Jugoslawien war dies erreicht.

Mit dieser Resolution 688 wurde das Gewaltmonopol der VN und ihres Sicherheitsrats aufgebrochen, die „humanitäre Intervention“ gewissermaßen der Beliebigkeit der Definition der Mitgliedstaaten überantwortet. Gewaltanwendung – genauer Krieg – kann hinfort über dieses Konstrukt der „humanitären Intervention“ einseitig von Einzelstaaten legitimiert werden. Das suprastaatliche Gewaltmonopol der VN wird außer Kraft gesetzt.

Mit Blick auf diesen Zusammenhang schrieb Ernst-Otto Czempiel, gleichfalls 1994: *„(Wird) das Machtmonopol der Vereinten Nationen aufgebrochen, die Gewaltanwendung über die Selbstverteidigung hinaus wieder legitimiert, stürzt die Welt in jene Zustände zurück, in denen die Gewaltanwendung als akzeptierte ultima ratio der Außenpolitik galt. ... Der Krieg kehrt wieder.“*³

Und dieser Interventionismus, der mit der Resolution 688 gegen Irak begann, zieht sich wie ein roter Faden durch die folgenden Konflikte in Somalia, Haiti, Bosnien bis zum Kosovo.

Der völkerrechtswidrige, durch keinerlei Mandat des UN-Sicherheitsrats gedeckte Angriffskrieg gegen Jugoslawien muss verstanden werden als ein weiterer entscheidender Schritt auf dem Wege zur Wiedereinführung des *jus ad bellum*, des Rechts auf Kriegführung. Dieser Krieg war gewollt. Denn: Die Jugoslawien vorgelegten Bedingungen in den Verhandlungen von Rambouillet beinhalteten den Verzicht Jugoslawiens auf seine staatliche Souveränität, da die Bundesrepublik Jugoslawien insgesamt von der NATO besetzt werden sollte, die Besatzer selbst ausländischer Gerichtsbarkeit unterstellt werden sollten. Eine Bedingung, die kein Staat akzeptieren kann, es sei denn um den Preis der Aufgabe seiner Existenz. Dass es nicht um die vorgeschobenen „humanitären“ Argumente ging, zeigt der Skandal um den von Minister Scharping präsentierten „Hufeisenplan“, der noch nicht einmal von der NATO selbst für glaubwürdig befunden wurde.⁴

² Werner Ruf, Die neue Welt-UN-Ordnung. Vom Umgang des Sicherheitsrates mit der Souveränität der „Dritten Welt“, Münster 1994, S. 119; vgl. dort auch die Analyse des 2. Golfkriegs.

³ Ernst-Otto Czempiel, Die Reform der UNO. Möglichkeiten und Missverständnisse, München 1994, S. 102f.

⁴ Heinz Loquai, Der Kosovo-Konflikt: Wege in einen vermeidbaren Krieg, Baden-Baden 2000.

Es ist hier nicht möglich, in der notwendigen Differenziertheit auf das Verhältnis von Völkerrecht und Menschenrechten einzugehen, die durch zahlreiche Konventionen, die gerade von den VN etabliert wurden, geregelt sind, die die Möglichkeit von Sanktionen durch die Völkergemeinschaft gegen Rechtsbrecher enthalten, nicht aber das Mittel des Krieges, und schon gar nicht des einseitig und willkürlich vom Zaun gebrochenen Krieges! Nicht um den Schutz der Menschenrechte ging es im Kosovo (und warum nur dort und niemals in Palästina?), sondern um die Wiedereinführung des Krieges als Mittel der Politik.

Diese arrogante Ausübung der Macht wurde schon 1991 von Politikberater Charles Krauthammer in seinem Aufsatz „The Unipolar Moment“ gefordert: *„Unsere beste Hoffnung auf Sicherheit ist Amerikas Stärke und die Willenskraft, eine unipolare Welt zu führen und ohne Scham (unshamed) die Regeln der Weltordnung festzulegen und sie auch durchzusetzen.“*⁵

Der 11. September und danach

Der 11. September erscheint in diesem Kontext wie ein Geschenk des Himmels – für die USA sowohl wie für die Diktaturen dieser Welt. Jenseits des Schocks, den diese grauenhaften Anschläge in der US-amerikanischen Bevölkerung auslösten, ja auslösen mussten, erlebte das Land zwischen den zwei Weltmeeren doch den ersten Angriff auf eigenem Territorium. Der japanische Angriff auf Pearl Harbour hatte nicht diese Dimension, liegt Hawaii doch weit vom amerikanischen Festland entfernt. Außerdem war die Insel damals noch amerikanische Kolonie. Jenseits dieses psychologischen Schocks und der Erwartungen der Mehrheit der Amerikaner an ihre Regierung, doch etwas zu tun, müssen der Kontext und die Perspektiven bedacht werden, die dieses fürchterliche Ereignis eröffnete. Dazu einige Bemerkungen:

Zum Begriff des Terrorismus

Ohne hier auf die historische Entwicklung des Begriffs eingehen zu können, ist festzustellen: Terror ist illegales Handeln von Gruppierungen zur Durchsetzung politischer Forderungen, denen – nach deren Meinung – anders nicht Gehör verschafft werden kann. Seltsam ist am 11. September, dass sich keine Organisation zu den Anschlägen bekannte (auch wenn jener Usama bin Laden seine Genugtuung darüber zum Ausdruck brachte) und dass keine Forderungen erhoben wurden. So ist Terrorismus ein schwieriger Begriff: Legitime Forderungen – wie beispielsweise die der Befreiungsbewegungen – wurden nach Erreichung des Zieles, der Unabhängigkeit, im Nachhinein legalisiert: Die Regierungen der Kolonialmächte erkannten die Führungen der Befreiungsbewegungen als Verhandlungspartner an. Wie sehr Terrorismus ein Definitionsproblem darstellt, ohne dass hier auf notwendige Differenzierungen eingegangen werden kann, lässt sich illustrieren an der Person Yassir Arafats,

⁵ Charles Krauthammer, The Unipolar Moment; in: Foreign Affairs, Nr. 1/1991, S. 23.

einst Top-Terrorist Nr. 1, dann Friedensnobelpreisträger, und nun wieder Terrorist zumindest für Israel, möglicherweise schon morgen wieder für die USA.

Eigentümlich ist dieser Akt auch, weil in der Regel „Terroristen“ mit ihren Anschlägen politische Ziele verfolgen. Die Todesflieger gegen das WTC und das Pentagon haben sich nicht nur nicht zu den Anschlägen bekannt, sie haben auch keine Forderungen erhoben. Und die von den USA vorgetragenen „Beweise“ für die Verantwortung bin Ladens wurden nur befreundeten Regierungen vorgelegt, pressetauglich scheinen sie ebenso wenig zu sein wie die im Ton unverständlichen Videos, auf denen Usama bin Laden erscheint.

Wichtiger ist in diesem Zusammenhang jedoch ein theoretischer, aber auch in der Praxis wichtiger Aspekt: Transnational organisierte terroristische Netzwerke, so ein solches für die Anschläge verantwortlich ist, unterscheiden sich von Staaten dadurch, dass sie nicht die Kriterien von Staatlichkeit erfüllen, also kein Territorium kontrollieren, kein Staatsvolk vertreten und kein (legitimes) Gewaltmonopol über Volk oder Territorium besitzen. Einfacher ausgedrückt: Weder kann mit ihnen verhandelt werden, noch können sie das Verhandlungsergebnis im Inneren ihres Staatsgebietes und/oder Staatsvolks umsetzen.

Staat und Krieg

In der Welt vor 1945 war Krieg, jenes *jus ad bellum*, wesentlicher Bestandteil der staatlichen Souveränität. Krieg in der Staatenwelt war deshalb Krieg zwischen territorial verfassten und politisch identifizierbaren Akteuren. Wie kann mit den klassischen Mitteln des Staates, dem Militär, ein Krieg gegen „den internationalen Terrorismus“ geführt werden, der sich ja gerade dadurch auszeichnet, dass er weder territorial verfasst ist, noch als Akteur erkennbar ist, der als Repräsentant eines Staatsvolks die Staatsgewalt vertritt. Wie also kann man „dem Terrorismus den Krieg erklären“? Ist das Instrument Militär, dessen Aufgabe es ist, fremde Armeen zu bekämpfen, für eine solche Aktion überhaupt tauglich? Gegenüber Verbrechen sind polizeiliche Mittel angemessen. Und Dank internationaler Vernetzung und bestehender völkerrechtlicher Verträge wäre hierfür beispielsweise Interpol zuständig, ein Argument das von vielen Seiten erhoben wurde. Krieg dagegen kann, das ist gar nicht anders möglich, nur gegen Staaten geführt werden – und das geschah dann auch geradezu zwangsläufig: Gegen Afghanistan, nicht aber – beispielsweise – gegen Saudi-Arabien, das jahrzehntelang Drehscheibe des gegen die Sowjetunion instrumentalisierten Islamismus war und von wo die Mehrzahl der von FBI und CIA identifizierten Attentäter stammen. Die Wahl des Mittels Krieg legt die Vermutung nahe, dass die Ereignisse des 11. September für ganz andere Zwecke benutzt werden: zur Herstellung einer weltweiten militärischen Dominanz.

Das Messen mit zweierlei Maß und die Arroganz der Macht

Zu fragen ist hier, ob es sich wirklich um einen Krieg der Zivilisation gegen die Barbarei handelt, wie von Bush bis Berlusconi und von vielen anderen

immer wieder betont wird, oder aber, ob der 11. September dazu genutzt wird, die weltweite Hegemonie der USA zu sichern. Hat der Westen wirklich das moralische Recht, sich als Hort der Zivilisation gegenüber einer Barbarei zu gebärden, die mehr oder weniger deutlich mit dem islamischen Kulturkreis assoziiert wird? Bahman Nirumand hat dies am 29. Sept. 2001 in einer Rede in Frankfurt auf den Punkt gebracht. Unter Bezugnahme auf die Äußerungen Berlusconi erklärte er⁶:

„Der Ministerpräsident hat die Worte nicht erfinden müssen. Seine Vorfahren in Italien und Deutschland sind vor nicht all zu langer Zeit derselben Idee von einer erhabenen Rasse gefolgt und haben die ganze Welt mit ihrer Zivilisation beglückt. Diese Arroganz ist ekelhaft und widerlich. Wer will es leugnen, dass der Westen Wunderbares hervorgebracht hat, in der Wissenschaften, den Künsten, der Literatur, der Philosophie, der Technik. Demokratie und Menschenrechte sind eine Errungenschaft des Westens. Aber gerade diese Errungenschaften werden oft aufgegeben, sobald man die Grenzen des Abendlands verlässt versorgt hat.“

Lassen wir die Zeit des Kolonialismus beiseite, werfen wir nur einen Blick auf das soeben vergangene Jahrhundert. Ich bin kein Glaubensfanatiker und weiß wohl, welche Verbrechen im Namen des Islam begangen wurden und werden. Aber es waren nicht die Muslime, es war die zivilisierte Welt, die sechs Millionen Juden vergast und verbrannt, Millionen Vietnamesen mit Napalm verstümmelt und verseucht hat. Es war die zivilisierte Welt, die in Chile geputscht und Zehntausende in den Tod geschickt, in Algerien Massenmorde durchgeführt und in Südafrika das System der Apartheid den Einheimischen aufgezwungen hat. Es war die zivilisierte Welt, die in nahezu sämtlichen Entwicklungsländern Diktaturen errichtet und sie mit Waffen versorgt hat. Die Flüchtlingslager Sabra und Shatila sind nicht das Werk der Muslime. Es ist doch bekannt, dass Saddam Hussein, die Taliban und ähnliche Verbrecher Zöglinge des Westens waren. Selbst der Terrorist Bin Laden war ein Schützling der CIA. Waren es Muslime, die die Natur zerstört, die Umwelt verseucht haben? Zeugen diese Taten von Humanität, von geistiger, moralischer Erhabenheit, von Zivilität? Wenn man bedenkt, dass in Afrika Tag für Tag mehr Menschen an Aids sterben als bei dem Anschlag in New York und Washington, wenn man sich vor Augen führt, wie viele Kinder und Erwachsene Armut, Hunger und Seuchenkrankheiten zum Opfer fallen, wenn man weiß, dass unzählige Menschen in den Entwicklungsländern ihre gesunden Organe gegen ein Handgeld an reiche Europäer und Amerikaner verkaufen, um ihr Dasein fristen zu können, dann sollte erlaubt sein, die Begriffe Zivilisation und Barbarei noch einmal anhand der Tatsachen unter die Lupe zu nehmen. ...“

Es ist die Politik der doppelten Standards, des Messens mit zweierlei Maß, wie Pierre Bourdieu dies kurz vor seinem Tode auf den Punkt gebracht hat,⁷

⁶ Zitiert nach: Friedenspolitische Korrespondenz Nr. 3/2001.

⁷ Interview mit Pierre Bourdieu, in: Frankfurter Rundschau, 21. November 2001.

die die Wut erklärt, die in den Ländern der ehemaligen Dritten und zunehmend in großen Teilen der Zweiten Welt jenen Hass fördert auf den Westen im allgemeinen und auf dessen Vormacht, die USA, im besonderen.

Und Jürgen Habermas, der noch den Krieg gegen Jugoslawien moralisch zu rechtfertigen vermochte, erklärt: „Die Bush-Regierung scheint den selbstzentrierten Kurs einer abgebrühten Supermachtpolitik mehr oder weniger ungerührt fortzusetzen. Sie wehrt sich gegen die Einsetzung eines internationalen Strafgerichtshofs und vertraut statt dessen auf eigene völkerrechtswidrige Militärtribunale. Sie weigert sich, die Biowaffen-Konvention zu unterschreiben. Sie hat den ABM-Vertrag einseitig gekündigt und fühlt sich durch den 11. September absurderweise in ihrem Plan, einen Raketenabwehrschirm zu errichten, bestätigt. Für diesen kaum verhohlenen Unilateralismus ist die Welt zu komplex geworden. ... Die Asymmetrie zwischen der geballten Zerstörungskraft elektronisch gesteuerter Schwärme elegant geschmeidiger Raketen in der Luft und der archaischen Wildheit der mit Kalaschnikows ausgerüsteten Horden bärtiger Krieger am Boden bleibt ein moralisch obszöner Anblick.“⁸

Und ganz im Sinne der *double standards* könnte man hinzufügen, dass die „Zivilisierten“ gefahrlos aus ihren Flugzeugen ganze Landstriche mit Bomben und Zerstörung, mit Minen und Splitterbomben unbewohnbar machen können, ohne dass sie in solchem Krieg um ihr Leben fürchten müssten, während am Boden die zu neuen Bündnispartnern der Zivilisation erkorenen warlords die blutige Dreckarbeit erledigen und, wie der selbsternannte General Dostum von der so genannten Nordallianz, ihre Gefangenen an die Ketten der Panzer fesseln, um dann in den Kampf gegen die Banditen der Taliban zu brausen.

Die Pervertierung der Charta der VN

Der anscheinend durch nichts mehr gebremsten Willkür der Gewalt in den internationalen Beziehungen entspricht die weitere Demontage der VN und ihres suprastaatlichen Gewaltmonopols. Auch wenn argumentiert werden kann, wie Gerhard Stuby dies tut⁹ – und diese Argumentation ist politisch wichtig – dass der Sicherheitsrat sich mit seiner Resolution 1368 keineswegs seiner Kompetenzen begeben habe, so lässt die Formulierung dieser Resolution doch aufhorchen, denn der Sicherheitsrat verweist explizit auf das „*naturgegebene Recht (der Staaten) zur individuellen und kollektiven Selbstverteidigung im Einklang mit der Charta*“.

Dies ist wörtliches Zitat aus Artikel 51 der Charta. Auch „*bekundet (der Sicherheitsrat) in dieser Resolution seine Bereitschaft, alle erforderlichen*

⁸ Jürgen Habermas, Fundamentalismus und Terror. Interview mit Giovanna Borradori. Zitiert nach: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 2/2002, S. 165 – 178, hier S. 166f.

⁹ Gerhard Stuby, Internationaler Terrorismus und Völkerrecht; in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 11/2001 S. 1330 – 1341.

Schritte zu unternehmen, um auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 zu antworten, und alle Formen des Terrorismus zu bekämpfen, im Einklang mit seiner Verantwortung nach der Charta der Vereinten Nationen.“

Verblüffen muss allerdings, dass der Sicherheitsrat in dieser Resolution nur den ersten Halbsatz des entscheidenden Satzes des Art. 51 zitiert, denn, auf den Passus der „*Anerkennung des naturgegebenen Rechts zur individuellen und kollektiven Selbstverteidigung*“ folgt ein Komma, und hinter diesem geht der Satz folgendermaßen zu Ende: „*bis der Sicherheitsrat die zur Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit erforderlichen Maßnahmen getroffen hat.*“

Genau dies aber tut der Sicherheitsrat nicht, sondern „er bekundet seine Bereitschaft“, dies zu tun – und legt damit seine Verantwortung ad acta! So ist es nicht verwunderlich, wenn die USA diese Resolution, die ja wesentlich unter ihrer Mitwirkung zustande kam, als Freibrief verstehen und George Bush in seiner Rede vom 29. Januar 2002, in der er die „Achse des Bösen“, (vorläufig) bestehend aus dem Irak, Iran und Nordkorea definierte, feststellt: „Afghanistan hat bewiesen, dass man mit teuren Präzisionswaffen den Feind besiegt und Unschuldige verschont, und wir brauchen mehr davon. Wir müssen alte Flugzeuge ersetzen und unser Militär beweglicher machen, damit wir unsere Truppen schnell und sicher auf der Welt stationieren können.“¹⁰

Auf das Feigenblatt eines Mandats des Sicherheitsrats scheint der Präsident hinfür verzichten zu wollen! Somit erscheint nach gut zehn Jahren die „humanitäre Intervention“ nur noch als eine, wenn auch entscheidende Etappe, die den Krieg wieder führbar gemacht hat. Das jetzt reaktivierte „Recht auf individuelle Selbstverteidigung“ – im Klartext: des *ius ad bellum* – und der Verzicht auf den zweiten Halbsatz des Artikels 51 in der Resolution des Sicherheitsrats, öffnet der staatlichen Willkür und dem Angriffskrieg Tür und Tor. Die Arroganz der Macht kann sich in ihrer Interpretation der SR-Resolution auch noch auf die Legitimation durch die VN berufen. Krieg ist wieder machbar!

Im Schatten dieser Entwicklungen versuchen andere Mächte, ihre Interessen mit Waffengewalt durchzusetzen: Weil Pakistan Terroristen unterstütze, droht Indien mit der „Lösung“ des Kaschmirproblems bis hin zum Einsatz von Atomwaffen. Um die Vision eines Eretz Israel zwischen Mittelmeer und Jordan zu verwirklichen, definiert Israel die palästinensische Autonomiebehörde als Terrororganisation und provoziert seit Sharons Besuch auf dem Tempelberg im September 2000 palästinensische Anschläge. Russland hat freie Hand in Tschetschenien, bekämpft es doch dort Terroristen, Pastrana kann in Kolumbien die Verhandlungen mit der FARC abbrechen und den Kampf gegen die Terroristen wieder aufnehmen. Die Beispiele könnten fortgesetzt werden.

¹⁰ Zitiert nach: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 3/2002, S. 368.

Der 11. September wird von allen Diktaturen der Welt genutzt, um noch hemmungsloser als zuvor innenpolitische Gegner zu verfolgen, die nun kurzerhand zu Terroristen erklärt werden, um rücksichtslos und massenhaft die Folter zu praktizieren und individuelle Freiheiten zu unterdrücken. Da spielt es dann keine Rolle mehr, ob Oppositionelle demokratisch sind und nur die Forderung nach politischer Partizipation erheben. Und wenn schon die Vormacht der Zivilisation den Gefangenen in Guantanamo den Rechtsstatus verweigert, der ihnen aufgrund der Genfer Konventionen zusteht, weshalb sollten dann autoritäre Regime im Umgang mit dem Recht zimperlicher sein? Mit welchem Recht können denn jetzt noch westliche Demokratien die Einhaltung der Menschenrechte in Diktaturen und Folterstaaten fordern – es sei denn man beabsichtige gerade eine aus politischen, ökonomischen oder strategischen Gründen opportunistisch erscheinende „humanitäre Intervention“?

Was sind die wahren Ziele?

Dass Krieg untauglich ist, um die derzeitigen Probleme der zusammenwachsenden Weltgesellschaft zu lösen, wissen auch die Regierenden – sei es in Washington oder in Berlin. Doch lassen sich die wirklichen Ziele erkennen zum einen aus den Staaten, die zur „Achse des Bösen“ gezählt werden, vor allem aber aus den Stationierungsorten von US-Truppen. So war schon der Golfkrieg die Gelegenheit, eine dauerhafte Militärpräsenz der US-Truppen auf der Arabischen Halbinsel einzurichten. Verfolgt man nun den wohl auf Dauer angelegten Einsatz in Afghanistan, die Waffenlieferungen und die Stationierung von Militärberatern in den früheren asiatischen Sowjetrepubliken, so wird klar, dass es hier um die Kontrolle der Erdölressourcen sowohl der Arabischen Halbinsel wie des Kaspischen Meeres geht. Gleichzeitig wird hiermit die Rolle Russlands als immer noch vorhandener, wenn auch angeschlagener Ordnungsfaktor in dieser Region weiter geschwächt – auch wenn Putin jetzt ungenhemmt den Krieg gegen „seine“ Terroristen in Tschetschenien führen darf.

Bedenkt man, dass die USA aus dem arabischen Raum knapp 10%, Europa aber 40% und Japan 70% ihrer Ölimporte beziehen, dann lässt sich unschwer folgern, dass diese militärische Sicherung des vorderasiatischen Raumes den USA die Kontrolle über jene Energieressourcen sichert, die die beiden anderen Pole der Triade existentiell benötigen. Der Hegemon sichert sich militärisch seine Vormachtstellung gegenüber seinen wichtigsten ökonomischen Konkurrenten ab. Dies dürfte gemeint sein, wenn das US-amerikanische Establishment von der Sicherung der „nationalen Interessen“ spricht. Und dies erklärt, warum die übrigen Mächte, um mitreden zu können, noch immer der US-Außenpolitik folgen. Es erklärt auch, warum die USA die NATO dazu bewegten, den Bündnisfall nach Art. 5 des NATO-Vertrags feststellen zu lassen, was die Mitgliedsstaaten bereitwilligst taten, um dann jedoch auf die NATO als militärisches Instrument im „Krieg gegen den Terrorismus“ zu verzichten: Fragen, dies „nationale Interesse“ betreffen, regelt der Hegemon allein und verhindert so Forderungen nach Mitsprache der Verbündeten! Die Diskussion um erneute Angriffe gegen den Irak sind hier ein illustratives Beispiel.

Zusammenfassung

Viel wäre zu sagen zur Rolle und Politik der Bundesrepublik, die unter ihrer derzeitigen Regierungskoalition auf dem Wege ist, weltweit interventionistisch tätig zu werden – ganz wie dies der damalige Verteidigungsminister Volker Rühe in den Verteidigungspolitischen Richtlinien vom 27. November 1992 gefordert hatte: Das vereinigte Deutschland sollte in die Lage versetzt werden, weltweit deutsche Interessen auch militärisch durchzusetzen, vor allem die Zufuhr von Rohstoffen zu schützen. Der regierenden Koalition ist es zu verdanken, dass diese Bundesrepublik an prominenter Stelle am völkerrechtswidrigen Krieg gegen Jugoslawien teilgenommen hat und seither ihre militärpolitische Emanzipation weitertreibt – in einer Weise, wie es eine CDU-Regierung nicht vermocht hätte, wäre die jetzige Koalition in der Opposition geblieben. In diesem Zusammenhang heißt dies nur: Auch die Bundesrepublik beteiligt sich aktiv an der Demontage des Völkerrechts zugunsten der Durchsetzung sogenannter nationaler Interessen. Neben aktiver Beteiligung in der NATO gehört hierzu auch die Europäische Verteidigungs- und Sicherheitspolitik, innerhalb derer die Bundesrepublik im europäischen Konzert eine Führungsrolle anstrebt. All dies würde jedoch hier den Rahmen sprengen.

Es geht hier nicht darum, moralisch den Zeigefinger zu erheben, sei es gegen die Regierungen der Bundesrepublik oder der USA oder der übrigen Westmächte. Es geht um die Feststellung, dass eine Rechtsordnung zerstört wird, die aus der Einsicht in die Gräueltaten des Krieges geschaffen wurde. Eine Rechtsordnung, die umso dringender benötigt wird, als wir in der Folge der Globalisierungsprozesse auf dem Weg in eine Weltgesellschaft sind, die ökonomisch, finanziell, kulturell, ökologisch zusammenwächst und daher der suprastaatlichen Regulierung mehr bedarf denn je – ganz so wie es der Art. 1 Abs. 3. der Charta der VN zur Beseitigung der Kriegsursachen forderte: „eine internationale Zusammenarbeit herbeizuführen, um internationale Probleme wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und humanitärer Art zu lösen und die Achtung vor den Menschenrechten ... zu fördern und zu festigen.“

Vergessen wir bei dieser ganzen Debatte nicht, dass internationale Regelungen und Verrechtlichungen längst in unser nationales Recht hineinwirken: Sei es das Asylrecht, das Umweltrecht, oder eben das Völkerrecht, das seit 1945 den Staaten das *ius ad bellum* genommen hat. In den USA wie auch in der Bundesrepublik ist zu beobachten, dass die Demontage des Völkerrechts unmittelbare Konsequenzen hat auch für den Abbau der Rechtsstaatlichkeit in der Binnenstruktur der Staaten. Internationale wie innerstaatliche Regelungen werden aufgelöst, Verfassungs- und Bürgerrechte außer Kraft gesetzt, kurzum: bürgerlich-demokratische, zivile Errungenschaften werden preisgegeben zugunsten staatlicher Willkür. Der Demontage des Völkerrechts und der Rückkehr zum Faustrecht in den internationalen Beziehungen entspricht die Demontage des demokratischen Rechtsstaats in der Innenpolitik.

Wer immer die wenigen verständlichen – und deshalb vermutlich echten – Passagen der Video-Bänder jenes Usama bin Laden zur Kenntnis genommen

hat, muss zugeben, dass der Westen sich genauso unmoralisch, nämlich entgegen den von ihm proklamierten Prinzipien verhält, wie er dort dargestellt wird. Rechtsstaatliche Demokratien können es sich um den Preis ihrer eigenen Legitimität nicht leisten, in ihren Mitteln auf das Niveau der von ihnen angeklagten Barbarei herabsteigen – und sei es unter dem Vorwand die „Barbarei“ zu bekämpfen. Die Anwendung brutaler Gewalt gegen die Verlierer des globalisierten Kapitalismus, die Außerkraftsetzung rechtsstaatlicher Regeln auf allen Ebenen gegenüber dem „Rest“ der Welt, wie Sam Huntington formuliert,¹¹ zerstört die moralische Autorität, die die Grundlage demokratischer Systeme ist. Solch brutale Arroganz bestätigt nur die Diagnose eines bin Laden über die moralische Verkommenheit des Westens und produziert jene Terroristen, gegen die zu kämpfen der Westen behauptet. Wenn bin Laden die Figur ist, zu der er im Westen gemacht wurde, kann er jetzt ein Freudenfest feiern, sieht er sich doch durch die Taten des Westens bestätigt.¹² Denn das Faustrecht sichert die Reproduktion des Terrorismus, nicht aber die Sicherheit des Westens, die nur durch Anerkennung der Rechte und der Sicherheit der anderen zu haben sein wird.

¹¹ Samuel P Huntington, *The Clash of Civilizations*; in: *Foreign Affairs*, Sommer 1993, S. 22 – 49, hier Zwischenüberschrift, S. 39.

¹² Siehe hierzu Robert Fisk, *Congratulation America, you have made Bin Laden a happy man*; in: *The Independent*, 22. Jan. 2002.

Lothar Peter

Die Intellektuellen, der Terrorismus und der Krieg

Die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden hat die modernen Intellektuellen immer wieder polarisiert. Die Fragen, ob Kriege gerecht oder ungerecht sind, warum sie geführt werden, wem sie nützen und schaden, ziehen sich vom deutsch-französischen Krieg 1870/71 und der Pariser Kommune über die beiden Weltkriege bis zum Vietnam-Krieg durch die intellektuellen Diskurse hindurch, um nur einige der großen militärischen Auseinandersetzungen zu nennen, für deren Befürwortung oder Ablehnung sich Intellektuelle engagiert haben. Während bisherige Kriege sowohl seitens der Angreifer als auch seitens der Angegriffenen überwiegend mit politischen und sozialen Interessen begründet wurden, etwa mit dem Lebensrecht einer Nation, der Überlegenheit einer Rasse, dem Widerstand gegen Unterdrückung oder dem Recht auf staatliche Notwehr, werden seit dem Ende des 20. Jahrhunderts für das Führen von Kriegen immer häufiger universale Gründe wie die Wahrung der Menschenrechte oder die Verteidigung von Freiheit und Demokratie geltend gemacht. Dadurch ist gerade auch bei Intellektuellen, die sich in besonderem Maße universalen Werten verpflichtet fühlen, die problematische Bereitschaft gewachsen, Krieg und Humanität gleichzusetzen.

Postmoderne Kommentare (Jean Baudrillard, Slavoj Žižek)

In Frankreich ist Jean Baudrillard mehrfach mit Äußerungen zum 11. September und der Reaktion des Westens hervorgetreten (vgl. Baudrillard 2001; 2002), die sich von den apologetischen Lobeshymnen unterscheiden, die die Repräsentanten der inzwischen in die Jahre gekommenen „Neuen Philosophie“ wie André Glucksmann oder Bernard-Henry Lévy der amerikanischen Führung gewidmet haben. Baudrillard, der zu den bekanntesten und zugleich umstrittensten Vertretern postmodernen Denkens in Frankreich gehört, interpretiert die Anschläge auf das World Trade Center als einen „furchtbaren Gegenschlag“ gegen ein System, das die „objektiven Bedingungen“ (Baudrillard 2002, 2) für diesen Gegenschlag selbst geschaffen habe. Dieses System stellt er in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Globalisierung als weltweitem Triumphzug westlicher Konsumstandards. Er knüpfte so an frühere konsumkritische Überlegungen der siebziger Jahre an, in denen er unter dem Einfluss strukturalistischer Theorien die These verfochten hatte, daß sich die Materialität des kapitalistischen Konsums in eine qualitativ neue Totalität von Zeichen verwandele. Er sprach damals von einer „konsumistischen Totalität“ („totalité consummatrice“) (Baudrillard 1985, 21), die den klassischen gesellschaftlichen Primat der Produktion abgelöst habe. Damit antizipierte er einen Gedanken, der dann später im Kontext postmodernen Denkens und seines Prinzips der Dekonstruktion eine zentrale Bedeutung erhalten sollte: nämlich die Idee einer Auflösung aller essentialistischen und ontologischen Gewißheiten durch

Entgrenzung des Realen. Das Reale stellt für Baudrillard keine verlässliche Diskursgrundlage mehr dar, da es unaufhaltsam in eine Totalität von Zeichen transformiert werde, die ihrerseits nicht mehr auf eindeutige Signikate, sondern nur noch auf andere Zeichen verweise.

Mit solchen Überlegungen wandte sich Baudrillard seinerzeit auch gegen den Marxismus, namentlich die marxistische politische Ökonomie, der er einen naiven Realismus der Produktivkräfte und der gesellschaftlichen Arbeit vorwarf (vgl. Baudrillard 1973).

In seiner Sichtweise von Globalisierung, die, je enger sie alles vernetze, um so anfälliger für terroristische Gegenschläge werde, taucht die Idee einer „Agonie des Realen“ wieder auf, die ebenfalls aus den siebziger Jahren stammt (vgl. Baudrillard 1978). Baudrillard zufolge zeichnet sich die heutige Globalisierung durch eine „Hyperrealität“ (Baudrillard 1978: 24) aus, die mit der gespenstischen Hyperrealität der Ereignisse am 11. September korrespondiert. Da die „symbolische Bedeutung des Ereignisses“ den Willenshorizont seiner terroristischen Akteure bei weitem übersteige, sei die militärische Intervention ein gänzlich unangemessenes Mittel, eine „völlig unzulängliche Einzelhandlung“, die an der Fiktion eines konkret faßbaren und identifizierbaren Gegners festhalte. Aber der Gegner entzieht sich nach Baudrillard der konventionellen Vernichtungslogik des Systems. Er kämpft mit einer doppelten Waffe – der des Systems zum einen und der „fatalen Waffe des eigenen Todes“ zum anderen, einer Waffe, die für die Waffen des Systems unerreichbar ist (Baudrillard 2001, 5).

Baudrillard bezieht unmißverständlich Stellung gegen die militärische Aktion der USA und ihrer Verbündeten. Ebenso eindeutig distanziert er sich von anderen französischen Intellektuellen wie etwa dem ehemals maoistischen André Glucksmann, der die Verantwortung der USA für den Krieg in Afghanistan hinter der Charakterisierung der Attentäter als „despotische Nihilisten“ verschwinden läßt, um diesen Nihilismus wiederum in einer Anwendung von groteskem Antikommunismus der ideologischen Komplizenschaft mit Stalin und Putin zu bezichtigen (vgl. Glucksmann 2001).

Im Gegensatz zu Glucksmann, bei dem der Krieg unerwähnt bleibt, aber auch zu Bernard-Henry Lévy, der die US-Kampfflugzeuge über Afghanistan als stählerne Friedenstauben bejubelte, geht Baudrillard von einer prinzipiellen Ambivalenz des Krieges aus. Selbst Kriege, so Baudrillard, die zu Beginn historisch gerechtfertigt gewesen sein mögen, endeten meistens im Widerspruch zu ihren ursprünglichen Zielen. So sei auch der Krieg in Afghanistan retrospektiv von seinen wahrscheinlichen Ergebnissen her betrachtet in jedem Fall fatal, ob es nun gelinge, des Al-Quaida-Führers Osama Bin Ladens habhaft zu werden oder nicht. Baudrillards Weigerung, die Kulturen der Welt in gute und böse zu sortieren, spielt auf den Manichäismus der Huntingtonschen Formel des „clash of civilizations“ an, dessen bedrohliche Vereinfachungen durch den 11. September noch verstärkt wurden. Versucht man die Argumentation Baudrillards zusammenfassend einzuschätzen, so wird jedoch eine eigentümliche

Ambivalenz sichtbar. Einerseits sieht er die Flugzeugattentate als durch die „hypermaterialistische“ Logik der Globalisierung determiniert an, andererseits zieht er aber aus dieser Annahme nicht den naheliegenden Schluß, daß, wer den Terrorismus wirksam bekämpfen will, die Bedingungen der Globalisierung verändern muß. Der nachvollziehbaren Prämisse Baudrillards, daß die totale Verwandlung der Welt in ein symbolisches Imperium der Tauschwerte unvermeidlich ebenso totale Gegenreaktionen provozieren müsse, folgt keine politische Konsequenz. Zwar erkennt Baudrillard durchaus den Zusammenhang zwischen Unterentwicklung, Armut, Kolonialismus und der Entstehung des Terrorismus, aber an diesem Punkt bricht seine Argumentation ab. Wer die an einer Globalisierung „von oben“ interessierten sozialen Kräfte und Akteure sind und wie eine praktisch handelnde Bewegung gegen die Globalisierung und ihre ökonomische Barbarei aussehen könnte, bleibt im Dunkeln. Die Unterschiede zwischen Herrschenden und Unterdrückten, zwischen Systemträgern und Systemgegnern werden diffus. Das Problem des Terrorismus mutiert bei Baudrillard unter der Hand zu einer quasi-anthropologischen Deformation der Gattung Mensch, die keine analytische Identifizierung von Ursachen und Wirkungen, Interessen und Zielen und keine Zurechnung von Handlungen mehr erlaubt: „Die Amerikaner führen diesen Krieg so, als müßten sie sich gegen ein Rudel Wölfe verteidigen. Aber gegen Viren funktioniert das nicht, sie sind ja längst in uns. Es gibt keine Front und keine Demarkationslinie mehr, der Feind sitzt im Herzen der Kultur, die ihn bekämpft. Das ist, wenn man so will, der vierte Weltkrieg: nicht mehr zwischen Völkern, Staaten, Systemen und Ideologien, sondern der Gattung Mensch mit sich selbst.“ (Baudrillard 2002, 4).

Zwischen der anfänglichen einleuchtenden Beschreibung von Globalisierung als einem ökonomischen und symbolischen Prozeß, der überhaupt erst das Substrat für den Terrorismus geschaffen habe, und der unvermittelten Prophezeiung eines „vierten Weltkrieges“ der Menschheit gegen sich selbst entsteht ein argumentativer Bruch. Wenn der Terrorismus eine ubiquitäre Existenz, ja sogar eine virenhafte Omnipräsenz annimmt, wenn das herrschende System und der Terrorismus eine symbiotische Einheit bilden, dann lassen sich auch keine Interessen und potentiellen sozialen Akteure mehr ausmachen, die sowohl die Bedingungen der Globalisierung in Frage stellen als auch den Terrorismus an der Wurzel bekämpfen könnten. Baudrillards symboltheoretische Deutung der kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft verliert sich in einem postmodernen Abgesang auf die westliche Kultur und ihre Wahngebilde gentechnischer Steuerung und demokratischer Programmierung des Menschen. Dadurch verspielt er die Möglichkeit, aus seinen teilweise durchaus zutreffenden Bestimmungen der Globalisierung – als drohende Negation kultureller Differenz und „Singularität“ (Baudrillard 2002, 4) – politisch vermittelbare Schlußfolgerungen zu ziehen. Was die Produktivität des Denkens von Baudrillard ausmacht, nämlich der symbolischen Dimension von Modernisierung und Globalisierung neue Aspekte abzugewinnen (Simulation, Simulakrum, Hyperrealität), schlägt angesichts des 11. September in eine Haltung um, die

sich in einer pessimistischen Hybridisierung von gut und böse erschöpft. Dieser intellektuelle *Habitus* ist aber weniger originell als Baudrillard selbst glaubt. Er setzt nämlich eine inzwischen lange Tradition jenes kulturpessimistischen, gelegentlich fatalistischen Denkens fort, das mit der Moderne des 19. Jahrhunderts begann und bis in die Gegenwart hinein immer neu abgewandelt wurde. Gemeinsam ist den unterschiedlichen Versionen des Kulturpessimismus, ob sie sich nun unter ein rechtes oder linkes Vorzeichen stellen und antimodern oder postmodern gerieren, daß sie die Risiken und Destruktionspotentiale der modernen westlichen Kultur – häufig eindrucksvoll und scharfsinnig – beschreiben, ohne jedoch Begründungen für gesellschaftliche Alternativen zu entwickeln.

Schon vor mehr als zwanzig Jahren hatte Baudrillard anlässlich der damaligen Serie von Bombenanschlägen in Italien die Beziehungen zwischen ursächlichen Interessen, Akteuren und Zielen der Attentäter verwischt und die „Logik der Simulation“ gegen die „Logik der Tatsachen“ abgegrenzt (vgl. Baudrillard 1978, 30f.). Die durch die Bombenanschläge geschaffene Situation zwingt dazu, die im Verlauf der philosophischen Aufklärung entstandenen Begriffe und Deutungskordinaten wie Identität, Sinn und „dialektische Polarität“ als überlebt und dysfunktional aufzugeben. Man wisse nun nicht mehr, so schrieb Baudrillard damals, ob es sich bei den Anschlägen von Mailand und Turin um Aktionen der „Roten Brigaden“, der extremen Rechten oder um Provokationen der Polizei handele: „Die Tatsachen besitzen keine eigene Flugbahn, sie entstehen im Schnittpunkt von Modellen, so daß eine einzige Tatsache von allen Modellen gleichzeitig erzeugt werden kann. Diese Antizipation, diese Präzession, dieser Kurzschluß, diese Verschmelzung der Tatsache mit ihrem Modell ... läßt in jedem Fall Raum für alle möglichen Interpretationen, selbst für die widersprüchlichsten. Alle Interpretationen sind wahr.“ (Baudrillard 1978, 30/31).

Aber das *eigentliche* Problem solcher Fälle wie die Bombenanschläge in Italien oder des 11. September in den USA ist ja letztlich niemals die Frage, wer im einzelnen die Urheber dieser oder jener Aktionen gewesen sind, sondern welche politische Funktion diese Aktionen haben, welche Kräfte von ihnen profitieren, auf welche strukturellen Pathologien der Gesellschaft bestimmte Aktionen und Ereignisse hinweisen, was sie über den Zustand der Gesellschaft aussagen und wo die Ansatzpunkte für Lösungen zu finden sind, die sich nicht mit der Verhaftung von Personen oder der Verstärkung von Armee und Polizei begnügen können. Nur wenn man von den strukturellen Bedingungen absieht, die sowohl den Terrorismus ermöglichen als auch das Führen von Kriegen erklären, erscheinen, um mit Baudrillard zu sprechen, „alle Interpretationen gleich“ und lösen sich die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, Widersprüche und Interessen in einer relativistischen Hyperrealität auf.

„Hyperrealität“ und politisches Handeln

Ähnliche Probleme postmodernen Denkens wie bei Baudrillard lassen sich auch bei dem Slowenen Slavoj Žizek, einem der jüngeren Repräsentanten

postmodernen Denkens, beobachten (vgl. Žizek 2001). Er sieht im 11. September eine Katastrophe, die einerseits die von den Medien angeheizten Zerstörungsphantasien und –ängste in Wirklichkeit verwandelte, andererseits aber die Wirklichkeit der zusammenbrechenden Türme des WTC zu einem medialen Spektakel verselbständigte. Die Transformation von Realität in Virtualität und von Virtualität in Realität sieht Žizek durch Filme wie „The Truman Show“ (1998) oder „Time out Joint“ (1995) vorweggenommen, in denen die empirische Wirklichkeit auf medialer Inszenierung beruht, diese Inszenierung aber für die Helden der Filme den Status von Realität annimmt. Aus beiden Filmen leitet Žizek die Botschaft ab, „daß das spätkapitalistische Konsumparadies geradezu in seiner Hyperrealität irreel und substanzlos ist“ (Žizek 2001, 1). Obwohl Žizek für die militärische Intervention der USA in Afghanistan nicht die leiseste Sympathie aufbringt, wirft das am Topos der Hyperrealität orientierte Deutungsschema Fragen nach der Plausibilität seiner Kritik auf. Wenn alle Maßnahmen und Handlungen, mit denen unterschiedliche Akteure auf den 11. September reagierten, nicht mehr als real identifizierbar sind, weil das, wogegen sie sich richten, in jedem Fall selbst irreel geworden ist, dann müssen auch alle Versuche, die tatsächlichen Ursachen des Terrorismus zu analysieren und daraus praktische Schlüsse zu ziehen, zu einer Phantasmagorie geraten. Žizek schreibt: „Wer dem Drang erliegt, jetzt zu handeln und zurückzuschlagen, verkennt die wahre Dimension dessen, was sich am 11. September ereignet hat. Der Gegenschlag soll uns in der Gewißheit wiegen, daß sich *eigentlich* nichts geändert hat. Doch die wahre langfristige Bedrohung sind weitere Terrorakte – Akte, die weniger spektakulär, aber viel entsetzlicher sein werden“ (Žizek 2001, 4). Zwar sind diese Sätze kritisch auf die militärische Reaktion der USA gemünzt und wollen zeigen, daß militärische Gegenschläge als eine Strategie des „business as usual“ an der neuen Qualität eines unangreifbaren Terrorismus völlig vorbeigehen, aber mit diesem Fokus läßt sich Žizek auf eine Diskussion ein, die die Problemlösung an der falschen Stelle sucht. Žizek unterstellt nämlich, daß die kriegsrische Intervention der USA und ihrer Verbündeten tatsächlich das Ziel verfolgt, den Terrorismus zu bekämpfen. Wäre es wirklich so, wie Žizek vermutet, dann allerdings würden sich die USA nicht auf der Höhe der Zeit befinden. Aber selbstverständlich weiß man im Weißen Haus, im Pentagon und beim CIA, daß Terrorismus nicht mit Streubomben und Fallschirmjägern aus der Welt geschafft werden kann. Deshalb wird der Krieg auch nicht wegen des Terrorismus geführt, sondern das Ereignis vom 11. September lieferte der US-Führung einen psychologisch und politisch geeigneten Anlaß, geostrategische Machtpositionen im Zusammenhang ihrer Hegemonialbestrebungen zu festigen. Indem Žizek seine Aufmerksamkeit auf die Phänomenologie der Attacken auf das WTC fixiert, verkürzt er die Diskussion über den Krieg auf eine Differenz zwischen Realität und Virtualität. Es ist dann nicht mehr relevant, warum etwas getan wird und wer es tut; denn jedes auf den 11. September bezogene Handeln, gleichgültig wer sein Akteur ist und welche Ziele dieses Handeln verfolgt, wird zu einer ungewissen Veranstaltung zwischen Realität und Virtualität. Zwar machen

Baudrillard und Žizek zurecht darauf aufmerksam, daß die symbolischen Codierungen und Performationen der Wirklichkeit des Kapitalismus den bewußten kritischen Zugang zum Realen enorm erschweren. Insofern leistet ihre postmoderne Sichtweise einen Beitrag zum kritischen Verständnis der herrschenden symbolischen Ordnung und ihrer Funktionsweise. Aber ihre Argumentation enthält das Risiko, politisches Handeln schlechthin, also auch Aktionen und Bewegungen gegen den modernen Kapitalismus und seine hegemonialen Ambitionen, als illusionär abzutun. Darin spiegelt sich die charakteristische Neigung postmoderner Intellektueller wider, die Möglichkeit verlässlicher theoretischer Koordinaten politischen Handelns generell anzuzweifeln und mit der Dekonstruktion essentialistischer Stereotype gleichzeitig die Notwendigkeit systematischer kritischer Gesellschaftsanalyse in Zweifel zu ziehen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß Žizek sich selbst innerhalb der politischen Linken verortet (Žizek 2001, 6). Seinem Appell an die Linke, eine „bessere Analyse“ (als die Konservativen) zu liefern, fehlt aber jede argumentative Grundlage und jeder Hinweis darauf, worauf es bei einer solchen Analyse ankäme und mit welchen Kategorien sie arbeiten müßte.

Michael Walzer und der „Offene Brief“: „What We're Fighting For“

Daß konservative, vom Mythos amerikanischer Größe faszinierte Intellektuelle die Eröffnung des „Kreuzzuges gegen das Böse“ nach dem 11. September pathetisch bejahten, verwundert kaum. Daß aber auch Intellektuelle, die eher als liberal und „sozialdemokratisch“ gelten, in den Chor der Kriegsbefürworter einstimmen, wirft Fragen nach ihren Beweggründen auf. Das ist zumal dann angesagt, wenn die Befürwortung des Krieges mit einer scharfen Kritik an der Linken verknüpft und überdies von einem Intellektuellen vorgebracht wird, der sich selbst lange Zeit als Linker begriff. Es geht um Michael Walzer, Professor für Sozialwissenschaften an der Princeton University und Verfasser zahlreicher, auch international beachteter Publikationen. Er war früher in der Bewegung gegen den Vietnamkrieg aktiv und galt seit längerem als Repräsentant eines gemäßigten Kommunitarismus, der die Idee sozialer Gerechtigkeit mit der Legitimität sozialer Differenzierung zu verbinden versucht. Das Thema der Gerechtigkeit hatte Walzer früher auch auf das Problem des Krieges bezogen. In seinem Buch „Gibt es den gerechten Krieg?“ (vgl. Walzer 1982) hatte er zwischen einem *ius ad bellum* (Recht zum Krieg) und einem *ius in bello* (Recht im Krieg) unterschieden. Mit Hilfe dieser Unterscheidung zeigte er auf, daß das Recht zum Krieg und das Recht im Krieg keineswegs immer kongruent sind, sondern daß beide Rechtsfiguren in widersprüchlichen Kombinationen auftreten können. Ein Krieg, der von legitimen Motiven staatlicher Selbstverteidigung ausgeht, muß in seinem Verlauf ebensowenig Prinzipien des humanen Umgangs mit Gefangenen oder der Zivilbevölkerung Rechnung tragen wie umgekehrt ein seiner Ursache nach ungerechter Krieg schon an und für sich ausschließt, daß sich seine Akteure an die Haager Kriegs-

rechtskonventionen halten. Es ist eben diese Unterscheidung, mit der Walzer seine positive Haltung zur Reaktion der Bush-Regierung auf den 11. September begründet: „Wenn wir annehmen, daß Bin Ladens Netzwerk in den Terror verstrickt ist und von den Taliban unterstützt wird, dann ist ein Krieg zur Prävention – nicht zur Vergeltung –, ein Krieg, der es unmöglich macht, Terroristen dort auszubilden und terroristische Anschläge zu verüben, ein gerechter Krieg. Ob wir ihn gerecht oder klug führen, das ist eine schwierigere Frage, die sich noch nicht beantworten läßt“ (Walzer 2001, 2). Auch der „Offene Brief“ amerikanischer Intellektueller mit dem Titel „What We're Fighting For“, den Walzer neben Samuel Huntington, Francis Fukuyama, Robert D. Putnam, Amitai Etzioni und anderen mitunterzeichnet hat und der auch zumindest teilweise seine geistige Handschrift trägt, greift explizit auf die Idee eines „gerechten Krieges“ zurück, um gleichzeitig zu betonen, daß die Idee des „gerechten Krieges“ ebenso in der christlichen wie der islamischen und jüdischen Kultur verankert sei. Der „Offene Brief“ postuliert, daß gerechte Kriege unabdingbar sein können, um die Menschenwürde zu schützen. Deshalb komme eine moralische Zurückhaltung angesichts eines gerechten Krieges einer Kapitulation vor drohender Willkür und Regellosigkeit in den internationalen Beziehungen gleich (Institute for American Values 2001, 5). Zwar wird in dem „Offenen Brief“ versichert, daß Kriege niemals wegen des nationalen Ruhms, der Rache für erlittenes Unrecht oder der Eroberung fremden Territoriums geführt und nicht wegen eines geringfügigen Anlasses begonnen werden dürfen, aber wenn wie im Falle der Attentäter vom 11. September der Aggressor ausschließlich vom Willen zur Vernichtung beherrscht werde, sei ein Krieg nicht nur gerechtfertigt, sondern moralisch geboten. Unter Berufung auf die Argumentation des Kirchenvaters Augustinus und dessen „Gottesstaat“ wird die militärische Verteidigung derer, die sich nicht selbst verteidigen können, zur moralischen Pflicht erhoben (Institute for American Values 2001, 5). Man könnte einigen Aussagen des „Offenen Briefes“ und Michael Walzers für sich genommen durchaus zustimmen, würde es sich nicht um Rechtfertigungen für das konkrete Placet bekannter amerikanischer Intellektueller zu einem Krieg handeln, der illusionslos betrachtet keinen anderen Zweck erfüllt, als die Hegemonie der USA global zu vervollständigen. Nirgends stellen Walzer und die anderen Unterzeichner die Frage, ob durch die Anschläge vom 11. September tatsächlich eine Situation eingetreten ist, die sich nur noch mit Krieg beantworten läßt. Eine Auseinandersetzung mit diesen Fragen und Zweifeln hätten die Unterzeichner des „Offenen Briefes“ zu einer diametral entgegengesetzten Beurteilung der Ereignisse und Folgen des 11. Septembers gezwungen.

Daß es in den USA auch Intellektuelle gibt, wenn auch nur als kleine Minderheit inmitten eines ideologischen Meeres blinden aggressiven Patriotismus, die solch ein diametrales Urteil gefällt haben, zeigt Noam Chomsky, Linguist, Sozialwissenschaftler und Professor am renommierten MIT in Boston. Er begnügt sich nicht mit dämonisierenden Klischeevorstellungen über Terrorismus, sondern fragt die Amerikaner danach, warum „sie“ (nicht nur die Terroristen, sondern auch zahllose andere Menschen in den Ländern der „Dritten Welt“)

„uns wirklich hassen“ (vgl. Chomsky 2001). Chomsky zeichnet die blutige Spur nach, die die offenen und versteckten gewaltsamen Aktionen der USA in der Geschichte der letzten zweihundert und vor allem der letzten fünfzig Jahre in zahlreichen Regionen der Erde hinterlassen haben. Ausgehend von der Ausrottung der indigenen Völker Nordamerikas erinnert er an die direkte Unterstützung oder Komplizenschaft der USA anlässlich zahlreicher Menschenrechtsverletzungen und völkerrechtswidriger Aktivitäten (vgl. auch Chomsky 2002). Namentlich erwähnt Chomsky den Vietnamkrieg, das Verhalten der USA in Nicaragua (Unterstützung der Contras), in Haiti und Guatemala sowie die massive Militärhilfe für die Türkei und Israel, das seit 35 Jahren mit dem Segen der USA die palästinensische Bevölkerung materiellem Elend und moralischer Demütigung unterwirft. „What We're fighting for“ ist aber auch unmittelbar auf Kritik gestoßen. So hat die Philosophin und Sozialwissenschaftlerin Judith Butler den Verfassern des „Offenen Briefs“ kulturellen Ethnozentrismus vorgeworfen und der amerikanisch-palästinensische Intellektuelle Edward Said hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Propaganda des „Krieges gegen den Terrorismus“ gleichzeitig als Alibi für die brutale Intervention Israels in den besetzten Gebieten Palästinas diene (Celikates 2002).¹

Wenn Walzer und die anderen Unterzeichner am Anfang des „Offenen Briefs“ einerseits einräumen, daß die USA anderen Ländern gelegentlich mit „Arroganz und Ignoranz“ (Institute for American Values 2001, 1) begegnet und so ihren eigenen Idealen nicht treu geblieben seien, andererseits aber überhaupt nicht in Betracht ziehen, daß vielleicht erst recht auch der „Kreuzzug gegen das Böse“ ein Verrat an diesen Idealen sein könne, dann bleibt der selbstkritische Gestus des Briefes nur ein Lippenbekenntnis. Daß es sich bei den militärischen Operationen der USA und ihrer Verbündeten in Wahrheit weder um die Verteidigung Amerikas noch um die Verteidigung der Menschenrechte handelt, wird schon an den folgenden drei Punkten deutlich: Erstens stellten die Selbstmordattentate vom 11. September, so grauenhaft und tragisch ihre Folgen auch waren, zu keinem Zeitpunkt eine wirkliche Bedrohung der staatlichen Existenz der USA dar. Zweitens läßt sich Terrorismus nicht mit Streubomben, Panzern und Elitetruppen beseitigen, wie beispielsweise das nur durch Zufall verhinderte Attentat des sogenannten „Turnschuhbombers“ in einem Flugzeug der American Airlines nach dem 11. September spektakulär beweist. Drittens widerspricht dieser Krieg allen Grundsätzen des Völkerrechts, das für den Fall staatlich-militärischer Selbstverteidigung die klar identifizierbare Existenz eines staatlichen Aggressors voraussetzt (vgl. Stuby 2001). Wissen Walzer und die anderen Unterzeichner das nicht? Warum versagen sie sich jeden Zweifel daran, daß der Krieg ganz andere Gründe haben könnte als das Böse auf der Welt auszurotten und die Freiheit der westlichen

¹ Den in der „Frankfurter Rundschau“ vom 11.4.2002 dokumentierten „Brief von US-Bürgern“, mit dem 150 amerikanische Intellektuelle – darunter Judith Butler, Gabriel Kolko, Alan Sokal, Paul M. Sweezy und Gore Vidal – eine klare Gegenposition zu „What We're Fighting For“ bezogen, konnte ich hier aus zeitlichen Gründen nicht mehr angemessen berücksichtigen.

Welt zu schützen? Warum identifizieren sie sich enthusiastisch mit den ideologischen Rechtfertigungen dieses Krieges? Und wenn man schon von Huntington und Fukuyama nicht mehr erwarten kann, warum enthält sich auch Walzer nicht nur jedes kritischen Gedankens, sondern attackiert sogar die wenigen Linken, die sich dem Beifall der Nation für Präsident Bush widersetzen? Diesen Linken wirft Walzer vor, sie entschuldigten den Terrorismus, weil sie sich auf eine falsche Analyse stützten und den Terrorismus vulgärmaterialistisch aus sozialer Ungerechtigkeit und materiellem Elend ableiteten: „Wir müssen uns mit einer systematischen Kritik all der Entschuldigungen für den Terrorismus befassen, und das gilt in der Tat besonders für die Linke ... Ich glaube nicht, daß die menschliche Armut oder die globale Ungerechtigkeit der tiefere Grund für den Terror ist. Man kann das schon mit einem sehr einfachen Experiment erkennen: Die globale Ungleichheit offenbart sich am dramatischsten in Afrika, und zwar in der Subsahara. Die Mitschuld des Westens an der Produktion und Reproduktion dieser Ungleichheit ist nirgends deutlicher als dort. Dennoch bieten weder Afrika noch die Afrikaner in Europa oder den USA den Nährboden für Terroristen. Eine spezifische materialistische Erklärung funktioniert also nicht. Man braucht noch andere Gründe – in diesem Fall kulturelle, politische und religiöse Gründe. Und dazu muß man die Geschichte des Islam im 20. Jahrhundert betrachten“ (Walzer 2001, 1/2).

Offensichtlich ist Walzer auf ein Stereotyp von Materialismus und Marxismus fixiert, das weit hinter der Entwicklung der Diskurse der Linken zurückbleibt. Terrorismus hat durchaus etwas mit Ausbeutung, Verelendung und Rückständigkeit zu tun, aber in einer ganz anderen Weise als Walzer der Linken unterstellt. Terrorismus ist zwar kein unmittelbarer Reflex auf materielle Verelendung, aber der Ausschluß der Massen der „Dritten Welt“ vom Reichtum des Westens bildet das Substrat, auf dem sich, wenn spezifische kulturelle und religiöse Momente hinzukommen, terroristische Organisationen und Aktivitäten entwickeln können. Weder ruft materielles Elend automatisch revolutionäre Bewegungen hervor noch ist jede Form des Antikapitalismus und Antiimperialismus notwendig sozialrevolutionär oder marxistisch, wie man an den Taliban und Al-Quaida sehen kann. Ihre Aktivitäten stützen sich auf brutale Repression, auf feudale Eigentumsverhältnisse, die totale Entrechtung der Frauen, Analphabetismus und Eliminierung aller Ansätze politischer Demokratie. In der Ideologie der Taliban drücken sich also sowohl extrem sozialreaktionäre als auch antiwestliche Elemente aus, die man zusammengefaßt als „reaktionären Antiimperialismus“ bezeichnen kann. Das Interesse von den Taliban und Al-Quaida, die feudalen und despotischen Verhältnisse aufrechtzuerhalten, verbindet sich mit dem Interesse, alle Einflüsse der Modernisierung und Globalisierung radikal zu vernichten, um die Privilegien der Ausbeutung für sich selbst zu reservieren. So richtig es ist, daß materielles Elend nicht automatisch Terrorismus hervorbringt, so richtig ist es auch, daß die Taliban und Al-Quaida ohne Hunger, Unterentwicklung und Unterdrückung nicht denkbar wären.

Indem Walzer der Linken ein Denken starrer Kausalität und eine Beziehung von Basis und Überbau unterstellt, die allerdings eher Walzers eigene anachronistische Vorstellungen von den heutigen linken Diskursen verrät, versucht er, den Zusammenhang von globaler Ungleichheit und Terrorismus auszublenken. Da der Terrorismus seiner Meinung nach gar nichts mit der Spaltung der Welt in Gewinner und Verlierer zu tun hat, fällt es ihm leicht, diesen Krieg als einen gerechten Krieg für die Werte der westlichen Welt zu präsentieren. Dem Krieg kann Walzer aber nicht nur nach außen Positives abgewinnen, sondern betrachtet ihn auch, die klassische linke Idee vom Sozialstaat pervertierend, paradoxerweise sogar als große Chance, die Rolle des Staates wieder zu stärken; denn nur ein intakter Sozialstaat sei in der Lage, etwa der terroristischen Bedrohung durch eine riesige Milzbrand-Epidemie effektiv zu begegnen (Walzer 2001, 3)

Wie läßt es sich erklären, daß Walzer, der einst gegen den Vietnamkrieg protestierte und kluge Essays über Gramsci, Simone de Beauvoir, Herbert Marcuse, Foucault und andere kritische Intellektuelle schrieb, zum Apologeten des Krieges in Afghanistan avancierte? (vgl. Walzer 1991)

Walzer und das intellektuelle Feld in Amerika

Die Beantwortung dieser Frage erfordert eine Verortung der Position Walzers im intellektuellen Feld der USA. Ist Walzers Haltung zum 11. September das unvermeidliche Resultat seiner kommunitaristischen Auffassungen oder kommt in Walzers explizitem Patriotismus („Ich bin ein Patriot“) eher eine moderne amerikanische Variante jener „Ideen von 1914“ zum Ausdruck, mit denen die überwältigende Mehrheit der deutschen Intellektuellen ihre Kriegsbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkrieges bekundeten? Oder ist Walzer einfach im Sinne der alten sozialistischen Arbeiterbewegung zum „Renegat“ geworden, der aus Opportunismus die Seiten gewechselt hat? Auf diese Fragen läßt sich folgendes antworten: Weder ist Walzers Patriotismus eine zwangsläufige Folge kommunitaristischer Auffassungen² noch Ausdruck eines traditionellen Nationalismus oder eines persönlichen Opportunismus. Aber unzweifelhaft hat sich seine Position innerhalb des intellektuellen Feldes nach rechts verschoben. Als ehemaliger Gegner des Vietnamkrieges befindet sich Walzer heute in einer Situation, in der oppositionelle Bewegungen in den USA schwach, die Gewerkschaften entmachteter, sozialistisches Denken mehr denn je diskreditiert ist und Alternativen zum „amerikanischen Modell“ des Turbokapitalismus nirgends auch nur schemenhaft zu erkennen sind. Politische Intellektuelle aber brauchen Orte der Identifikation, die außerhalb ihrer persönlichen Meinungen liegen. Revolutionäre Intellektuelle bezogen gerade daraus ihren persönlichen Elan und ihren Widerstandsgeist, daß sie sich auf eine kol-

² In einem Artikel in „Sozialismus“ 7-8/1998 habe ich die inneren Differenzierungen und Widersprüche im kommunitaristischen Denken ausführlich dargestellt. Zwischen einzelnen kommunitaristischen Ideen und Auffassungen der Linken – etwa in der Kritik am neoliberalen Individualismus – kann es durchaus Berührungspunkte geben.

lektive Kraft beziehen konnten, die zwar außerhalb ihres unmittelbaren Erfahrungsradius lag, aber die Zukunft einer Gesellschaft verkörperte, die auch die Heimatlosigkeit und Außenseiterposition der kritischen Intelligenz aufzuheben versprach. Heute sind diejenigen amerikanischen Intellektuellen, die sich nicht dem ideologischen mainstream anschließen, weitgehend auf sich gestellt und isoliert. Die pathetische Selbstdefinition als Patriot zeigt, daß Walzer dem Integrationsdruck nicht gewachsen ist, den die Bewußtseinsindustrie und die medialen Imperien ausüben. Die Bereitschaft, sich im intellektuellen Feld der Mehrheit der Intellektuellen, der „beherrschten Fraktion der herrschenden Klasse“ (Pierre Bourdieu) anzupassen, nimmt in dem Maße zu, wie die gesellschaftlichen Gegenkräfte, an denen sich die kritischen amerikanischen Intellektuellen früher orientieren konnten, in die Defensive geraten. Das gilt umso mehr, je enger die Abhängigkeit der Intellektuellen vom Kulturbetrieb und Medienzirkus wird und sie sich nur noch als „kulturelle Linke“ („Cultural Left“) definieren lassen, wie es Richard Rorty kritisch getan hat, ohne allerdings seinerseits überzeugende Alternativen aufzeigen zu können (vgl. Rorty 1998). Abgekoppelt von sozialen Bewegungen und gesellschaftlichen Grundproblemen versucht die „kulturelle Linke“ entweder durch „subversive“ oder affirmative Diskurse ihre geschwundene öffentliche Bedeutung aufzupolieren. Dieser Prozeß der Anpassung beschränkt sich zwar nicht auf die Vereinigten Staaten, aber hier setzt er sich nach dem 11. September besonders massiv durch, wie etwa das Beispiel der international bekannten Schriftstellerin und Publizistin Susan Sontag von der „New York Times“ zeigt. Nachdem sie zunächst während eines Aufenthalts in Deutschland einen sehr kritischen Artikel über die Attitüde der Stärke geschrieben hatte, mit der amerikanische Medien und Politiker auf die Anschläge reagierten (Sontag 2001a), schwenkte sie wenig später auf eine Linie nationaler Selbstbeweihräucherung ein, indem sie jeden Zusammenhang zwischen dem Verhalten der USA und den Anschlägen bestritt und den USA attestierte, sie seien „eine bemerkenswert tolerante Gesellschaft“ (Sontag 2001b).

An Michael Walzer fällt im Vergleich zu anderen Intellektuellen eine Überidentifikation mit den USA auf, die offensichtlich seine frühere kritische Distanz kompensieren soll. Dieses Problem zumindest haben andere Unterzeichner des „Offenen Briefes“ nicht. Samuel Huntington ist schon lange ein Parteigänger des hegemonialen Diskurses und sieht sich durch den 11. September auf frappante Weise bestätigt. Aber auch Francis Fukuyama hat wenig Schwierigkeiten, den „Offenen Brief“ zu unterzeichnen, obwohl doch seine These „vom Ende der Geschichte“, also vom irreversiblen Triumph des Marktes und des liberalen Politikmodells, durch die Zerstörung der Türme des World Trade Center auf den Kopf gestellt zu sein scheint. Unbeeindruckt interpretiert er aber die Anschläge lediglich als Verzögerung eines globalen Modernisierungsprozesses, der sich nichtsdestoweniger in der von ihm prophezeiten Weise durchsetzen werde: „Ich glaube, daß ich am Ende Recht behalten werde: Modernität ist ein machtvoller Güterzug, der durch die jüngsten, wenn auch leidvollen Ereignissen nicht zum Entgleisen gebracht wird. Demokratie und

Markt werden weiterhin als die beherrschenden Organisationsprinzipien auf einem Großteil der Welt expandieren“ (Fukuyama 2001; Übersetzung L. P.).

Während sich also Huntington und Fukuyama trotz ihrer gegensätzlichen Globalisierungsszenarien von vornherein innerhalb des hegemonialen Diskurses bewegen und sich nicht rechtfertigen müssen, sieht sich Walzer gezwungen, seine linke Vergangenheit nachdrücklich zu revidieren, um den Anschluß an die ideologieproduzierende amerikanische Elite nicht zu verlieren und sich vom Stigma des intellektuellen „Losers“ zu befreien.

Ende der achtziger Jahre, noch vor dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten, fragte Michael Walzer, was kritische Intellektuelle, die an die Objektivität revolutionärer Prozesse glauben, tun, wenn sie Niederlagen und Enttäuschungen erleiden. Die Antwort, die er gibt, nimmt in unfreiwilliger Selbstironie seine jetzige apologetische Haltung der Kriegsbejahung vorweg. Damals schrieb Walzer: „Was macht der Kritiker dann? Wie geht er – und jeder Kritiker des zwanzigsten Jahrhunderts mußte das – mit Niederlage und Enttäuschung um? Wir reagieren darauf, indem wir aufhören, kritische Intellektuelle zu sein. Statt dessen werden wir zu Apologeten, verteidigen mit fest geschlossenen Augen das, was mit offenen nicht länger verteidigt werden kann“ (Walzer 1991, 309).

Die Grenzen der „kommunikativen Vernunft“: Jürgen Habermas

Ähnlich wie Walzer reklamiert auch Habermas universalistische Werte für seine Deutung des 11. September und der durch ihn aufgeworfenen Probleme (vgl. Habermas 2002). Aber anders als Walzer stellt Habermas einen konkreten Zusammenhang zwischen westlich-amerikanischer Kultur und den Flugzeugattentaten her. Nach Habermas ist der von dieser Kultur entfesselte Prozeß der Globalisierung nicht nur eine triumphale Demonstration westlicher Überlegenheit, sondern auch, aus der Erfahrungsperspektive der Bevölkerung anderer Länder und Regionen betrachtet, eine tiefgreifende Erschütterung, die die Betroffenen aus ihren kulturellen Traditionen und Wertvorstellungen herausreißt. Die durch Globalisierung diktierte Gleichsetzung von Markt und Konsum mit Kultur hinterläßt weltweit ein geistiges, moralisches und normatives Vakuum, das ein auf terroristische Aktionen zusteuender Fundamentalismus auszufüllen verspricht. Insofern lassen sich fundamentalistische Abwehrreaktionen auf die „weltweit säkularisierte Macht des Westens“ (Habermas 2002, 170) als Versuche interpretieren, jenes elementare Bedürfnis der Menschen nach spiritueller Daseinsrechtfertigung zu befriedigen, das der Westen mit seiner Konsumvergötzung auf provokante Weise frustriert. Der Terrorismus – als äußerste Konsequenz des Fundamentalismus – sei eine „ohnmächtige Revolte“ gegen das unendlich überlegene westliche System, dem aus der Sicht terroristischer Akteure durch andere Mittel als die des Terrors gar nicht mehr beizukommen sei. Habermas unterscheidet dabei sowohl zwischen nationalem und globalem Terror als auch zwischen gewöhnlichem Verbrechen

und politischem Terrorismus. (Daß er trotz dieser analytischen Differenzierung jeder Spielart von Terrorismus eine entschiedene Absage erteilt, sei nur erwähnt, um Mißverständnissen vorzubeugen.) Den Terrorismus von Palästinensern bezeichnet Habermas als etwas „gewissermaßen Altmodisches“, da er auf „wahllose Vernichtung von Feinden“ gerichtet sei, wohingegen der Terrorismus von Partisanenbewegungen sich auf bestimmte Regionen beschränke und angebbare Ziele verfolge. Vom herkömmlichen politischen Terrorismus unterscheide sich die Tat vom 11. September aber dadurch, daß sie retrospektiv nicht nachvollziehbar sei. Während für Habermas andere Aktionen des politischen Terrorismus trotz ihres kriminellen Charakters als Versuch zur „Überwindung einer manifest ungerechten Situation“ identifizierbar seien, ihnen also eine „irgendwie verständliche“ Zielsetzung zugeschrieben werden könne, fehle bei den Anschlägen von New York und Washington jeder Kontext, der das „monströse Verbrechen“ als politischen Akt kennzeichne (Habermas 2002, 171/172). Aber ist diese Schlußfolgerung überzeugend? Kapitulierte sie nicht vor der unangenehmen Herausforderung, auch die Anschläge vom 11. September als politisch und weltanschaulich verstehbare Tat anzuerkennen, anstatt sie mit einem Status der Unerklärbarkeit zu belegen und sie irrationalen Reaktionen wie dem „Kampf gegen das Böse“ zu überlassen? Wenn Habermas zurecht „gewöhnliche Verbrechen“ und „politischen Terror“ analytisch unterscheidet, dann handelt es sich bei den Anschlägen vom 11. September um politischen Terror, obwohl die Selbstmordattentäter keine Bekenner schreiben oder andere Rechtfertigungen hinterlassen haben. Das Ziel der grauhaft apokalyptischen Aktion bestand ja nicht zufällig darin, die Türme des World Trade Center und das Pentagon anzugreifen, Symbole für das, was gemessen an den zu vermutenden Maßstäben der Attentäter für alles steht, was vernichtet werden muß: die ökonomische und technologische Gigantomanie des Westens, sein militärisches Superpotential und vor allem seine säkularisierte Kultur mit ihrem moralischen Relativismus und der Anbetung materiellen Reichtums. Daß es einen direkten Zusammenhang zwischen dem von Habermas ja selbst thematisierten Fundamentalismus und dem 11. September gibt, wird an zahlreichen Indikatoren erkennbar: an den antiamerikanischen Massendemonstrationen in Ländern mit islamischem Einfluß, an Kommentaren aus der arabischen Welt oder Stellungnahmen wie jenen der indischen Schriftstellerin und Umweltaktivistin Arundhati Roy, die ihrerseits daran erinnert, daß Fundamentalismus und Terrorismus in Pakistan und Afghanistan durch die USA tatkräftig gefördert wurden, solange die Sowjetunion der Hauptfeind war (Roy 2001). Wenn es also einen Zusammenhang zwischen Fundamentalismus und den Terroranschlägen vom 11. September gibt, dann stellt sich die Frage, worin die Ursachen beider Phänomene bestehen und wie man sie bekämpfen kann. Habermas hält allerdings die Entscheidung des amerikanischen Präsidenten, deshalb einen „Krieg gegen den Terrorismus“ zu führen, „normativ wie pragmatisch für einen schweren Fehler“. Was bedeutet hier aber „ein schwerer Fehler“? Will Habermas damit dem „Weißen Haus“ attestieren, daß seine Kriegsgründe eigentlich moralisch legitim sind, aber der

amerikanische Präsident sich nur in der Wahl der Mittel vergriffen hat? Und was veranlaßt ihn, dem Glauben zu schenken, was die US-Führung von sich selbst behauptet? Liegt es für eine kritische Betrachtung des 11. September und der Haltung der US-Regierung nicht viel näher, die politische Rhetorik von Bush und anderen politischen und militärischen Repräsentanten der USA darauf hin zu prüfen, ob sich hinter den verbalen Bekundungen vielleicht diametral entgegengesetzte Machtinteressen verbergen? Obwohl Habermas selbst sehr klar sieht, daß der Westen mit „Menschenrechten nicht viel mehr als den Export von Marktfreiheiten im Sinn hat“ (Habermas 2002, 170), kommt er nicht auf den naheliegenden Gedanken, daß gerade das das Ziel des Krieges in Afghanistan sein könnte.

Was schlägt er nun seinerseits vor, um die mit dem 11. September aufgeworfenen Probleme zu bewältigen? Er hält an seiner Theorie der kommunikativen Vernunft fest und vertraut trotz der weltweit zu registrierenden Steigerung von inner- und zwischenstaatlicher Gewaltsamkeit auf das Potential diskursiver Verständigungsprozesse und auf die Wirksamkeit einer normativen Universalpragmatik. Zwar ist er sich der Machtabhängigkeit kommunikativer Situationen bewußt, baut aber dennoch auf die Chancen reziproker Verständigung und wechselseitiger Perspektivenübernahme sozialer und politischer Akteure. Dabei grenzt er sich ausdrücklich von Auffassungen ab, die das Problem eines moralischen Konsenses durch ein einseitiges „Assimilationsmodell des Verstehens“ zu lösen beabsichtigen, indem, wie bei Richard Rorty und Alasdair MacIntyre, die „Angleichung an die eigenen Rationalitätsmaßstäbe“ oder die „Unterwerfung unter die Rationalität eines vollständig fremden Weltbildes“ (Habermas 2002, 178) erzwungen werden soll. Erneut zeigen sich hier jedoch Schwächen im Denken von Habermas. Sie liegen allerdings nicht darin, daß die Idee der kommunikativen Vernunft prinzipiell irrelevant wäre, wie ihm ja oft vorgehalten wurde. Im Gegenteil, kommunikative Vernunft ist tatsächlich ein entscheidendes Medium, um kontroverse gesellschaftliche und zwischenstaatliche Probleme zivilgesellschaftlich angemessen bearbeiten zu können. Das begründet und als unverzichtbare Voraussetzung demokratischer, universaler Werte respektierender Gesellschaften definiert zu haben, ist die wesentliche Leistung von Habermas. Aber die Schwierigkeiten liegen da, wo Habermas seine Theorie auf konkrete Situationen wie den 11. September bezieht. Diejenigen Veränderungen, in den westlichen Gesellschaften nämlich, die wirksam dazu beitragen würden, die himmelschreienden Ungleichheiten auf der Welt zu verringern, lassen sich nicht allein auf dem Weg vernunftgeleiteter Kommunikation erreichen. Sie erfordern vielmehr sowohl subjektive Dispositionen als auch Formen politischen Handelns, die nicht im Begriff der kommunikativen Vernunft aufgehen. Das Empfinden für soziale Gerechtigkeit, Mitgefühl und Solidarität für die und mit den weltweit Hungernden und Geknechteten und der Ekel vor sinnlosem Luxus und Verschwendung sind nicht nur oder nur sekundär das Ergebnis rationaler Verständigung. Und die Einschränkung imperialistischer Herrschaft oder Reformen in den kapitalistischen Ländern, die den Ländern der „Dritten Welt“ wirklich nützen könnten, folgen

überhaupt nicht oder allenfalls nur in zweiter Linie aus diskursethischen Einsichten herrschender Eliten, sondern ergeben sich aus dem, was ich als „zivilisatorischen Zwang“ bezeichnen möchte. „Zivilisatorischer Zwang“ äußert sich darin, daß die modernen kapitalistischen Oligarchien und Institutionen durch kollektiven Druck, durch Widerstand, Verweigerung und andere Manifestationen des symbolischen Bruchs mit den bestehenden Verhältnissen dazu veranlaßt werden, Situationen zuzulassen, in denen dann rationale Verständigungsprozesse möglich werden. Habermas hebt selbst hervor, daß die sich aus der weltpolitischen Zäsur des 11. September ergebenden politischen Aufgaben ohne eine „politische Zähmung des entgrenzten Kapitalismus“ (Habermas 2002, 173) nicht bewältigt werden können, aber er umgeht das Problem, daß sich dies eben nicht allein durch kommunikative Vernunft regeln läßt. Um die „disparitäre Entwicklungsdynamik der Weltwirtschaft“ (Habermas) korrigieren zu können, bedarf es nicht nur öffentlicher Diskurse, sondern auch kollektiver Bewegungen, die durch Proteste, Demonstrationen, Streiks, begrenzte Regelverletzungen, aber auch durch alternative Lebensmodelle, Kommunikationsformen, Projekte und Initiativen die gesellschaftlichen und politischen Kräfteverhältnisse so beeinflussen, daß die Herrschenden schließlich Möglichkeiten deliberativer Demokratie zugestehen müssen. Erst die Befürchtung der politischen Klasse, daß zum Beispiel repressive Antworten auf die Aktionen der Globalisierungsgegner längerfristig einen Akzeptanzverlust herrschender Politik provozieren könnten, gab den Anlaß, daß sich etwa der französische Premierminister für die Tobin-Steuer ausgesprochen hat.

Um sein „hermeneutisches Modell“ rationaler Verständigung für die Gestaltung der internationalen Beziehungen und die Lösung globaler Konflikte fruchtbar zu machen, setzt sich Habermas mit der Funktion des Völkerrechts im allgemeinen und der UNO im besonderen auseinander. Er wendet sich gegen Versuche, die von ihm bejahten Prinzipien des modernen Universalismus nationalstaatlichen Interessen unterzuordnen und die Grenzen zwischen „Sollen und Können“ und „Recht und Macht“ zu verwischen. Aus der von ihm diagnostizierten Diskrepanz zwischen einem „kosmopolitischen Rechtsregime“ und „klassischer Machtpolitik“ leitet er aber keine Kritik an den USA und dem unter ihrer Führung begonnenen Krieg ab, sondern setzt seine Hoffnung auf Fortschritte im Übergang des klassischen, von ihm als defizitär betrachteten Völkerrechts zu einem transnationalen Zustand der Weltbürgerlichkeit. Genau in diesem Punkt aber liegt der vielleicht folgenschwerste Widerspruch der Habermasschen Argumentation, nämlich die paradoxe Annahme, daß Kriege, die eindeutig keine Verteidigungskriege sind wie der NATO-Angriff auf Serbien und die Intervention in Afghanistan, zu einem Mittel der Herstellung eines „kosmopolitischen Rechtsregimes“ werden können. Dem Krieg in Afghanistan steht Habermas zwar skeptischer gegenüber als dem NATO-Angriff auf Serbien 1999, den er ideologisch zur „interventionistischen Menschenrechtspolitik“ (Habermas 1999, 6) verschönt hatte, aber seine Kritik faßt nicht den imperialistischen und hegemonialen Charakter der militärischen Intervention in Afghanistan ins Auge, sondern begnügt sich mit der Warnung,

Taliban und Al Quaida nicht durch zu viel Bomben „aufzuwerten“. Dagegen sieht er in der von den USA „klug zusammengeführten, wenn auch brüchigen Koalition gegen den Terror“ eine Chance, „den Übergang vom klassischen Völkerrecht zu einem kosmopolitischen Rechtszustand zu befördern“ (Habermas 2002, 166). Die Bombardierung eines ohnehin schon verwüsteten, von Minen verseuchten und ausgebluteten Landes und die von den USA zusammengetrommelte Antiterror-Koalition lassen sich aber nicht von einander trennen; denn sie bilden innerhalb der amerikanischen Globalstrategie komplementäre Elemente. Indem Habermas die Antiterror-Koalition lobt, stimmt er auch, ob er es will oder nicht, dem Krieg in Afghanistan zu. Die Möglichkeit, daß es bei dem Afghanistankrieg nicht oder nur vordergründig um den Terrorismus und um den Schutz universaler westlicher Werte geht, sondern darum, jeden Widerstand und jede Unbotmäßigkeit gegen die Hegemonie der USA zu brechen, streift Habermas zwar gelegentlich, zieht daraus aber keine Konsequenzen. Würde er das tun, dann müßte er logischerweise nicht nur die US-Administration und das Pentagon, sondern auch die „uneingeschränkte Solidarität“ der deutschen Regierung als Komplizenschaft mit den imperialistischen Interessen der USA verurteilen. So weit will es Habermas nicht kommen lassen. Er will sein Prestige als inoffizieller Staatsphilosoph der Bundesrepublik nicht dadurch gefährden, daß er einen Konflikt mit der politischen Macht riskiert, die ihn unvermeidlich aus dem Zentrum des öffentlichen Diskurses verbannen würde. Habermas repräsentiert einen Intellektuellentyp, der, indem er die moderne kapitalistische Gesellschaft als prinzipiell diskursfähig betrachtet, auf die Notwendigkeit von Fundamentalkritik verzichten zu können glaubt. Dieser Verzicht erlaubt es ihm, einzelne Aspekte des herrschenden gesellschaftlichen Systems zu kritisieren, ohne es jemals grundsätzlich in Frage zu stellen. Insofern erweist er sich als ein für die rationale Rechtfertigung gegenwärtiger gesellschaftlicher Widersprüche adäquater „organischer Intellektueller“ (Antonio Gramsci), der darauf bedacht ist, kritische Einwände systemimmanent auszubalancieren und sich nicht von den Diskursen der Mächtigen abzukoppeln.

Schlußbemerkung

Entgegen der berühmten These Karl Mannheims von den „freischwebenden Intellektuellen“, die aufgrund ihrer angeblichen sozialen Autonomie gegenüber anderen Klassen und Schichten für rationales vorausschauendes Denken und Synthesefähigkeit prädestiniert seien, sind Intellektuelle in besonders hohem Grad von gesellschaftlicher Anerkennung abhängig. Da sie nur oder doch primär über symbolische Ressourcen verfügen, die erst durch Kommunikation mit der Gesellschaft zum Tragen kommen, entwickeln Intellektuelle eine strukturelle Affinität zu denjenigen Kräften, die in der Gesellschaft die Hegemonie ausüben. Das ist gleichsam der „Normalzustand“, in dem sich Intellektuelle befinden. Diese Affinität wächst nun in dem Maß, wie die Bedeutung „symbolischer Herrschaft“ (Pierre Bourdieu) zunimmt. Größere Gruppen oder gar die Mehrheit der Intellektuellen werden sich nur dann oppositionellen so-

zialen und politischen Bewegungen zuwenden, wenn diese Aussicht auf Erfolg haben und Intellektuelle so eine Aufwertung ihrer Position und ihres Prestiges erhoffen können. Aber die Tendenz von Intellektuellen, sich mit der Macht zu arrangieren oder sich ihr sogar als Interpreten und Sinnstifter zur Verfügung zu stellen, ist kein Naturgesetz. Es hat immer wieder, auch in politisch schwierigen, manchmal sogar hoffnungslos erscheinenden Situationen Intellektuelle gegeben, die weder den Drohungen noch den Verlockungen der Macht nachgegeben, sondern – wie in Deutschland nach 1945 zum Beispiel Wolfgang Abendroth, Josef Schleifstein und Werner Hofmann – ihre systemkritischen Positionen unbeirrt aufrechterhalten haben.

Die halbherzige Kritik von Baudrillard und Žizek an der gesellschaftlichen Logik des modernen Kapitalismus, die offen apologetische Haltung Walzers zum „Kreuzzug gegen das Böse“ und die Umdeutung militärischer Gewalt in ein mögliches Mittel zur Herstellung eines zivilisierten „weltbürgerlichen Zustandes“ bei Habermas zeigen, wie stark der ideologische Integrationsdruck ist, dem Intellektuelle auf dem Höhepunkt eines global triumphierenden Kapitalismus ausgesetzt sind. Wie aber können sie der Vereinnahmung widerstehen und die Selbständigkeit kritischen Denkens sichern?³ Darauf lassen sich keine wohlfeilen Antworten geben. Eine Minimalvoraussetzung für geistige Unabhängigkeit dürfte aber darin bestehen, daß Intellektuelle über Gesellschaft nicht als etwas außer ihres Bewußtseins Existierendes nachdenken, sondern ihre eigene Stellung und Funktion in der Gesellschaft, ihren materiellen Widersprüchen und symbolischen Ordnungen kontinuierlich mitreflektieren. Das gilt insbesondere für so existentielle Probleme wie die Alternative von Krieg und Frieden.

Literatur

- Baudrillard, Jean: *Agonie des Realen*, Berlin 1978 (Merve)
 Baudrillard, Jean: Das ist der vierte Weltkrieg, Interview, in: Spiegel Online 2002 vom 15.1.2002 (Internetausdruck)
 Baudrillard, Jean: *La société de consommation* (1970), Paris 1985 (Gallimard)
 Baudrillard, Jean: *Le miroir de la production*, Tournai 1973 (Casterman)
 Baudrillard, Jean: *L'esprit du terrorisme*; in: Le Monde vom 2.11.2001 (Internetausdruck)
 Celikates, Robin: Kidnapping. US-Intellektuelle kritisieren den Intellektuellen-Aufruf zum „war against terror“; in: Frankfurter Rundschau vom 28.02.02
 Chomsky, Noam: Warum gegen die USA?; in: Junge Welt vom 5./6.1.2002
 Chomsky, Noam: Warum sie uns wirklich hassen; in: Le monde diplomatique vom 14.12.2001 (Beilage der taz)

³ Leider fehlt mir der Raum, auf einen Beitrag von Andreas Hess in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ und seine kritikbedürftige Differenzierung der Intellektuellenreaktionen auf den 11. September näher einzugehen (vgl. Hess 2001). Daß Hess in einer strukturellen, von ihm als „fundamentalistisch“ bezeichneten Analyse der Zusammenhänge von Globalisierung und Terrorismus nur antiamerikanische Ressentiments zu entdecken vermag, ist weder originell noch politisch hilfreich. Hess seinerseits begnügt sich damit, „Verunsicherung“ durch das „unerhörte Ereignis“ als Wert an sich zu loben.

- Fukuyama, Francis: The west has won; in: The Guardian vom 11.10.01 (Internetausdruck)
- Glucksmann, André: Dostoievski à Manhattan, Paris 2001 (Robert Laffont)
- Habermas, Jürgen: Bestialität und Humanität. Ein Krieg an der Grenze zwischen Recht und Moral; in: Die Zeit vom 29. April 1999
- Habermas, Jürgen: Fundamentalismus und Terror. Antworten auf Fragen zum 11. September 2001; in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 2/2002, S. 165-178
- Hess, Andreas: Intellektuelle Reaktionen auf den 11. September 2001. Versuch einer vorläufigen kritischen Einordnung; in: Gewerkschaftliche Monatshefte, H. 11-12/2001
- Institute for American Values/New York: What We're Fighting For, New York 2002 (Internetausdruck)
- Peter, Lothar: Kommunitarismus und Linke. Unvereinbare Gegensätze?; in: Sozialismus 7-8/1998, S. 49-58
- Rorty, Richard: Achieving our country. Leftist Thought in Twentieth-Century America, Cambridge/Massachusetts, London 1998 (Harvard University Press)
- Roy, Arundhati: The algebra of infinite justice; in: The Guardian vom 29. September 2001 (Internetausdruck)
- Sontag, Susan: Feige waren die Mörder nicht; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.09.01 (a)
- Sontag, Susan: Amerika hat den Islam nicht provoziert; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11.10.01 (b)
- Stuby, Gerhard: Internationaler Terrorismus und Völkerrecht; in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 11/2001, S. 1330-1341
- Walzer, Michael: Gibt es den gerechten Krieg? (engl. 1977), Stuttgart 1982 (Klett-Kotta)
- Walzer, Michael: Ich bin ein Patriot; Interview, in: taz vom 24.11.2001 (Internetausdruck)
- Walzer, Michael: Zweifel und Einmischung. Gesellschaftskritik im 20. Jahrhundert (engl. 1988), Frankfurt/M. 1991 (S. Fischer)
- Žizek, Slavoj: Willkommen in der Wüste des Realen; in: Die Zeit 39/2001 (Internetausdruck)

Johannes M. Becker

Haben wir ein neues Bild vom Krieg?

Fragen an ein ruhiges Land¹

Die deutsche Friedensbewegung ist – von wenigen Ausnahmen abgesehen – unbewegt. Hätte man einem politischen Beobachter vor einem Jahrzehnt das heutige politische Szenario aufgemacht, in dem deutsches Militär in Afghanistan Krieg führt, die Bundeswehr in Bosnien, am Horn von Afrika, im Kosovo, in Mazedonien – und wer weiß wo noch in den kommenden Wochen – stationiert ist, hätte dieser sicherlich eine starke Gegenbewegung antizipiert. In der Gesamtsicht:

- *Januar 1991*: Eine Reihe von Staaten bombt mit UNO-Mandat und 14 Milliarden DM-Zuschuß aus Bonn gegen den Irak. Deutschlands Nachwuchs blockiert Kreuzungen und beschmiert Häuserwände: "Kriegstreiber Kohl".

- *März 1999*: Die NATO führt einen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg, die rosagrün geführte Bundeswehr ist in erster Front dabei. Außenminister Joseph Fischer reklamiert „Auschwitz“ als historische Legitimation für die deutsche Teilname am Bomben. Der Autoverkehr der Berliner Republik passiert ungehindert weiß getünchte Häuserwände.

- *November/Dezember 2001*: Die rosagrüne Bundesregierung drängt sich den in Afghanistan Krieg führenden USA als Junior-Partner auf. Der Kanzler desavouiert das Parlament mit der Vertrauensfrage, vorher hatten die Fraktionsvorsitzenden der Regierungspartei ihre Abgeordneten entmündigt. Die Bundeswehr wird in Afghanistan, am Horn von Afrika, vielleicht demnächst in Kenia stationiert. Endlich darf Deutschland (nach einer kräftigen Steuererhöhung zur Finanzierung des Vorhabens) Krieg führen.

Der Klimawechsel in Deutschland, was das (weitreichende) Schweigen der Friedensbewegung angeht, hat wesentlich mit einem *neuen Bild vom Krieg* zu tun. Ich argumentiere in 9 Thesen.

1. Die heute sich durchsetzende Politik beginnt nach dem Fall der Mauer und nach dem *Ende der Blockkonfrontation*.

Das neue große Deutschland (in Frankreich und Großbritannien grassiert zeitweise die Rede von „Le/The Grossdeutschland“) fordert immer mehr Einfluß bei der Neuordnung der Erde. Erstes sichtbares Zeichen sind im Jahre 1992 die „Verteidigungspolitischen Richtlinien“ unter Verteidigungsminister Stoltenberg. Hier ist erstmals offiziell die Rede von der *Wahrnehmung von Interessen* im Gegensatz zu den Aussagen des Grundgesetzes, das die Bundeswehr auf Verteidigungsaufgaben festlegt.

¹ Dieser Beitrag ist eine Aufforderung zur kritischen Auseinandersetzung. Er soll nicht die Erfolge bspw. des „Kasseler Friedensratschlages“ in Frage stellen, soll auch nicht regional starke Bewegungen negieren – er ist eher als eine Art Hilferuf um Rat gemeint.

Die Rede von „Interessen“ und von der durch Deutschland nun, nach „dem Geschenk der Wiedervereinigung“, zu übernehmenden Verantwortung löst im übrigen die tiefe *Legitimationskrise* der Bundeswehr, die sich mit der Auflösung von UdSSR und Warschauer Vertragsorganisation (WVO) ergeben hat.

2. Diese neue Anlage der Sicherheitspolitik der westlichen Staaten wird auf breitere Füße gestellt mit dem *neuen NATO-Statut* (verabschiedet anlässlich der 50-Jahr-Feier im Mai 1999), in dem *drei* wesentliche Neuerungen fixiert sind:

- auch die NATO spricht nun nicht mehr von „Verteidigung“ im Falle eines Angriffs auf ein Mitgliedsland, sondern von der *Wahrung von Interessen* – was einen gewaltigen Unterschied bedeutet;
- das Aktionsgebiet der NATO ist fortan nicht mehr auf den nordatlantischen Raum begrenzt; die Interessen werden *global* wahrgenommen;
- die NATO agiert jetzt notfalls auch ohne ein Mandat der UNO, d.h. *selbst-mandatiert*; der Jugoslawienkrieg wird so im Nachhinein legitimiert.
- Und wenn Caspar Weinberger, ehemals Verteidigungsminister der USA, die Ölreserven der kaspischen Staaten als vital im Interesse der USA stehend bezeichnet (junge Welt v. 11.12.01), kann man über den weiteren Fortgang der Konfliktlage vielerlei Vermutungen anstellen.

3. Das Bild vom Krieg hat sich auch infolge des Vietnam-Traumas in den USA gewandelt. Zwei Faktoren sind hier zu nennen:

- die Rede vom „*Chirurgischen Schlag*“ oder auch von der „*Technologisierung der Kriegsführung*“ legt nahe, dass die Armeen der Industriestaaten, vor allem natürlich die der USA, heute Ziele akkurat, d.h. gerade ohne unerwünschte Nebeneffekte treffen und zerstören können. (Beide Begriffe kamen beim Golfkrieg gegen den Irak 1991 erstmals auf und wurden weiter kultiviert im Krieg gegen Jugoslawien 1999.) Die militärische Realität sieht allerdings anders aus: Bspw. traf im vergangenen Jugoslawien-Krieg lediglich ein Drittel (!) der high-tech-Waffen ihre Ziele. Im Afghanistan-Krieg allerdings haben die USA bereits „Fortschritte“ gemacht durch das „Echtzeit“-Bombardment: In geringen Höhen klärten unbemannte Drohnen auf – aus großen Höhen wurden dann gleichzeitig Bomben geworfen. Die Treffergenauigkeit verbesserte sich deutlich.

- Die Illusion vom „*Krieg mit Null Toten*“ (fr.: „la guerre à zéro morts“) bedeutet, dass man quasi ohne eigene Verluste Krieg führen kann. Die „*Resultate*“ sind in der Tat beeindruckend: Im Golfkrieg betrugen die Verluste der UN-Truppe lediglich ca. 150 (!) Soldaten, im Jugoslawienkrieg die der Aggressoren gar nur noch wenige Dutzend Soldaten. Problematisch an diesem Bild vom „*Krieg mit Null Toten*“ ist, dass er die Toten der Gegenseite, so im Irak mit seinen 300.000 Toten des zweiten Golfkrieges, oder auch die Zivilopfer in Jugoslawien, außer Acht lässt.

(Ab Anfang Dezember 2001 häuften sich die Meldungen, dass die US-Truppen in *Afghanistan* größere Verluste zu verzeichnen haben: bis Ende No-

vember angeblich 500.² Dies mag die aufgezeigte Illusion verletzen. Zum einen jedoch hatten die USA wohl nicht damit gerechnet, *eigene* Bodentruppen im nun vollzogenen Ausmaße einsetzen zu müssen; zum anderen halten sich die Verluste quantitativ doch in derart engen Grenzen, dass ein neues Vietnam-Trauma nicht zu erwarten ist. Im übrigen zieht die US-Regierung derzeit offenbar Lehren aus dem partiellen Debakel der afghanischen „Nordallianz“: Sie hat umfangreiche Sondierungen in Somalia und im Irak begonnen (jW v. 12.12.01), um *lokale* Oppositionsbewegungen dafür zu gewinnen, Bodenkämpfe zu führen. Auch Ausbildungskapazitäten werden eröffnet. Das Trauma des Ausblutens der eigenen Jugend fern der USA sitzt tief.)

4. Die *Rechtfertigungsbasis* für Kriege hat sich – im globalen Maßstab – weiter gewandelt. Führte man früher offen *Eroberungs- oder Kolonial-Kriege*, definierte man insbesondere nach den Grauen des II. Weltkrieges Rüstung als notwendig zum Zwecke der Verteidigung (die *Kriegs-* hießen nun *Verteidigungsminister*), so führt man heute Kriege gegen „Diktatoren“ von „Schurkenstaaten“, und – als Gipfel – zum Wohle der *Menschenrechte*. Obendrein nennt man diese Kriege dann auch noch „Luftschläge“. Man beachte auch die feine Nomenklatur mit *friedenerhaltenden* oder *friedenschaffenden* Maßnahmen. Aufrüstung und Krieg benötigt man in jedem Falle.

Das Militärkontingent, das in diesen Wochen in das zuvor zerbombte Afghanistan geschickt worden ist, wird feinnervig „Schutztruppe“ genannt.

Beim Krieg gegen den „Islamismus“ hat man auch endlich wieder einmal einen „Extremismus“ und einen „-ismus“ im Visier, wo die übrigen „-ismen“ verschwunden scheinen. Der „Schurke“ erinnert also an Kommun“ismus“, gar an den Befreiungskrieg gegen den Fasch“ismus“...

Und wenn wir schon bei der Sprache des Krieges sind: Die beiden toten BW-Soldaten (offenbar durch unsachgemäße Handlungen beim Sprengen von Munition ums Leben gekommen) sind „Opfer“, die „das deutsche Volk zu beklagen“ hat. (Opfer brachte man in früheren Zeiten den Göttern dar oder man nutzte sie als Gemeinschafts-Ritual.)³

5. Die *Medien*, vor allem das Fernsehen, haben eine neue Rolle in der Sicherheitspolitik inne. Bis zum Ende des Ost-West-Konfliktes sind sie eher Nach-(Be)Richter. Der Irak-Krieg der NATO jedoch läutet (maßgeblich unter der Dominanz des US-Senders CNN) eine neue Ära ein: Nun begleiten TV-Teams Kriege mit *live*-Übertragungen, militärische Schläge orientieren sich an der prime-time großer Medien, deren Konzerne im Zuge der allumfassenden Konzentrationen zudem auch mit Rüstungsproduzenten verwoben sind. Auch hier markiert *Vietnam* die Wende: Die Analyse des Pentagon gibt den Medien

² Die Verluste der US-Truppen bei der Verfolgung des ominösen Ibn Ladin in Afghanistan forderte im Frühjahr 2002 derart viele Tote, dass die US-Regierung eine britische Elite-Truppe um Hilfe rief.

³ Vgl. hierzu den wundervollen Beitrag von Herfried Münkler im „Freitag“ 15/2002 vom 5.4.2002.

eine wesentliche Rolle beim verlorenen Krieg, d.h. beim verlorenen Rückhalt in der US-Bevölkerung.

Die Konsequenz: Frühes Einbinden der vor allem visuellen Medien in Kriegsvorbereitung, sehr *genaues Selektieren der Nachrichtenströme* (siehe Jugoslawienkrieg 1999), allumfassendes Lenken medialen Vollzuges. Auch kleinräumlich ist ein Wandel zu beobachten: Minister Scharping bspw. wird seit geraumer Zeit von einem Medienunternehmen (Huntzinger, in Frankfurt/M.) beraten. Nichts soll mehr dem Zufall überlassen werden: Weder soll noch je ein Militär-Minister (wie Volker Rühe, CDU) im Wüstensand stolpernd und fallend zu filmen sein, noch sollen die Fahrradunfälle Scharpings seine politischen Gegner (wie Freunde) allzu nachdenklich machen.

6. Die Abschaffung bzw. Aussetzung der *Wehrpflicht*, die in der Bundesrepublik nach den kommenden Wahlen nicht lange auf sich warten lassen wird, tut ein Übriges: Die Existenz einer Armee von *Freiwilligen* macht es leichter, Truppen in einen Krieg zu schicken als eine *Wehrpflichtigen-Armee*. Auch wenn der folgende Satz das Problem vereinfacht: „Eine Wehrpflichtarmee muß der Bevölkerung erklären, warum sie in den Krieg zieht. Eine Berufsarmee muß erklären, warum sie nicht in den Krieg zieht...“ – So tut sich eine *interventionsbereite* Regierung sicherlich leichter im Umgang mit *Berufssoldaten*. *Kriegführen und Intervenieren wird mit einer Berufsarmee zum normalen Politikvollzug*. Die Wehrpflicht wird derzeit von der militärischen und politischen Führung vornehmlich aufrecht erhalten zum Zwecke eines besseren Zugriffs auf ein größeres Personal-Spektrum eines jeden Jahrgangs. Die BW ist nämlich, im Gegensatz zu mancherlei Spekulationen auf der politischen Linken, nicht daran interessiert, ein Sammelbecken Rechtsradikaler oder anderer Marginalisierter zu werden.

7. Auch die neue (u.a. deutsche, hier von Innenminister Schily eingeführte) Strategie, *Kriegsflüchtlinge* „vor Ort“ zu versorgen, d.h. die kriegführenden Länder und ihre Bevölkerung nicht mehr mit den unmittelbaren Folgen ihrer Kriege zu konfrontieren, dient dem einen Ziel: Die Schwelle vor der bewaffneten Konfliktlösung soll weiter gesenkt werden! (Kamen in den frühen 90er Jahren noch 400.000 bis 500.000 Flüchtlinge aus Jugoslawien nach Deutschland, so betrug deren Zahl im Krieg von 1999 nur noch weniger als 100.000. Auch Flüchtlinge aus dem derzeitigen Afghanistankrieg blieben weitgehend aus.) Es gibt, um beim Thema zu bleiben, in der Bevölkerung *kein „Bild vom Krieg“*.

8. Die US-Regierung hat die Terroranschläge zum „Krieg“ gegen die USA und gegen die „Zivilisation“ erklärt. Sie verdeutlichte in diesem Zusammenhang wiederholt, dass sie von einem langen „Feldzug“ gegen den Terrorismus ausgehe, der sich auch nicht auf Afghanistan beschränken werde. Verschiedene – den internationalen Terrorismus vermeintlich fördernde – Staaten wurden genannt, in denen die Intervention weitergeführt werden könnte: Irak, Somalia, Sudan. Anfang Dezember 2001 war die Rede von etwa 50 Staaten, die sich im Visier der USA befänden. Niemand erregt sich sonderlich. Bundes-

kanzler Schröder und Außenminister Fischer haben nun zwar (im März/April 2002) – den Wahlkampf im Auge – „im Irak machen wir nicht mit“ gesagt, gleichzeitig will man das „gute deutsch-amerikanische Verhältnis“ nicht belasten. Die Bundesregierung bleibt unglaublich.

Die Regierung Bush hat mit ihrer Rede vom „Krieg“ gegen die USA und dem notwendigerweise langen Abwehrkampf eine Legitimationsgrundlage zu schaffen versucht für eine Politik der *permanenten Intervention*. Auch eine neue Welle der *Aufrüstung* ist hiermit verbunden. Die FAZ (Jordan Mejias am 10.12.2001) schrieb in diesem Zusammenhang über die plötzliche Renaissance des Gedenkens an Pearl Harbor und seine Veteranen in den USA: „Pearl Harbor muß derweil als leuchtendes Beispiel dienen, als Rezept, wie ein Trauma nicht nur zu überwinden ist, sondern durch den aufopfernden Einsatz der gesamten Nation auf viele Jahre hin patriotische Zinsen abwirft.“ Das gigantische US-Rüstungsprogramm National Missile Defense (NMD) bspw. dient nicht der Abwehr von Angriffen von vermeintlichen „Schurkenstaaten“, es dient in Wirklichkeit der Absicherung einer weltumfassenden Interventionsfähigkeit der USA. Insgesamt werden die USA ihre Rüstungsausgaben bis 2006 auf unvorstellbare 451 Milliarden US-Dollar erhöhen (zum Vergleich: Der bundesdeutsche Gesamthaushalt für 2002 beträgt umgerechnet ca. 210 Mrd. US-Dollar)

9. Der Jugoslawienkrieg hat in der *Europäischen Union* (EU) eine neue Dynamik losgetreten. Viele interne Bremsen, Hemmnisse gegen eine Militarisierung der EU sind weggefallen – von „Gemeinsamer Außen- und Sicherheitspolitik“ (GASP) und „Europäischer Verteidigungsidentität“ (EVI) ist da die Rede.

Die EU diskutiert, nicht immer ohne einen anti-amerikanischen Unterton, rein militärische Konfliktlösungsstrategien. Nicht-militärische Konfliktregelung wird nicht gefordert und gefördert.

Es ist – entgegen einiger Illusionen – zu bezweifeln, dass die Erde friedlicher wird, wenn sich zwei politisch und ökonomisch gleichgerichtete Machtblöcke gegenüberstehen.

Fazit: Das „neue Kriegsbild“ bedeutet im wesentlichen, dass wir es – funktionierte das Vorhaben – im Massenbewußtsein gar nicht mehr mit „Kriegen“ zu tun haben, sondern mit einer besonderen, durch die neuen Unsicherheiten der internationalen Gesellschaft *erforderten*, Form der Sicherheitspolitik. Sicherheitspolitik wird hier freilich, und das ist der Sinn des Ganzen, auf *Militärpolitik* reduziert.

Die mächtigen und reichen Staaten der Erde wollen auf Terrorismus und vor allem auf die wachsenden sozialen Probleme nicht mehr politisch, sondern mit *permanenter Intervention* reagieren. Die Europäische Union schickt sich an, eigene, d.h. von den USA unabhängige, Interventionskapazitäten aufzubauen. Und: Die Bundesrepublik Deutschland paßt mit ihrer gerade vollzogenen und

durch den Mazedonien- und Afghanistan-Einsatz gleichsam gekrönten Wende von einer (Tendenz zur) Zivillogik⁴ hin zur Militärlogik gut in diese neue sicherheitspolitische Welt.

Die „Enttabuisierung des Militärischen“ (Bundeskanzler Schröder) ist weitgehend vollzogen.

All dies gilt es, mit klarem Kopf zu analysieren und die verbleibenden Kräfte zur Gegenwehr zu sammeln.

⁴ Einige Überlegungen zu den Hintergründen dieser latent zivilisatorischen, teilweise pazifistischen Haltung weiter Kreise der Bundesrepublik in den ersten Nachkriegsjahrzehnten:

- zum ersten ist sie zu schulden dem kollektiven Gedenken an die Greuel und Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges, der ja seinen Ursprung im faschistischen Deutschland hatte;
- zum zweiten mündete dieser Krieg bekanntlich in eine Desavouierung alles Militärischen und eine streitkräftefreie Zäsur von immerhin einem Jahrzehnt, an das sich dann eine gewisse sicherheitspolitische Sonderrolle der Bundesrepublik anschloss, eingeschlossen Rüstungsbeschränkungen infolge des WEU-Vertrages;
- schließlich sollten die Folgen der Hartnäckigkeit der sozialen Bewegungen gegen die Remilitarisierung, gegen die drohende Atombewaffnung, gegen die Raketenstationierung, gegen den Golfkrieg etc. (s.o.) nicht unterschätzt werden. Immerhin resultierte aus den letztgenannten Bewegungen auch der Aufstieg der GRÜNEN als starker friedenspolitischer Partei – bis zu ihrem Regierungseintritt im Herbst 1998. Dann brachen ebendiese GRÜNEN der Friedensbewegung das Rückgrat.

Knut Krusewitz

Gefechtsübungen im Biosphärenreservat*

Erfahrungen einer Friedensinitiative mit dem Umbau der Bundeswehr zu einer Interventionsstreitmacht

Konnte in den neunziger Jahren, wer weder einen Generalstabslehrgang absolvierte, noch in einem universitären Friedensforschungsinstitut arbeitete oder im Verteidigungsausschuss des Bundestages saß, wer auch sonst vom Zugang zum Insiderwissen von einstigen Verteidigungs- und späteren Kriegsexperten ausgeschlossen blieb, konnte also, wer nur in einer kleinen ostthessischen Friedensinitiative (FI) sich engagierte, den Wandel der Bundeswehr von einer Verteidigungsarmee zu einer Interventionsstreitmacht erkennen und seine Ursachen erklären? Er und sie konnten, wenn sie, wie im vorliegenden Fall, „Militäranalyse durch Friedensarbeit“ betrieben. Eine Untersuchungs- und Arbeitsweise, die allerdings durch die Dialektik internationaler Voraussetzungen, regionaler Implikationen und spezifischer FI-Fähigkeiten begünstigt wurde.

- *Die internationale Voraussetzung:* Die Rhön, eine Mittelgebirgslandschaft, die sich Bayern, Hessen und Thüringen teilen, wurde von der UNESCO 1991 als „Biosphärenreservat“ anerkannt. Diese Entscheidung hatte für die regionale FI eine faszinierende friedenspolitische Implikation: Nach Zerfall der bipolaren Weltordnung konnte diese Vorkriegslandschaft der US-Armee (Fulda Gap) zur UNESCO-Vorbildregion (Biosphärenreservat) umgestaltet werden. Dadurch wurde sie aber auch mit regionalen Bedingungen konfrontiert, die völlig neue Anforderungen an ihre Fähigkeiten stellten.

- *Regionale Konsequenzen:* Die unterschiedlichen Aufgaben von Biosphärenreservaten erfordern eine räumliche Gliederung des Gesamtgebietes in eine „Kernzone“, eine „Pflegezone“ und eine „Entwicklungszone“. Jedes Reservat besitzt eine rechtlich geschützte Kernzone, die mindestens 3 Prozent der Gesamtfläche einnehmen muss. In ihr sind keine menschlichen Nutzungen erlaubt. Die Pflegezone soll, unabhängig von politischen Grenzen, mindestens 10 Prozent der Gesamtfläche umfassen; sie dient der Erhaltung der Kernzone und der Pflege von Ökosystemen, die durch menschliche Nutzung entstanden sind. Die Entwicklungszone als Lebens-, Wirtschafts- und Erholungsraum der Bevölkerung soll 50 Prozent betragen. Hier prägen insbesondere dauerhaft tragfähige Produktion, Konsumtion und Reproduktion das naturraumtypische Landschaftsbild.

- *Lernfähigkeit und Kreativität:* Die FI musste, um dies regionale Entwicklungsprogramm von Anfang an mitgestalten zu können, den Horizont ihres

* Aus Platzgründen verzichtete der Autor auf Anmerkungen und Literaturverzeichnis. Es kann angefordert werden unter: Knut.Krusewitz@t-online.de

bisherigen Friedensverständnisses erheblich überschreiten. Frieden stellte sich zunächst einmal als ein Planungsproblem dar, auf das sie nicht vorbereitet war. Erst allmählich lernte sie, nicht mehr nur militärkritische, sondern auch völkerrechtliche, soziale, ökonomische, umweltsplanerische und friedenskulturelle Aspekte des UNESCO-Konzepts zu bearbeiten.

- *Theorie und Empirie:* Die FI leitete aus dem Biosphärenreservats-Konzept der UNESCO die Selbstverpflichtung von Staat und Gesellschaft ab, internationale Vorbildregionen wie die Rhön an einem sozialgerechten, naturverträglichen und friedensfördernden Entwicklungsziel auszurichten. Deshalb musste sie die Entscheidung der Bundeswehrführung vom Dezember 1993, das Biosphärenreservat zukünftig militärisch zu nutzen, als Kriegserklärung gegen die Regionalgesellschaft auffassen. Aus diesem Grund hat sie den strategischen Ansatz entwickelt, jede militärische Nutzung streitig zu machen. Er basierte auf ihrem „Unvereinbarkeits-Theorem“, das besagte, ein UNESCO-Biosphärenreservat könne nicht gleichzeitig als internationale Vorbildregion und als Kriegsübungslandschaft entwickelt werden. Wegen der internationalen Bedeutung dieser Auseinandersetzung bat sie die UNESCO um Unterstützung.

- *Erkenntnisinteresse und Militäranalyse:* Obwohl – oder weil – die FI den Rückbau des UNESCO-Biosphärenreservates Rhön zu einer NATO-Kriegsübungslandschaft nicht abwenden konnte, untersuchte sie dessen bundes- und bündnispezifischen Gründe und Hintergründe. Wichtige Fragestellungen lauteten: Warum rückte die Bundeswehr 1993 ausgerechnet in eine UNESCO-Vorbildlandschaft ein, warum wies sie 1994 ausgerechnet im Luftraum dieser Region zwei Nachtflugkorridore aus, warum installierte sie 1998 ausgerechnet hier das hochmoderne „Gefechtsübungssimulationssystem zur Unterstützung von Plan-/Stabsübungen und Planuntersuchungen in Stäben von Großverbänden“ (GUPPIS) und warum führte sie seit 1998 ausgerechnet in der Rhön immer öfter Großübungen durch – kurz, warum glaubte sie, den Aufbau einer UNESCO-Modellregion ungestraft verhindern zu können? Um auf solche Fragen Antworten zu finden, arbeitete die FI sogar zeitweise in einer militärisch-zivilen Arbeitsgruppe mit – bis sie von den Militärs vor die Tür gesetzt wurde.

- *Militärtechnischer Fortschritt und friedenskultureller Rückschritt:* Die FI musste nicht nur auf die militärtechnische Modernisierung reagieren, sondern auf deren reaktionäre Begleitmusik. So entblödete sich die Bundeswehrführung nicht, sich von Gefälligkeitsgutachtern die Vereinbarkeit von Kriegsübungen und UNESCO-Zielen in einem Biosphärenreservat „wissenschaftlich“ bestätigen zu lassen. Überdies ließ sie zu, dass die Kommandeure des TrübPI Wildflecken „Wehrmachts-Traditionsräume“ installierten, um Soldaten und Besuchern eine ungebrochene Nutzungs-Kontinuität des Geländes von der NS-Wehrmacht bis zur Neuen Bundeswehr zu suggerieren.

- *Zivildourage und Kontinuität:* Den Krieg gegen Jugoslawien 1999 nahm die Berliner Regierungskoalition von SPD und Bündnis 90/Die Grünen zum Anlass, die Militarisierung der Region nicht länger gegen ihre Kritiker abzu-

schirmen. Statt dessen ließ sie den Vorsitzenden des MAB-Nationalkomitees beim Bundesumweltministerium, Alfred Walter, erklären, außerhalb der Kernzone des Biosphärenreservates Rhön sei jeder Kriegsübungsbetrieb „grundsätzlich möglich“. Weil solcher Blödsinn weder von den zuständigen Bundesländern noch von den anerkannten Naturschutzverbänden in der Region zurück gewiesen wurde, verteidigt die FI inzwischen alleine das verbindliche UNESCO-Konzept.

- *Friedensarbeit und Resonanz:* Die FI fand eine Form der Informationsarbeit, die ihrem Aufklärungsbemühen auch innerhalb völlig veränderter politischer Regionalbedingungen die nötige öffentliche Resonanz verschaffte. So stellte sie eigene Kontakte zur UNESCO her, lud häufig zu Pressegesprächen, organisierte Friedenswanderungen und gab seit 1995 eine Schriftenreihe heraus.

Es waren die Wechselbeziehungen zwischen den skizzierten objektiven und subjektiven Bedingungen, die es der FI ermöglichten, den Wandel der Bundeswehr frühzeitig zu erkennen, zu erklären und zu prognostizieren. Frühzeitig heißt, sie hielt bereits vor dem Einmarsch der Bundeswehr in die UNESCO-Modellregion für ausgemacht, dass deutsche Streitkräfte dort nicht mehr Verteidigung, sondern Krieg üben werden.

Vom „Fulda Gap“ zum Biosphärenreservat

Der geplante Umbau des Fulda Gap zu einer internationalen Modellregion konfrontierte die FI mit völlig neuen Anforderungen, eröffnete ihr aber dadurch auch faszinierende Handlungsfelder. Den inhaltlichen und normativen Referenzrahmen lieferte die Strategie der UNESCO für Biosphärenreservate. Sie forderte ja ausdrücklich, das Weltnetz der Biosphäre zu nutzen, um größere Solidarität zwischen den Menschen und den Nationen zu schaffen. Dies Postulat motivierte die FI darüber nachzudenken, ob – und wenn ja, wie –, der Aufbau von Biosphärenreservaten die Beteiligten befähigt, aus der Geschichte der Gewalt zwischen Menschen auszutreten. Denn zwei wichtige Bedingungen erfüllten diese Modellregionen:

- Sie verlagerten mit ihren regionalen Strukturen die Verantwortung für den Weltfrieden auf lokale und regionale Ebenen zurück, ohne die Dynamik des globalen Systems von Nationalstaaten auszublenden.

- Sie übernahmen eine Pilot- und Demonstrationsfunktion, indem sie Menschen, die Frieden nicht mehr militärisch sichern wollten, dazu anregten, verbindlich über gesellschaftliche Bedingungen für eine Welt ohne Gewalt und Krieg nachzudenken.

Auf diesem Hintergrund begriff die FI das Biosphärenreservat Rhön als pazifistisches Erfahrungs-, Lern- und Experimentierfeld. Sie erkannte die Konversion des Fulda Gap also nicht nur als Chance, die Region zu entmilitarisieren. Sie stellte sich ihr darüber hinaus als eine Gestaltungsaufgabe im Schnittpunkt von Regional-, Wirtschafts-, Umwelt-, Arbeitsmarkt-, Tourismus-, Bildungs-

Friedens- und Kulturentwicklung dar. Diese Aufgabe sollten zwar vor allem Europäische Union, UNESCO, Bundesregierung, zuständige Länder und Gemeinden und Gewerkschaften leisten, aber eben auch regionale Friedens- und Kulturinitiativen.

Sie verband damit die Selbstverpflichtung von Staat und Gesellschaft, die Rhön zu einer sozialgerechten, naturverträglichen und friedensfördernden Vorbildregion zu entwickeln. Dort sollte gezeigt werden, dass es möglich war, zivilisatorisch dauerhaft tragfähige Beziehungen zwischen den Menschen und mit der Natur zu erproben und beispielhaft umzusetzen. Indem die Rhöner UNESCO-Modellregion die Selbsterneuerung jener sozialen und politischen Strukturen anleiten sollte, die bislang die Dominanz eines ökonomischen Systems gewährleisteten, das durch die immense Ausbeutung von Menschen und irreversible Veränderung der Natur seine materiellen Reproduktionsgrundlagen selbst erschöpft und zerstört, leistete es auch einen Beitrag zu den Bedürfnissen der Gesellschaft insgesamt. Diese Sichtweise ermöglichte der FI einen faszinierenden Erkenntnisfortschritt. Er besagte, dass, anders als in der Vergangenheit, die ökologische, ökonomische, kulturelle und pazifistische Komponente (nicht nur) der Regionalplanung als innere Einheit begriffen werden muss, weshalb beim Aufbau der UNESCO-Modellregion Rhön das Symmetrie-Gebot beachtet werden müsse. Dies Gebot besagt, die gewaltfreie, friedliche Entwicklung (nicht nur) der Region muss ebenso dauerhaft gewährleistet werden wie ihre natürliche, soziale und ökonomische.

Neudefinition des Bundeswehrauftrages

Am 22. Dezember 1993 machten Bundesregierung und Bundeswehrführung alle Konversionshoffnungen zunichte. Sie entschieden gegen heftigen hessischen Widerstand, die Bundeswehr dürfe zukünftig auf dem Schieß- und Truppenübungsplatz Wildflecken üben; am 1. Juli 1994 rückten Heeresseinheiten in die UNESCO-Modellregion ein. Die FI nannte das Rhöner Militärgelände fortan nur noch Kriegsübungsgebiet. Sie hielt diese Formel für vertretbar, weil ihr spätestens seit der Diskussion über die „Verteidigungspolitischen Richtlinien“ bekannt war, die Bundeswehr plane, zukünftig Kriege zu führen. Eine Institution wie die Bundeswehr, so ihre Annahme, die interventionsfähig ausbildet, würde zwangsläufig ökonomische, soziale, ökologische und kulturelle Ziele verfolgen, die ständig gegen das UNESCO-Konzept verstoßen müssten.

Deshalb begriff die FI bereits im Frühstadium des Konflikts: Wenn die Kriegsführungsfähigkeit der Bundeswehr auch nach der Überwindung des Ost-West-Gegensatzes der bestimmende Faktor im Frieden blieb, dann inszenierte die Militärführung bewusst einen Strukturkonflikt in der Rhön mit dem Ziel, den Aufbau einer Vorbildregion dem Primat des Militärischen unterzuordnen. Die Frage war allerdings, warum die damalige CDU/CSU-FPD-Bundesregierung unter Helmut Kohl dies Handeln förderte.

In einer glänzenden Polemik des früheren Admirals Elmar Schmähling fanden sich dazu aufschlussreiche Hinweise. „Aus dem Golfkrieg haben die deut-

schen Militärexperten mehrere – wie ich meine – gefährliche Lehren gezogen: a) Kriegsführung [ist] wieder möglich; b) Konflikte in anderen Teilen der Welt können ‚westliche‘ Macht- und Wirtschaftsinteressen berühren. Mit dem Einsatz von militärischer Gewalt können Konflikte (scheinbar) wieder beherrscht oder beendet werden.“ Die politische und militärische Führung hat diese außen-, sicherheits- und verteidigungspolitische „Lehren“ dann zum Anlass genommen, um den Auftrag der Bundeswehr radikal zu verändern: von der abschreckenden Verteidigungsarmee zur intervenierenden Angriffsarmee. Die einschlägigen Begründungen finden sich in den „Verteidigungspolitischen Richtlinien, diesem wohl wichtigsten außenpolitischen Dokument der deutschen Nachkriegsgeschichte“. (Schmähling) Die friedenspolitische Brisanz dieser strategischen „Richtlinien“ sah der Friedensforscher Reinhard Mutz bereits 1993 darin, dass der „Verteidigungsbegriff gegen den Interessenbegriff als zentrale Kategorie der künftigen Aufgabendefinition der Bundeswehr“ ausgetauscht wurde. Die fatale Konsequenz: Die Bundesrepublik Deutschland gab ihre Verpflichtung auf, das „militärische Machtpotential ausschließlich zur Verteidigung einzusetzen“.

Auf die naheliegende Frage, wozu das Militärpotential denn dient, wenn nicht mehr ausschließlich der Verteidigung, antwortete der konservative Militärpublizist Karl Feldmeyer 1993, sie diene dazu, „einen gerechten Krieg zu führen“. Die Begründung des FAZ-Autors war gleichermaßen zynisch, völkerrechtswidrig und zutreffend: „Die Sicherheitsbedürfnisse in Europa haben sich von der kollektiven Selbstverteidigung zur Prävention und zur Intervention verlagert, zum Eingreifen in Konflikte Dritter. Krisenmanagement, friedenerhaltende und friedenschaffende Maßnahmen sind die gängigen Begriffe dafür. Sie klingen harmlos und sollen einen Sachverhalt verschleiern, den man sich einzugestehen scheut, weil man bis vor kurzem noch seine Existenz in Abrede stellte: Es könnte, zugespitzt gesagt, darum gehen, einen gerechten Krieg zu führen.“

Für die FI stand nach Kenntnisnahme solcher Bewertungen fest, dass die Bundeswehr in einer internationalen Vorbildregion ausgebildet werden sollte, um Kriege zu führen, wenn dies im „deutschen Interesse“ liegen sollte. Eine höchst unerfreuliche Vorstellung, die sie aber nicht resignieren ließ.

„Vereinbarkeitsnachweis“ für militärische Konflikte

Der Bundeswehrführung war durchaus bewusst, dass ihre Entscheidung, ausgerechnet den früheren NS-Truppenübungsplatz Wildflecken zum hochmodernen Gefechtsübungszentrum umzubauen, eine nachhaltige Kontroverse über den Widerspruch zwischen Militär und nachhaltiger Regionalentwicklung hervorrufen würde. Sie wollte deshalb den Konflikt auf die Frage beschränken, ob ihre zukünftigen Aktivitäten mit der zivilen Entwicklungsplanung vereinbar seien oder nicht. Tatsächlich jedoch, so die FI, ging es um die Frage, ob in einer UNESCO-Modellregion nationale Militärinteressen oder internationale Nachhaltigkeits- und Friedensinteressen vorrangig sind.

Die Inspekture von Heer und Luftwaffe nahmen an, ihre geplanten Kriegsübungen ließen sich als „biosphärenverträglich“ nachweisen. Aber weil es hier um Grundsätzliches ging, griff die zuständige Wehrbereichsverwaltung nicht auf eigene, sondern auf fremde Gutachter zurück. Die Landschaftsplaner Reinhard Grebe und Guido Bauernschmitt kamen, weil sie wussten, welches Ergebnis sie abzuliefern hatten, ohne großen gutachterlichen Arbeitsaufwand zu der Erkenntnis, Kriegsübungen seien mit der integrierten Entwicklungsplanung für das Biosphärenreservat vereinbar. Es bestünden sogar „gute Chancen, ein Nutzungskonzept der Bundeswehr mit den Anforderungen des Biosphärenreservates weitgehend in Übereinstimmung zu bringen. Dies war zwar kein Vereinbarkeitsnachweis, aber immerhin ein Hinweis, wozu Landschaftsplaner fähig sind. Was hieß schon, das Militär habe „keine grundsätzlichen Bedenken“, sein Nutzungskonzept könne „weitgehend in Übereinstimmung“ mit Reservats-Anforderungen gebracht werden, wozu die zuständige Militärbehörde ihre „grundsätzliche Bereitschaft signalisiert“ habe? Nichts bedeuteten sie. Denn als es dann tatsächlich – wie im Falle der rechtlichen Sicherung des hessischen Teils des Truppenübungsplatzes als Kernzone –, um verbindliche Vereinbarungen ging, meldete die Bundeswehr grundsätzliche Bedenken gegen die Integration des Militärgeländes ins Biosphärenreservat an, um seine Zonierung zu verhindern.

Die FI rechnete der Bundeswehr vor, warum sie ihr Nutzungskonzept nur symbolisch – gutachterlich –, mit den Nachhaltigkeits-Anforderungen der UNESCO harmonisieren wollte, nicht aber tatsächlich. Andernfalls wäre folgendes passiert:

- Die Militärs hätten ihren Schießbetrieb in der Kernzone, dem hessischen Teil des TrÜbPl Wildflecken, sofort einstellen müssen, weil dort keine menschlichen Aktivitäten mehr zulässig sind.
- Danach wäre auch ihr Schießbetrieb in der Pflegezone, in der 35 Schießbahnen mit ihren hochgradig verseuchten Zielgebieten liegen, illegal geworden, weil dort nur noch Landnutzungsformen zulässig sind, die das Anliegen der Kernzone unterstützen.
- Und schließlich müssten sie sich allmählich aus der Entwicklungszone zurück ziehen, dem restlichen Truppenübungsplatzgelände, weil dort der Nachweis erbracht werden soll, dass der Mensch die Biosphäre dauerhaft nutzen kann, ohne sie zu zerstören.

Kurz, die Bundeswehr hätte ihren Kriegsübungsbetrieb einstellen müssen, wenn sie von den zuständigen zivilen Ministerien gezwungen worden wäre, ihr Nutzungskonzept an den verbindlichen UNESCO-Zonierungskriterien auszurichten.

Friedenswandern – die Argumente der FI

Die FI organisierte zwischen Mai 1994 und Mai 1995 Friedenswanderungen um das Militärgelände, um über verschiedene Aspekte der Bundeswehr-

Entwicklung aufzuklären. Ein Beitrag anlässlich der ersten Friedenswanderung am 29. Mai 1994 hatte nicht zufällig den Titel: „Wozu dient der Rhöner Truppenübungsplatz zukünftig?“ Als Antwort führte der Verfasser während einer kurzen Rast am Rande des Kriegsübungsgeländes, auf hessischer Seite, u.a. aus:

„Wir stehen jetzt an der Nordgrenze des Truppenübungsplatzes Gersfeld-Wildflecken. Sie sehen von unserem Standort aus in südlicher Richtung eine Schießbahn. Sie liegt seit Dezember 1993 im Naturschutzgebiet (NSG) ‚Haderwald‘. Aber so wenig Sie der vor Ihnen liegenden Vegetation ansehen, dass sie inzwischen als naturschutzwürdig gilt, so wenig sehen Sie der Schießbahn an, dass dort demnächst der Umbau von der deutschen Verteidigungs- zur Interventionsarmee beginnt. In wenigen Monaten üben dann auf dieser Schießbahn deutsche ‚Krisenreaktionskräfte‘ nicht mehr Verteidigung, sondern Angriff. Den Grund kennen wir: Diese Regierungen hat sich 1992 mit ihren ‚Verteidigungspolitischen Richtlinien‘ vom traditionellen Konzept der Selbstverteidigung als Hauptaufgabe der Bundeswehr verabschiedet. Seither begründet sie die Notwendigkeit der Bundeswehr mit ‚neuen Gefahren‘, wozu wachsende Umweltgefahren, weltwirtschaftliche Ungleichgewichte oder eine steigende Anzahl ethnischer und religiöser Konflikte gerechnet werden sowie mit ‚sekundären Funktionen‘, wozu dann ‚humanitäre‘ militärische Interventionen ebenso gehören wie Hilfe bei Naturkatastrophen oder die Abwehr kriegsbedingter Flüchtlingsströme.

Sie könnten einwenden, das Militär müsse aus diesen Gründen gestärkt werden. Ich würde Ihnen antworten, dass Sie damit den Nachkriegskonsens über die Rolle des Militärs in unserer Gesellschaft aufgeben würden. Der Konsens besagt, dass Militärdoktrin, Ausrüstung und Struktur der Bundeswehr nur der Verteidigung des eigenen Landes oder eines seiner Verbündeten dienen dürfen. Von dieser Politik der Selbstbeschränkung verabschiedet sich diese Regierung jetzt, weil es ihr bereits wieder um Großmachtinteressen geht.

Sie können die geplanten Kriegsübungen in der Rhön nicht getrennt betrachten von der außenpolitischen Neuorientierung der Bundesrepublik Deutschland. Sie kennen möglicherweise die regierungsamtliche Rede von der ‚gestiegenen weltpolitischen Verantwortung Deutschlands‘. Sie gilt Bundesregierung und Bundeswehrführung als Rechtfertigung zur Wahrung deutscher Interessen auch (wieder) mit militärischen Mitteln, also durch den Einsatz von Interventionsverbänden. Es handelt sich nach Auffassung des bedeutenden Militärhistorikers Wolfram Wette ‚ganz unbestreitbar um eine Definition deutscher Interessen in globaler Perspektive und zugleich die Absichtserklärung, die diesen Interessen verpflichtete Politik militärisch zu instrumentieren.‘

Wenn die politische und militärische Führung also strikt am Verteidigungsauftrag des Grundgesetzes festhielte, statt neue Bedrohungen zu erfinden, dann brauchte das Heer hier keinen Truppenübungsplatz. [...]

Der vorgesehene Umbau der Streitkräfte zwingt Heer und Luftwaffe zur kostspieligen Modernisierung ihrer ‚veralteten‘ Truppenübungs-, Schieß- und

Bombenabwurfplätze. Die erfreuliche Ausnahme von dieser Regel liegt in der Rhön, inzwischen eine UNESCO-Modellregion. Dort hinterlässt die US-Army nach ihrem Abzug am 30. Juni 1994 einen höchst modernen 'Training Ground for War' (Army-Jargon). Auf diesem Kriegsübungsgelände im Fulda Gap hat sie seit den frühen achtziger Jahren AirLand Battle geübt. Der Bundesminister der Verteidigung, Volker Rühe (CDU), beschaffte der Bundeswehr den Rhöner Kriegsübungsplatz, weil das Heer dort von den amerikanischen Verbündeten waffentechnisch interessante Komponenten übernehmen konnte, die für ihre eigene AirLand Battle-Ausbildung nötig sind. Die Übernahme dieser Infrastruktur der US-Army ist angesichts der militärischen 'Erfordernisse' für zukünftige Kriegsführungen sogar verständlich, aber auch nur dann. Wer, wie die Bundeswehr, zukünftig auch Blitzkriege nach dem bedrohungspolitisch ständig aktualisierbaren Drehbuch der AirLand Battle-Doktrin führen will, der muss sie entsprechend planen und üben. Das 'Zusammenwirken von Land- und Luftstreitkräften' verlangt einen Teilstreitkräfte übergreifenden 'Verbund von Aufklärung, Führung, Waffenwirkung und erhöhte operative Beweglichkeit und Flexibilität', urteilte die Militärzeitschrift 'Truppenpraxis' vor kurzem. Und dies Zusammenwirken kann nur noch auf modernisierten Kriegsübungsplätzen erprobt werden. [...]

Die Militärpräsenz gefährdet ernsthaft das Projekt 'friedenskulturelle Konversion'. Es ist absurd, sich bei der UNESCO um die Anerkennung der Rhön als weltökologisch bedeutsame Kulturlandschaft zu bemühen und gleichzeitig den Militärs zu gestatten, mittendrin mit AirLand Battle-Waffen ihre zukünftigen Kriege zu üben. Indem die amtierende Bundesregierung den Kriegsübungsbetrieb gegen hessische Widerstände durchsetzte, signalisierte sie uns, sie sei nicht länger bereit, vorbeugend zur Bewältigung von ökologischen und wirtschaftlichen Krisen durch eine stärker auf Kooperation angelegte Außen-, Wirtschafts- und Entwicklungspolitik beizutragen.

Sevilla-Strategie der UNESCO

Biosphärenreservate waren bis Anfang der neunziger Jahre ein Programm, um weltweit die Vielfalt von Naturlandschaften, Ökosystemen sowie Tier- und Pflanzenarten zu schützen.

Seit die Rio-Konferenz der Vereinten Nationen im Juni 1992 mit ihrer Agenda 21 die gesellschaftspolitische Zielbestimmung „Sustainable development“ (Nachhaltigkeit) verbindlich machte, sollen sich UNESCO-Biosphärenreservate weltweit als Beispiellandschaften für die geforderte Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung profilieren. Deshalb vollzog die UNESCO auf ihrer Biosphärenreservats-Konferenz im März 1995 in Sevilla den Wandel der Reservatsprogrammatik von einem ausschließlich auf den Schutz international bedeutsamer natürlicher oder naturnaher Landschaften ausgerichteten Ansatz zu einem multifunktionalen Konzept. Durch die Sevilla-Strategie für Biosphärenreservate sollen in diesen Regionen „neue Ansätze entwickelt, erprobt und eingeführt werden, wie die Entwicklung der Land-

schaft als Lebens-, Wirtschafts- und Erholungsraum und der Schutz des Naturhaushalts miteinander verbunden werden können. Biosphärenreservate bieten sich als Versuchsfeld für die Ausarbeitung, Bewertung und praktische Demonstration der auf eine nachhaltige Entwicklung ausgerichteten Maßnahmen an.“

Aus Sicht der FI fügte die UNESCO mit der Sevilla-Strategie den Nachhaltigkeitsauftrag des Rio-Vertragswerks mit ihrem eigenen friedenskulturellen Anliegen zusammen: „Insgesamt sollen Biosphärenreservate durch wissenschaftlich korrekte, kulturell kreative und nachhaltige Bewirtschaftung natürliche und kulturelle Werte erhalten bzw. schaffen. Das Weltnetz der Biosphärenreservate ist somit ein integrierendes Instrument, das dazu beiträgt, größere Solidarität zwischen den Menschen und den Nationen zu schaffen.“ (UNESCO)

Deshalb erinnerte die FI die hessische Landesregierung und zuständige Biosphärenreservats-Behörden daran, dass nicht mehr der Kalte Krieg die einschlägigen Beurteilungs- und Entscheidungskriterien zur Konfliktlösung liefert, sondern die Sevilla-Strategie zum Aufbau und zur Entwicklung von Biosphärenreservaten. Die entwicklungsplanerischen Implikationen für die Rhön waren kaum falsch zu verstehen: Um eine nachhaltige Entwicklung und eine bessere Lebensqualität zu erreichen, müssen im Biosphärenreservat sämtliche Strukturen in Produktion, Verbrauch und Dienstleistung, die nicht nachhaltig (non-sustainable) sind, zunächst reduziert und dann beseitigt werden.

Anders als Frieden gehörte Militär niemals zu den nachhaltigen volkswirtschaftlichen, sozialen und biosphärischen Strukturen. Es ist ja kein Geheimnis, dass militärische Arbeitsmittel Eigenschaften besitzen, die nach besonderen taktischen Erfordernissen zur gezielten Schädigung oder Zerstörung des menschlichen Organismus und der gebauten oder natürlichen Umwelt entwickelt wurden.

Übergang zur militärischen Nutzung des gesamten Biosphärenreservats

Tiefflüge

Im Frühjahr 1995 richtete das Verteidigungsministerium im Luftraum der Rhöner Biosphäre zwei Nachttiefflugzonen ein. Seither nimmt die Zahl der tieffliegenden Kampfflugzeuge (150-300 Meter über Grund), die vom Frühjahr bis Herbst vor allem tagsüber üben, stetig zu. Der Bundesminister der Verteidigung setzte sich über alle regionalplanerischen Einwände mit folgendem Argument hinweg: „Zu dem von der UNESCO geförderten Biosphärenreservat gebe ich zu bedenken, dass die Berücksichtigung eines bestimmten schutzbedürftigen Gebietes nach dem Gleichheitsgrundsatz bei allen derartigen [sic!] Gebieten, nämlich 10 Nationalparks, 8 weiteren Biosphärenreservaten, 67 Naturparks, mehr als 6.000 Landschaftsschutz-, etwa 5.000 Naturschutz- sowie einer Vielzahl von Naherholungsgebieten Anwendung finden

müsste. In Verbindung mit den bereits vorhandenen Luftraumbeschränkungen würde dadurch der allgemeine [!] und militärische Luftverkehr in einem nicht vertretbaren Maße eingeschränkt, wenn nicht ganz zum Erliegen kommen.“ Diese naturschutzrechtliche Argumentation war falsch, weil sie Ungleiches miteinander verglich. Die Kategorie Biosphärenreservat ist eben keine Naturschutz-, sondern eine Entwicklungskategorie, weshalb sie die bundesdeutsche Schutzgebietssystematik überschreitet.

Großübungen im gesamten Biosphärenreservat

Während die geplanten Tiefflüge in der Region noch vehemente Proteste auslösten, störte es kaum noch jemanden, dass die Militärs allmählich aus dem Biosphärenreservat einen Gefechtsübungsraum machten. Das begann mit zwei Großübungen zwischen Juni und Oktober 1998, der deutsch-niederländischen Korpsübung „Bright Sword“ und der deutsch-dänischen Korpsübung „Crystal Eagle“. „Bright Sword“ war die Hauptübung des deutschen und niederländischen Heeres im Jahr 1998. Nach einer Verlautbarung des Kommandierenden Generals Karsten Oltmanns verfolgte sie das vorrangige Ziel, die Stäbe der dem Korps unterstellten Truppenteile für deren Hauptaufgaben in Krise und Einsatz auszubilden und die operativen Fähigkeiten des Korps zu verbessern. Sie dauerte vom 15. bis 26. Juni. In der ersten Übungsphase wurden friedenssichernde Maßnahmen im Auftrag der WEU zur Überwindung der Folgen eines Bürgerkrieges [!] in einem fiktiven Staat geübt. Der „fiktive Staat“ stellte sich im März 1999 als Jugoslawien heraus. Die zweite Übungsphase war bestimmt durch einen Einsatz im Rahmen der Bündnisverteidigung (Artikel 5 NATO-Vertrag). Die Bedrohung und Angriff auf einen NATO-Staat durch einen Dritten mach[t]en den Einsatz von NATO-Streitkräften zur Verteidigung des Bündnisgebietes erforderlich. Alle Abschnitte der Übungsphase „Friedensunterstützende Operationen“ wurden durch ein professionelles Journalistenteam (TV und Presse) begleitet. Dafür präsentierte das Bundesministerium der Verteidigung in einem internen Bericht zur Übung gleich zwei Begründungen. Zum einen sollte das realistische Bild der militärischen Auftragsdurchführung im Lichte der Öffentlichkeit erlebbar gemacht werden und zum andern das Auftreten des Führungspersonals gegenüber Medienvertretern geschult werden.

Vorenthalten bleiben sollte der Öffentlichkeit allerdings die Aufklärung über die tatsächliche Aufgabe solcher Korps, nämlich ihr „Einsatz als Expeditionstreitmacht zur Wahrung vitaler wirtschaftlicher Interessen“ (FAZ-Militärexperte Karl Feldmeyer).

Nur wenige Monate später, von Ende September bis Anfang Oktober 1998, fand bereits eine weitere Korpsübung im Süden des Biosphärenreservates statt. Codename: „Crystal Eagle“, immerhin das größte multinationale Herbstmanöver damals in der Bundesrepublik. „Crystal Eagle 98“, berichtete die Fuldaer Zeitung am 5. Oktober 1998, stand „unter der Leitung des deutsch-dänischen Korps in Potsdam.“ Als übende Truppen waren beteiligt:

die Stäbe IV. Deutsches Korps (Potsdam), 14. Panzergrenadierdivision (Leipzig), dänische Division (Fredericia), Wehrbereichskommando 1 Küste (Kiel), Luftmechanisierte Brigade 1 (Fritzlar) sowie der integrierte Stab zur Führung von Operationen der Luftstreitkräfte (ICAOC 2) in Kalkar. Bei „Crystal Eagle 98“ waren rund 200 dezentrale Computer mit GUPPIS verbunden, um das Verhalten der gegeneinander antretenden Truppen weitestgehend realistisch und in Echtzeit abzubilden. Durch den „massiven Einsatz der Simulationselektronik können bei dieser Übung sowohl die Kosten als auch“ – wir ahnen es – „die Belastung der Umwelt deutlich reduziert werden. Zum Vergleich: Um das gleiche Ausbildungsziel zu erreichen, hätten ohne Computerhilfe rund 60.000 statt der nun eingesetzten 5.000 Soldaten ins Manöver ziehen müssen.“ Eben – wenn schon Kriegsübungen in einem Biosphärenreservat, dann wenigstens als herausragende Beiträge zum „sanfter Militärtourismus“.

Nach nur vier Jahren Militärpräsenz ergab sich folgender Befund: Statt allmählich den Rückzug aus dem Biosphärenreservat zu planen, erklärten die Militärs das Biosphärenreservat zum Gefechtsraum. Darin ließ sich zwar keine internationale Vorbildregion mehr aufbauen, aber immerhin eine vorbildliche deutsche Kriegsübungslandschaft.

Management by Netzbeschmutzung

Seit 1995 hat die FI in einer eigenen Schriftenreihe fünfzehn Publikationen vorgelegt, in denen militärische Verstöße gegen das Nachhaltigkeitsgebot und gegen die Zonierungs-Bestimmungen der UNESCO detailliert dargestellt worden sind. Jede Publikation wurde öffentlich vorgestellt und anschließend an zuständige Politiker, Amtsleiter und Minister verschickt. Die FI delegierte 1994 sogar eine Vertreterin in den von der Bundeswehr eingerichteten militärisch-zivilen Arbeitskreis „Information/Beratung TrÜbPl Wildflecken“, um die Vertreter der Bundeswehrverwaltungen unmittelbar mit festgestellten Verstößen zu konfrontieren. Es half alles nichts. Die zivilen und militärischen Behörden nahmen von Anschuldigungen allenfalls das zur Kenntnis, was darüber in der Regionalpresse erschien. Deshalb wählte die FI nach drei Jahren Militärpräsenz einen neuen Aufklärungsstil. Sie wandte sich mit zwei Beschwerdeschriften direkt an die UNESCO in Paris. Das mag, wer will, Management by Netzbeschmutzung nennen. Am 7. Februar 1998 schickte sie die Beschwerdeschrift „Militär gefährdet die nachhaltige Regionalentwicklung. Der Fall der UNESCO-Modellregion Rhön“ an die UNESCO mit der Bitte, zwei strittige Fragen zu klären. Zum einen die Frage, ob der Kriegsübungsplatz Wildflecken innerhalb des Biosphärenreservates Rhön die Ziele des UNESCO-Programms „Man and Biosphere (MAB)“ fördert oder nicht. Zum andern die Frage, ob die MAB-Regeln von der Bundeswehr so ausgelegt werden dürfen, dass sie sogar innerhalb einer Kernzone des Biosphärenreservates Rhön Krieg üben darf.

Am 12. März 1999 reichte sie aus aktuellem Anlass eine zweite Beschwerdeschrift nach – „Der Fall der Divisionsübung ‚Stolzer Adler‘ im Biosphärenre-

servat Rhön. Analyse und Dokumentation“ –, mit der Bitte zu prüfen, ob der Status der Rhön als Biosphärenreservat dadurch gefährdet wird, dass die Militärs nicht nur innerhalb des Kriegsübungsgeländes Wildflecken üben, sondern bereits das gesamte Biosphärenreservat als Gefechtsraum behandeln.

Die UNESCO hat die Beschwerden angenommen und das Deutsche Nationalkomitee für das UNESCO-Programm „Der Mensch und die Biosphäre“ (MAB) gebeten, zu den erhobenen Vorwürfen Stellung zu nehmen. Die entsprechende Überprüfung lösten bei den verantwortlichen zivilen und militärischen Dienststellen dann genau die Unruhe aus, die sie jahrelang vermeiden wollten. Obwohl die abschließende Bewertung des zuständigen „Internationalen Koordinationsrates (ICC)“ der UNESCO noch aussteht, steht jetzt schon fest, dass keine FI-Aktivität so wirkungsvoll war wie das „Unternehmen Netzbeschmutzung“.

ak
analyse & kritik
Zeitung für linke Debatte und Praxis

akArchiv. 3 – Die neue CD ist da!

Jetzt abonnieren: Wer ein Jahresabo bestellt oder vermittelt, bekommt die aktuelle CD **akArchiv. 3** geschenkt. Sie enthält über 6.000 Artikel der Jahrgänge von 1/1991 bis 12/2001. Die CD kostet 35 € (für ak-AbonnentInnen 25 € und 10 € als update der CDs **akArchiv. 1 oder 2**) + jeweils 3 € Porto

ak – analyse & kritik erscheint monatlich mit 36 Seiten im Zeitungsformat

Einzelpreis: € 4,20 – Jahresabo: € 53,- (Sozial: € 37,-)

Probeabo anfordern! 3 x ak für 5 € *

* verlängert sich zum Jahresabo, wenn nicht nach Erhalt der zweiten ak gekündigt wird

ak – analyse & kritik • Rombergstraße 10 • 20255 Hamburg • www.akweb.de
Tel.: 040-40170174 • Fax: 40170175 • E-mail: ak-Redaktion@cl-hh.comlink.de

Hans-Joachim Höhme

Weltwirtschaftliche und deutsche Konjunktur 2001/2002

Zieht man eine Bilanz der Weltwirtschaftskonjunktur im Jahr 2001, dann ist festzustellen, dass sie durch eine insgesamt krisenhafte Entwicklung geprägt war. Dabei wurden alle Teile und Regionen der Welt mehr oder weniger stark von Abwärts- oder zumindest Abschwächungsprozessen erfasst oder beeinflusst. Eine solche Entwicklung war noch zur Jahreswende 2000/2001 in kaum einer der zahlreichen Jahresprognosen von Wirtschaftsforschern, Verbänden oder gar Politikern ernsthaft in Betracht gezogen worden.

1. Internationale Wirtschaftsentwicklung 2001 im Zeichen der Krise

Im Zentrum der Abschwächung der Weltkonjunktur stand die Entwicklung in den USA, wo die zyklische Krise, deren deutliche Anzeichen sich bereits im 2. Halbjahr 2000 nach einem langen, kräftigen Aufschwung deutlich bemerkbar gemacht hatten, sich im Verlaufe des vergangenen Jahres voll durchsetzte.¹ Dabei brachen vor allem die privaten Investitionen und die Industrieproduktion ein. Die Investitionen lagen im letzten Quartal 2001 um rund 16 Prozent unter dem im 2. Quartal 2000 erreichten Höchststand des Aufschwungs, und die Produktion der verarbeitenden Industrie verringerte sich im gleichen Zeitraum um reichlich 7 Prozent. In einigen technischen Schlüsselzweigen, die für Stärke und Dauer des vorausgegangenen Aufschwungs mitentscheidend gewesen waren, vollzog sich der Einbruch noch wesentlich drastischer. So sank die Produktion von industriellen und elektrischen Maschinen und Ausrüstungen während der Krise um rund 20 bzw. 23 Prozent ab. Besonders krass ging die Herstellung von moderner Kommunikationstechnik und von Halbleitern zurück. Dabei erfolgte ein beträchtlicher Abbau von Arbeitsplätzen; allein vom Sommer bis zum Dezember 2001 stieg die Arbeitslosenrate von 3,8 auf 5,9 Prozent.

Als erheblicher krisenmildernder Faktor erwies sich in den USA die private Konsumnachfrage, deren Wachstumstempo zwar abnahm, die sich aber dennoch weitaus günstiger entwickelte als vor Jahresfrist einzuschätzen war. Der private Verbrauch wuchs im Jahresergebnis 2001 noch um 3 Prozent und damit deutlich überproportional. Sein Anteil am gesamten Bruttoinlandsprodukt stieg damit auf 69,1 Prozent, im 4. Quartal sogar auf die Rekordhöhe von 70 Prozent. Vergleicht man diesen Anteil mit früheren zyklischen Krisen, dann zeigt sich, dass er zum Beispiel in den Krisenjahren 1974 und 1980/81 mit 64,5 bis 65,2 Prozent deutlich geringer war. Zu dem ungewöhnlich hohen

¹ Nähere Ausführungen zur Entwicklung der USA-Wirtschaft siehe: Z 46, Juni 2001, S. 10 ff.

Konsumwachstum trugen offenbar die schnell von der US-Regierung wirksam gemachten Steuerrückzahlungen bei. Besonders ins Gewicht fiel dabei eine starke Zunahme des Verkaufs von langlebigen Konsumgütern, darunter vor allem von Kraftfahrzeugen. Im letzten Quartal 2001 stimulierten zusätzliche aggressive Rabattprogramme und die erheblich gesunkenen Zinsen für Konsumentenkredite auf diesem Sektor sogar einen regelrechten Kaufrausch und ließen die Zuwachsraten gegenüber dem entsprechenden Vorjahreszeitraum auf 13,6 Prozent ansteigen. Und dies geschah, während sich im gleichen Quartal bei der Industrieproduktion und der Investitionstätigkeit der Abschwung mit Minusraten von 6 und 15 Prozent noch weiter beschleunigte.

Tabelle 1: Wachstum der Weltwirtschaft 1997 - 2001 in Prozent

	1997	1998	1999	2000	2001
Weltwirtschaft insgesamt	4,2	2,8	3,6	4,7	2,4
Entwickelte kapitalistische Länder	3,5	2,7	3,4	3,8	1,1
EU	2,6	2,9	2,7	3,4	1,7
Deutschland	1,4	2,0	1,8	3,0	0,6
USA	3,6	4,4	4,1	4,1	1,1
Japan	1,8	- 1,1	0,8	1,5	- 0,5
Übergangswirtschaften (1)	1,6	- 0,8	3,6	6,3	4,9
Entwicklungsländer (2)	5,8	3,6	3,9	5,8	4,0
Asien	6,5	4,0	6,2	6,8	5,6
China	8,8	7,8	7,1	8,0	7,3
Naher Osten	5,1	4,1	1,1	5,9	1,8
Afrika	3,1	3,3	2,5	2,8	3,8
Lateinamerika	5,3	2,3	0,1	4,1	1,0
Welthandelsvolumen	10,3	4,2	5,4	12,4	1,0
Welt-Inflationsrate	6,3	5,9	5,5	4,6	4,5

Berechnet nach: IMF, *World Economic Outlook, Database, December 2001*; OECD, *Main Economic Indicators u. Quarterly National Accounts, lfd.*; Für 2001 zum Teil Schätzungen auf der Grundlage dieser Quellen und Korrekturen.

(1) Ehemals sozialistische Staaten Europas und früher zur UdSSR gehörende asiatische Staaten
(2) Einschließlich China u. Vietnam

Diese ungewöhnliche Verbrauchskonjunktur trug wesentlich dazu bei, den Kriseneinbruch der Investitionsnachfrage und wichtiger produzierender Bereiche nicht noch stärker auf die gesamtwirtschaftliche Entwicklung durchschlagen zu lassen. So nahm das amerikanische Bruttoinlandsprodukt zwar bereits seit der Jahresmitte 2000 zunächst nur noch mit sehr geringen Zu-

wachsraten von Quartal zu Quartal zu, stagnierte während des vergangenen Jahres in zwei Quartalen und ging in einem zurück. Insgesamt war es 2001 aber noch um 1 Prozent größer als im Jahr zuvor.

Zu den vom Konjunkturrückgang am stärksten betroffenen Industrieländern gehörte wie erwartet Japan, dessen ohnehin während des letzten Jahrzehnts durch strukturelle Krisenprozesse gedrosselte Wirtschaftsentwicklung nach einer kurzen Belebungsphase erneut in eine akute Krise geriet. Dabei führte vor allem der Einbruch der Nachfrage nach High-Tech-Erzeugnissen auf dem Weltmarkt zum Rückgang der Exporte. Da sich gleichzeitig damit auch die unter dem Einfluß einer Deflation schwächelnde Inlandsnachfrage weiter verschlechterte, brachen insbesondere die Industrie, deren Produktion im letzten Quartal 2001 um reichlich 13 Prozent niedriger war als ein Jahr zuvor, und auch die Investitionstätigkeit ein. In ähnlicher Weise vom Einbruch des internationalen Technologiebooms betroffen wie Japan wurden auch einige der asiatischen Schwellenländer, vor allem Taiwan, Südkorea, Singapur, Malaysia und Thailand.

Auf dem amerikanischen Kontinent wurden zunächst die eng an die USA-Wirtschaft gebundenen NAFTA-Staaten Kanada und in noch stärkerem Maße Mexiko mit in den Sog der Krise gezogen. Die jüngste Wirtschaftsentwicklung in Südamerika wird gegenwärtig nicht nur durch die Auswirkungen der Krise der US-Wirtschaft beeinträchtigt, sondern mindestens ebenso stark durch die chaotische Situation Argentiniens. Dort hat die bereits seit 1999 andauernde tiefe Wirtschaftskrise durch den faktischen Zusammenbruch der seit einigen Jahren fest an den Kurs des US-Dollars gebundenen Währung dieses hoch verschuldeten Landes im vergangenen Jahr noch eine weitere Zuspitzung erfahren. Im Ergebnis ist 2001 das Bruttoinlandsprodukt im dritten Jahr hintereinander deutlich gesunken, hat die Arbeitslosigkeit eine Rate von 22 Prozent erreicht und leben rund 40 Prozent der Argentinier unter der Armutsgrenze. Auch nach der im Februar dieses Jahres erfolgten Freigabe des Peso ist noch kein Ende der Krise in Sicht. Die argentinische Krise wirkt sich, je nach dem Grad der wirtschaftlichen Beziehungen, auch auf die konjunkturelle Entwicklung anderer südamerikanischer Staaten aus, bislang vor allem Uruguays, Brasiliens und Perus.

In Westeuropa, wo der Konjunkturrückgang bisher insgesamt milder verlief als in den zuvor genannten Teilen der Weltwirtschaft, waren neben Deutschland in erster Linie die Niederlande, Belgien, Österreich und die skandinavischen Länder betroffen. Im Umfeld Europas wurde die Türkei durch den Zusammenbruch ihres Wechselkursregimes, eine beschleunigte Inflation und eine konjunkturelle Abschwächung in eine tiefe gesamtwirtschaftliche Krise gerissen. Das Land hatte dadurch im vergangenen Jahr mit einer Minusrate von 9,4 Prozent den größten Rückgang der gesamtwirtschaftlichen Leistungen unter allen Ländern der Welt zu verzeichnen, für die bislang Angaben vorliegen.

Relativ am günstigsten verlief die wirtschaftliche Entwicklung während des zurückliegenden Jahres in China und mit Abstand auch in der Mehrzahl der

früher sozialistischen Staaten Europas, wo sich nur das Wachstumstempo etwas verminderte. Dabei kam den letzteren zweifellos die Tatsache zugute, dass in vielen der für ihren Außenhandel besonders wichtigen westeuropäischen Länder die konjunkturelle Abschwächung relativ moderat verlief.

Insgesamt ist nach dem bisherigen Verlauf dieses internationalen Konjunkturrückgangs festzustellen, dass die weltwirtschaftlichen Gesamtdaten bisher im Vergleich mit den Weltwirtschaftskrisen 1974/75 und 1980/82 keine besonders tiefe und lange Konjunkturabschwächung anzeigen. Am deutlichsten ausgeprägt war der Einbruch des Welthandels, dessen Volumen nach einem Rekordzuwachs um mehr als 12 Prozent im Jahr 2000 im Vorjahr nur noch um 1 Prozent zunahm. Zwei Besonderheiten dieser Krise sollen dabei herausgestellt werden:

Erstens wurden im Unterschied zu den Krisen 1980/82 und zu Beginn der 90er Jahre alle drei Zentren der kapitalistischen Triade und auch die Hauptregionen der Weltwirtschaft innerhalb sehr kurzer Zeit von zwar mehr oder weniger gravierenden, aber fast überall spürbaren konjunkturellen Abschwächungserscheinungen erfasst. Schon deshalb ist es berechtigt, diese internationale Konjunkturerappe als Abschluß eines Weltwirtschaftszyklus und damit als Weltwirtschaftskrise zu charakterisieren. Dabei beruht die besonders ausgeprägte internationale Konjunktur-Synchronität vor allem auf der während des vergangenen Jahrzehnts enorm angewachsenen Dominanz der USA, die damit verbunden ist, dass die gesamte weltwirtschaftliche Entwicklung in immer stärkerem Maße durch die Interessen der jeweils in den USA dominierenden politischen und ökonomischen Kräfte bestimmt wird.

Zweitens war die Welt-Inflationsrate vor dem Beginn dieser Krise deutlich niedriger als es vor allen anderen zyklischen Weltwirtschaftskrisen seit dem zweiten Weltkrieg der Fall gewesen war. So hatte 1973 die Preissteigerungsrate im Weltdurchschnitt 9,4 Prozent, im Jahre 1979 schon 12,2 Prozent und 1989 sogar reichlich 23 Prozent betragen. In allen drei Fällen stieg das Inflationsstempo während der darauf folgenden Krisen sogar noch weiter an. Für das Vorkrisenjahr 2000 und das Krisenjahr 2001 werden weltweite Preissteigerungsraten von 4,6 bzw. 4,5 Prozent ausgewiesen – das sind die niedrigsten, seitdem vom IWF diese Berechnung publiziert wird. Hinter diesen Durchschnittsdaten verbirgt sich die Tatsache, dass in Japan und einigen asiatischen Schwellenländern (Taiwan, Hongkong, Singapur) Deflation herrscht und sich auch in China inzwischen eine deflationäre Entwicklung abzeichnet.

2. Deutsche Konjunktur: Aussicht auf eine schwache Belebung

Setzt man die deutsche Wirtschaftsentwicklung während des vergangenen Jahres ins Verhältnis zu den an der Jahreswende und teilweise auch später noch abgegebenen Prognosen, dann erscheint es nicht übertrieben, dass manche 2001 als „Jahr der enttäuschten Hoffnungen“ charakterisieren. An der Spitze der Fehlprognostiker standen dabei führende Regierungspolitiker wie

Kanzler Schröder und Finanzminister Eichel, die noch bis weit in das vorige Jahr hinein die Konjunktur schönredeten und ein Gesamtwachstum von 2 Prozent oder mehr selbst dann noch als erreichbar propagierten, als es bereits keines volkswirtschaftlichen Sachverständes, sondern allenfalls begrenzter rechnerischer Fähigkeiten bedurfte, um eine derartige Jahresrate für unrealisierbar zu halten.

Der Wirtschaftsverlauf in Deutschland während des vergangenen Jahres hat die Einschätzung bestätigt, dass es sich bei dieser konjunkturellen Abschwächung um eine zyklische Wirtschaftskrise handelt, die den durch die Krise der Jahre 1992/93 eingeleiteten jüngsten Konjunkturzyklus beendet hat². Die aufsteigende Phase dieses Zyklus vollzog sich insgesamt relativ schwach und unter Stockungen. Lediglich in dem relativ kurzen Zeitraum von der Jahresmitte 1999 bis in das zweite Halbjahr 2000 hinein erreichte die deutsche Wirtschaftsentwicklung während dieses Zyklus eine Dynamik, die sowohl von einer kräftig expandierenden Binnennachfrage als auch von dem gewohnt raschen Wachstum der Exporte getragen wurde und damit die Bezeichnung „Aufschwung“ zu Recht verdient. Doch schon im Herbst 2000 wiesen eine Reihe von Indikatoren wieder auf ein Erlahmen der Konjunkturdynamik hin.

Zuerst ging im Juni 2000 das zu diesem Zeitpunkt für deutsche Verhältnisse kräftige Wachstum der Inlandsaufträge an die Industrie in einen Rückgang über, der unter Schwankungen bis in die ersten Monate dieses Jahres angehalten hat. Nach den aktuellsten verfügbaren Daten lagen die realen Inlandsaufträge im Februar 2002 um knapp 10 Prozent unter dem im Juni 2000 erreichten Höchststand des Aufschwungs. Das Gesamtvolumen der Auftrags-eingänge ging erst etwas später, seit dem Jahresbeginn 2001, zurück, weil es bis dahin durch die noch wachsenden Bestellungen aus dem Ausland gestützt wurde. Hier war das Niveau bis Februar 2002 um 8,5 Prozent unter den Höchststand vom Jahresende 2000 gesunken.

In der Gesamtproduktion der Industrie setzte sich der Rückgang im März 2001 durch. Der Produktionsausstoß der verarbeitenden Industrie schrumpfte dann bis zum Ende des vergangenen Jahres um 6,3 Prozent, wobei der Abschwung sich in den einzelnen Bereichen und Zweigen mit unterschiedlicher Schärfe vollzog. Den stärksten Einbruch erlitten die Branchen des Bereichs Elektronik, Elektrotechnik, Büromaschinen und Feinmechanik/Optik, deren Produktionsniveau im Dezember 2001 um 12,3 Prozent unter dem am Jahresbeginn erreichten lag.

Das in einer Strukturkrise steckende Bauhauptgewerbe hatte ohnehin den Aufschwung nicht mitgemacht. Dort war es zwischen Anfang 1999 und Frühjahr 2000 lediglich zu einer Erholungspause innerhalb des 1995 begonnenen Schrumpfungsprozesses gekommen. Innerhalb dieser kurzen Zeitspanne nahm die Bauproduktion zunächst im 1. Quartal 1999 zu, danach stagnierte sie in Westdeutschland weitgehend und ging in Ostdeutschland erneut zurück,

² Vgl. hierzu: Z 47, September 2001, S. 7 ff.

allerdings in abgeschwächtem Tempo. Seit dem Frühjahr 2000, also zu einem Zeitpunkt, als sich die übrige Industrie mitten im Aufschwung befand, setzte sich im Bauwesen bereits der Abschwung weiter fort. Allerdings verstärkte sich die Differenzierung zwischen dem westdeutschen Bauhauptgewerbe, dessen Jahresproduktion 2001 um 6 Prozent unter dem Vorjahr lag, und der weiterhin in einer besonders schweren Strukturkrise steckenden ostdeutschen Bauwirtschaft, deren Minusrate 11,7 Prozent erreichte. Die Tiefe dieser Strukturkrise wird auch daran deutlich, dass seit 1996 in der ostdeutschen Baubranche 180.000 legale Arbeitsplätze verloren gingen, das ist eine Reduzierung um rund 45 Prozent.³

Tabelle 2: Ausgewählte aktuelle Wirtschaftsdaten Deutschlands; Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in Prozent

	1999	2000	2001 gesamt	2. Halbj. 2001	1.Quart. 2002
Reales BIP insgesamt	1,8	3,0	0,6	0,2	- 0,2
Privater Verbrauch	3,1	1,4	1,1	1,1	- 0,3
Staatsverbrauch	1,8	1,2	1,7	1,8	0,8
Ausrüstungs-Investitionen	6,6	8,7	- 5,0	- 9,4	- 5,0
Bau-Investitionen	1,5	- 1,9	- 5,8	- 5,0	0,0
Exportvolumen (1)	5,2	13,2	4,7	2,1	0,5
Exportüberschuß in Mrd. € (2)	15,6	35,8	66,4	35,7	16,5
Produktion der verarb. Industrie	1,6	6,8	0,8	- 2,6	- 4,3
Auftragseingänge aus dem Inland	0,8	6,3	- 3,3	- 5,7	- 6,0
Auftragseingänge aus dem Ausland	6,7	18,3	- 1,9	- 7,5	- 1,5
Produktion des Bauhauptgewerbes	0,8	- 3,3	- 7,2	- 4,3	- 1,8
Einzelhandelsumsatz	0,5	0,3	0,4	0,4	- 1,8
Erwerbstätige (1.000 Pers.)	37.942	38.589	38.770	38.745	38.660
Arbeitslose (1.000 Pers.)	4.093	3.879	3.858	3.902	3.973

Quellen: Deutsche Bundesbank, Saisonbereinigte Wirtschaftszahlen, Zeitreihen u. Monatsberichte, lfd.; DIW-Wochenbericht, Nr. 8/2002; Statistisches Bundesamt, lfd. Die Angaben zum 1. Quartal 2002 sind teilweise Schätzungen auf der Grundlage der genannten Quellen.

(1) Export von Waren und Dienstleistungen

(2) Realer Überschuß im Handel mit Waren und Dienstleistungen

³ Berliner Zeitung, 2.4.2002, nach Angaben des Zentralverbands des Deutschen Baugewerbes.

Die Ausrüstungs-Investitionen stellen trotz ihres vergleichsweise geringen gesamtwirtschaftlichen Gewichts die wichtigste in der Statistik ausgewiesene Kennziffer für die produktive Kapitalakkumulation dar. Ihre Entwicklung ist deshalb ein Hauptmaßstab für den Ablauf wie auch für die Stärke und Schwäche zyklischer Wirtschaftsschwankungen. Legt man diese Meßplatte an die jüngste deutsche Konjunktur an, dann zeigt sie vor allem zweierlei:

Erstens wird eindeutig die oben getroffene Einschätzung bekräftigt, dass erst der letzte, relativ kurze – je nach Bereichen lediglich einen Zeitraum zwischen einem und anderthalb Jahren umfassende – Abschnitt der auf die Krise 1992/93 folgenden konjunkturellen Aufwärtsentwicklung die Bezeichnung „Aufschwung“ verdient. Erst nachdem das Wachstum der Ausrüstungs-Investitionen sich während der zweiten Jahreshälfte 1999 nach mehr als fünf Jahren schwächelnder konjunktureller Belebung deutlich beschleunigt hatte, wurde im 1. Quartal 2000 der bereits im 4. Quartal 1991 – vor der Krise 1992/93 – erreichte bisherige Höchststand wieder übertroffen. Eine derart lahme Entwicklung dieser Investitionen während einer zyklischen Aufwärtsphase hat es in der bisherigen Wirtschaftshistorie der BRD übrigens noch nie gegeben.

Zweitens ist das Ende des Aufschwungs dieses Hauptindikators der produktiven Kapitalakkumulation auch ein wesentliches Indiz dafür, dass die aktuelle wirtschaftliche Abschwächung in Deutschland nicht als eine weitere der für den letzten Zyklus charakteristischen Konjunkturdellen, sondern als Ausdruck einer zyklischen Krise zu bewerten ist. Dafür spricht vor allem der deutliche Abschwung der realen Ausrüstungs-Investitionen, die sehr rasch auf sich verschlechternde Absatz- und Gewinnerwartungen reagierten. Sie schrumpften seit dem 4. Quartal 2000, also über 5 Vierteljahre hinweg, kontinuierlich um bislang knapp 11 Prozent und sind damit wieder deutlich unter das Niveau von Ende 1991 abgesunken. Allerdings war dieser Rückgang doch wesentlich geringer als der Einbruch während der Krise 1992/93, in der eine Schrumpfung um rund 24 Prozent zu verzeichnen war. Das spricht dafür, dass diesmal eine schwache zyklische Aufstiegsphase durch eine bislang eher moderat verlaufene Krise abgelöst wurde.

Die strukturelle Krise der Bauwirtschaft prägte auch die jüngste Entwicklung der Bau-Investitionen. Dabei wurde 1999 ein vier Jahre währender fast kontinuierlicher Rückgang für die Dauer eines Jahres unterbrochen, in dem sogar ein Zuwachs von 1,1 Prozent zu verzeichnen war. Seit dieser Atempause sind die Bau-Investitionen jedoch erneut weiter eingebrochen und waren im 4. Quartal 2001 insgesamt bereits um 8,6 Prozent geringer als Ende 1999, wobei auch hier der Rückgang in Ostdeutschland weitaus stärker war als in Westdeutschland.

Die beiden anderen großen Segmente der inländischen Nachfrage, der private und der öffentliche Konsum, erwiesen sich in den letzten anderthalb Jahren als zu schwach, um die sich abschwächende Konjunktur hinreichend zu stützen. Der private Konsum als größter Nachfragesektor, auf den in Deutschland

zwischen 56 und 57 Prozent des Bruttoinlandsprodukts entfallen, nahm 2001 insgesamt nur um 1,1 Prozent und damit langsamer als im Jahr zuvor zu, obwohl Wirtschaftsforscher wie Regierung mit einem deutlich stärkeren Wachstum gerechnet hatten. Zu dieser Fehleinschätzung kam es vor allem deshalb, weil die Kaufkraftwirkungen der zu Jahresbeginn in Kraft getretenen Entlastungen bei der Einkommensbesteuerung überschätzt wurden. Diese führten zwar zur Zunahme der nominal verfügbaren Einkommen, sie wirkten sich aber in weitaus geringerem Grade auf den realen Konsum aus. Die gleichzeitigen Preiserhöhungen für Benzin, Heizöl und Nahrungsmittel sowie Anhebungen der Ökosteuer, der Kfz-Steuer und auch der Fernsehgebühren ließen nämlich von den nominalen Einkommenserhöhungen real kaum etwas übrig. Allerdings wäre der private Verbrauch ganz ohne die Steuerreform noch schwächer ausgefallen.

Negativ wirkte sich auch die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt aus. Der in den beiden Jahren zuvor erfolgte langsame Beschäftigungsaufbau kam gegen Ende 2000 zum Stillstand, und die Erwerbstätigenzahlen gingen saisonbereinigt zurück, während die Arbeitslosenzahlen wieder anstiegen. Die damit verbundene zunehmende Arbeitsplatzunsicherheit und auch die Einkommensverluste drückten zusätzlich auf die reale Kaufkraft und das Konsumentenverhalten.

Infolge des von Finanzminister Eichel weiter praktizierten Sparkurses sowie auch der Abwälzung eines großen Teils der durch die Steuerreform entstehenden Mindereinnahmen auf die Gebietskörperschaften, von der die ohnehin finanzschwachen ostdeutschen Länder und Kommunen besonders hart betroffen wurden, blieb auch die Entwicklung des Staatsverbrauchs im vergangenen Jahr hinter den Erwartungen zurück.

Privater und staatlicher Konsum sowie Investitionen bilden zusammen mit den Vorratsveränderungen, von denen im Vorjahr ebenfalls ein negativer Wachstumsimpuls ausging⁴, die inländische Verwendung des Bruttoinlandsprodukts oder, anders ausgedrückt, die inländische Nachfrage nach im Inland produzierten Gütern und Dienstleistungen. Diese war schon im Aufschwungsjahr 2000 mit einer Zuwachsrate von knapp 2 Prozent deutlich unterproportional zum gesamten Bruttoinlandsprodukt gewachsen, das um 3,0 Prozent expandierte. Während der Krise verstärkte sich diese Diskrepanz noch weiter. Die Inlandsverwendung schrumpfte um 1,0 Prozent, während sich für das Bruttoinlandsprodukt noch eine geringfügige Zunahme um knapp 0,6 Prozent⁵ ergab. Dabei verbirgt sich hinter dieser gesamtdeutschen Wachstumsrate von 0,6 Prozent ohnehin die Tatsache, dass sich während der Krise der seit Mitte der 90er Jahre anhaltende wirtschaftliche Zurückbleibeprozess Ost-

⁴ Die Lagerbestände wurden im Verlaufe des Jahres 2001 in einem weitaus stärkeren Maße abgebaut, als es zuvor prognostiziert worden war.

⁵ Daten der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung werden vom Statistischen Bundesamt nicht mehr getrennt für Westdeutschland und Ostdeutschland veröffentlicht.

deutschlands, auf den im Zusammenhang mit der Bauwirtschaft schon hingewiesen wurde, nicht nur fortsetzte, sondern weiter beschleunigte. Während das westdeutsche Bruttosozialprodukt im Jahresergebnis 2001 um 0,7 Prozent zunahm, schrumpfte das ostdeutsche zum ersten Mal seit der Vereinigung um etwa den gleichen Prozentsatz.

Ein stärkerer, etwa dem Rückgang der Inlandsnachfrage entsprechender Einbruch der im Bruttoinlandsprodukt und seiner Wachstumsrate zusammengefassten gesamtwirtschaftlichen Leistung wurde während dieser Krise allein durch besonders günstige Außenhandelsrelationen verhindert.

Die deutschen Exporte von Gütern und Dienstleistungen⁶, die im zweiten Halbjahr 1998 infolge der asiatischen Finanzkrise eingebrochen waren, hatten danach bereits 1999 ein kräftiges Wachstum von Vierteljahr zu Vierteljahr zu verzeichnen, das sich im Aufschwungsjahr 2000 noch weiter beschleunigte. Ihr Volumen war im letzten Quartal 2001 um gut ein Viertel größer als am Jahresbeginn 1999; allein im Jahr 2000 betrug ihre reale Zuwachsrate 13,3 Prozent. Seit dem Jahresanfang 2001 wirkte sich jedoch das verschlechterte internationale Konjunkturklima auch auf die deutsche Ausfuhrerexpansion aus. Nachdem die realen Exporte im 1. Quartal 2001 auf dem erreichten hohen Niveau stagnierten, nahmen sie in den beiden darauf folgenden Vierteljahren noch einmal zu, wenn auch in relativ schwachem Tempo. Zu einem Rückgang um 1 Prozent gegenüber dem Vorquartal kam es nur im letzten Quartal des vergangenen Jahres.

Dabei ist es besonders bemerkenswert, dass die Krise in den USA, die oft sehr einseitig als Hauptursache der Konjunkturabschwächung hierzulande genannt wird, sich kaum unmittelbar auf die deutsche Exportentwicklung auswirkte. Die Ausfuhren dorthin nahmen sogar im Jahr 2001 insgesamt noch überproportional zu. Sie profitierten dabei offenbar kräftig von der bereits erwähnten zwischenzeitlichen Zunahme von Käufen langlebiger Konsumgüter, vor allem Autos. Die USA hatten dadurch 2001 unter den wichtigsten Industrieländern und -regionen die höchste Zuwachsrate deutscher Exporte zu verzeichnen und lagen dabei deutlich vor der EU. Nur in den zwei Monaten unmittelbar nach den Terroranschlägen vom 11. September kam es zu Exportrückgängen. Das gesamte deutsche Exportvolumen war im Krisenjahr 2001 immer noch um 4,7 Prozent größer als im Vorjahr. Die Auslandsnachfrage brach somit während der Krise deutlich weniger ein als die Inlandsnachfrage.

Demgegenüber reagierten die deutschen Importe, die im Aufschwungsjahr 2000 ebenfalls sehr kräftig um rund 10 Prozent und damit auch erheblich stärker als die Nachfrage nach inländischen Erzeugnissen gewachsen waren, sehr schnell und empfindlich auf die Abschwächung des deutschen Marktes. Sie hatten im 1. Quartal 2001 den stärksten Einbruch zu verzeichnen, nahmen da-

⁶ Wegen der Vergleichbarkeit mit den zuvor dargestellten Verwendungsbereichen des Bruttoinlandsprodukts beziehen sich auch die hier genannten Außenhandelsangaben auf die realen Daten der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung.

nach zeitweise wieder etwas zu, um während des 2. Halbjahres erneut leicht zurückzugehen. Im Gesamtergebnis stagnierte das deutsche Importvolumen im vergangenen Jahr nahezu.

Diese Diskrepanz zwischen den zwar nicht mehr boomenden, aber immer noch real wachsenden Exporten und dem gleichzeitig infolge der zu schwachen Binnennachfrage stagnierenden Importvolumen führte zu einer außergewöhnlichen Entwicklung der Außenhandelsbilanz. Der reale Überschuss der im Inland produzierten, aber im Ausland verwendeten Waren und Dienstleistungen über die im Ausland produzierten, aber im Inland verwendeten, der 2000 schon kräftig auf 35,8 Milliarden € angeschwollen war und damit nur ganz knapp unter dem bisherigen Rekordergebnis von 1997 gelegen hatte, stieg dadurch im Krisenjahr 2001 ungeachtet des zu Ende gegangenen Exportbooms sprunghaft auf die neue Rekordhöhe von 66,4 Milliarden €. Daraus resultierten eine Export-Import-Relation und eine Steigerung des Ausfuhrüberschusses (um 85,7 Prozent gegenüber dem Vorjahr) wie sie bisher noch nicht einmal annähernd in der deutschen Wirtschaftsentwicklung zu verzeichnen waren. So ging vergleichsweise während der vorigen Krise 1992/93 der Exportüberschuss im ersten Jahr erheblich (etwa um die Hälfte) und im zweiten Jahr noch leicht zurück.

Ungeachtet dessen hat der extrem hohe Überschuss im vergangenen Jahr, weil er zusätzlich zu der oben skizzierten inländischen Verwendung als Außenbeitrag in die Berechnung des Bruttoinlandsprodukts eingeht, dessen Umfang und Veränderungsrate deutlich überhöht. Ein Rechenexempel soll das verdeutlichen: Wäre der reale Exportüberschuss im Vorjahr etwa gleich hoch geblieben wie 2000 – selbst das würde noch eine günstigere Entwicklung als im Krisenjahr 1992 voraussetzen –, dann hätte das Bruttoinlandsprodukt nicht noch um 0,6 Prozent zugenommen, sondern wäre um 1 Prozent geschrumpft.

Die Krise war also keineswegs in erster Linie durch einen Exporteinbruch induziert, der – wie es neoliberale Wissenschaftler und Unternehmervetreter auch in diesem Zusammenhang immer wieder gern behaupten – vor allem eine Folge der angeblich ungenügenden internationalen Konkurrenzfähigkeit der deutschen Unternehmen gewesen sein soll, für die natürlich in erster Linie die vermeintlich überhöhten Steuer- und Soziallasten verantwortlich gemacht werden. In der Realität sind dagegen vom Export und vom Außenhandel überhaupt im vergangenen Jahr krisenmildernde Einflüsse ausgegangen. Das auch in dieser zyklischen Krise wieder deutlich zutage getretene strukturelle Ungleichgewicht der deutschen Wirtschaft besteht dagegen nach wie vor in der zu schwachen Entwicklung der Inlandsnachfrage nach deutschen Gütern und Leistungen. Erst dieses Strukturproblem führt dazu, dass möglichst kräftig expandierende Exporte und hohe Außenhandelsüberschüsse fast allein als Konjunkturmotor dienen müssen.

3. Aussichten für 2002: Zunehmende Erwartungen auf schwacher Grundlage

Die Prognosen und Erwartungen für die nächste Entwicklung der deutschen Wirtschaft setzen deshalb auch in erster Linie darauf, dass sich die internationalen Rahmenbedingungen, vor allem durch einen neuen Aufschwung in den USA, wieder deutlich verbessern. Diese Erwartungen sind seit Anfang dieses Jahres dadurch bestärkt worden, dass tatsächlich eine Reihe von Indikatoren auf eine beginnende konjunkturelle Belebung in den USA hinweisen. Dazu gehören insbesondere eine leichte Zunahme der Industrieproduktion sowie ein ansteigender Index der Verbrauchererwartungen wie auch andere positive Umfrageergebnisse. Das hat auch in anderen Ländern Hoffnungen auf einen schnellen Aufschwung der eigenen Wirtschaft geweckt und vor allem die Geschäftserwartungen beflügelt. Tatsächlich kann gegenwärtig wegen der gewachsenen internationalen Zyklus-Synchronität und der Schwäche der Binnenmärkte in den wichtigsten anderen Industrieländern kein anderes Land bzw. keine andere Region als die USA die Rolle der Konjunkturlokomotive übernehmen. Allerdings sind angesichts der sich in diesem Zusammenhang schnell ausbreitenden Euphorie doch Zweifel angebracht, ob die aktuellen Möglichkeiten der USA-Konjunktur nicht überschätzt werden. Die sich abzeichnende Belebung in den USA könnte vor allem durch folgende Tatbestände beeinträchtigt werden, die auch ihre möglichen positiven Auswirkungen auf die weltwirtschaftliche Entwicklung relativieren:

- Die erstmals seit Jahresmitte 2000 wieder erfolgte leichte Zunahme der Industrieproduktion der USA in den ersten Monaten dieses Jahres ist zunächst vor allem darauf zurückzuführen, dass viele Unternehmen ihre während der Krise in großem Umfang geräumten Lagerbestände wieder aufgefüllt haben und sagt noch wenig darüber aus, in welchem Maße sich die Nachfrage nach neuen Produkten in der nächsten Zeit tatsächlich beleben wird.

- Wie bereits dargestellt, erwies sich in den USA die ungewöhnlich günstige Entwicklung der privaten Konsumnachfrage, die während des vergangenen Krisenjahres noch um 3 Prozent und damit in einem Maße zunahm, wie es sonst nur in konjunkturellen Aufschwungsphasen der Fall war, als wesentliche krisenmildernde Kraft. Ein großer Teil der amerikanischen Verbraucher hat dabei vor allem die Anschaffung dauerhafter Konsumgüter nicht, wie es sonst die Regel ist, auf die sicherer erscheinenden Zeiten nach der Krise aufgeschoben. Sie wurden vielmehr – ungeachtet zunehmender Arbeitsplatzunsicherheit und um den Preis einer noch höheren Verschuldung – wegen der besonders günstigen Kaufkonditionen und verfügbarer Steuerrückzahlungen zeitlich vorgezogen. Auf der anderen Seite bedeutet dies aber, dass die Konsumnachfrage einen erheblichen Teil ihres Expansionspotentials für den Aufschwung bereits ausgeschöpft hat und in ihrem Wachstum kaum noch stärker zulegen kann.

- Damit der Aufschwung trägt, wird angesichts dieser skizzierten Ausgangssituation bei der privaten Konsumtion die Investitionsnachfrage der Unter-

nehmen eher in einem noch stärkeren Maße anziehen müssen als nach früheren Krisen. Die Aussichten dafür sehen aber derzeit nicht besonders günstig aus, denn die während des vorausgegangenen kräftigen Aufschwungs aufgebauten Überkapazitäten scheinen offenbar während der bislang relativ kurzen Krise noch nicht genügend abgebaut worden zu sein, um eine kräftige Welle von Investitionen in neue Produktionsanlagen zu stimulieren. Darauf deutet u.a. die Tatsache hin, dass noch im Februar 2002 die Kapazitäten in der Industrie nur zu 74,8 Prozent und damit deutlich geringer als im langfristigen Durchschnitt von 81,9 Prozent ausgelastet waren.

- Die in den letzten Jahren des Aufschwungs hochgeschossenen Aktienkurse in den USA sind nach dem Zusammenfallen der „New-Economy-Blase“ im Verlauf des Jahres 2000 zwar auch insgesamt deutlich zurückgegangen. Die Bewegung des Sammelwertes für die Aktienkurse der wichtigsten US-Unternehmen zeigt jedoch, daß die Baisse für wesentliche Teile des amerikanischen Wertpapiermarktes eher moderat verlief. So setzte sich seit dem Frühjahr 2001 bereits ein Trend zur Erholung der Aktienkurse durch. Unter erheblichen Schwankungen, die vor allem nach dem Schock der Terroranschläge des 11. September 2001 eintraten, führte dies dazu, dass der Dow-Jones-Index sich im März dieses Jahres schon wieder auf einem Niveau bewegte, das nur noch um etwa 10 Prozent unter dem in der ersten Januarhälfte 2000 erreichten Höhepunkt der Hausse lag. Diese Entwicklung der Aktienkurse hat zusammen mit der teilweise rückläufigen Gewinnentwicklung während der Krise dazu geführt, dass die Kurs-Gewinn-Relation vieler Unternehmen noch immer hoch, zum Teil sogar höher als vor der Krise ist. Ein großer Teil der Aktien ist also offenbar noch immer überbewertet. Eine bevorstehende Konjunkturbelebung ist dadurch mit dem Risiko einer eventuell akut werden- den Anpassung aufgeblähter Finanzvermögen an die realwirtschaftliche Entwicklung belastet. Und das würde sich, mit entsprechenden negativen Nebenwirkungen, auf alle Börsenplätze der Welt auswirken.

- Der von den USA derzeit praktizierte Protektionismus kann für die gesamte Entwicklung des Welthandels zu ernsthaften Hemmnissen und Risiken führen, dadurch die Konjunktur in anderen Ländern beeinträchtigen, aber auch auf die USA-Wirtschaft selbst zurückschlagen.

Hinzu kommt auch, dass die Konjunktursignale, die in jüngster Zeit aus den USA, aber auch aus Japan und Westeuropa kamen, durchaus widersprüchlich und nicht nur positiv waren.

War beispielsweise im März der Anstieg des in den USA als wichtiger Frühindikator bewerteten Verbrauchervertrauens-Index noch als eindeutiges Zeichen begonnener Konjunkturerholung gefeiert worden, so sank dieser Index entgegen den meisten Erwartungen im April wieder ab. Ähnlich war es mit den Aufträgen an die US-Industrie, die im Januar deutlich zunahmen, im Februar aber wieder sanken.

Die unmittelbaren Auswirkungen einer baldigen konjunkturellen Belebung in den USA auf die deutschen Exporte sollten ohnehin nicht überschätzt werden,

denn diese haben gegenwärtig nur einen Anteil von 10,6 Prozent an den Gesamtausfuhren und sind zudem im vergangenen Jahr noch überproportional angestiegen. Das bietet kein besonders großes Potential für einen neuen Boom der deutschen Gesamtexporte. Und in den meisten anderen Abnehmerländern müssen die Märkte auch noch bedeutend stärker wachsen, um hierzulande einen neuen Exportaufschwung zu stimulieren. Nachdem der Rückgang der Exporte in den ersten Monaten dieses Jahres zum Stillstand gekommen ist, werden sie im weiteren Jahresverlauf wieder ansteigen, allerdings in einem geringeren Tempo als während des vorangegangenen Aufschwungs. Da aber aufgrund einer relativ schwachen Inlandsnachfrage auch die Einfuhren kaum kräftiger als die Ausfuhren zunehmen werden, dürfte der Außenhandelsüberschuß zunächst sehr hoch bleiben und damit vermutlich auch in diesem Jahr überproportional zum Wachstum beitragen.

Gegenwärtig ist es besonders schwierig, die aktuellen Aussichten der deutschen Wirtschaft einzuschätzen, die sich offensichtlich in einer Übergangssituation zwischen einer Krisenphase und einer aufsteigenden Phase des Konjunkturzyklus befindet. Folgt man den verbreiteten optimistischen Einschätzungen, dann wird es noch im Verlauf des ersten Halbjahres deutlich aufwärts gehen. Sie stützen sich bislang überwiegend weniger auf reale Daten als auf Umfrageergebnisse und Erwartungsaussagen. Ohne deren Wert als Frühindikatoren in Abrede zu stellen, müssen sie doch mit einiger Skepsis betrachtet werden, zumal sie gegenwärtig zum großen Teil auch wieder nur auf verbesserten Stimmungswerten im Ausland aufbauen.

Die Dynamik der nächsten konjunkturellen Belebung wird wesentlich von der Entwicklung der Investitionen abhängen. Bei den Bau-Investitionen wird damit gerechnet, dass in Westdeutschland infolge einer Stabilisierung oder leichten Verbesserung im Wohnungs- und Wirtschaftsbau der langandauernde strukturelle Rückgang zu Ende geht und für das Gesamtjahr erstmals wieder ein schwaches Wachstum erzielt werden kann. Dagegen werden in Ostdeutschland insbesondere die wegen eines hohen Leerstands und auch abnehmender Einwohnerzahlen weiter schrumpfende Nachfrage im Wohnungsbau, aber auch die infolge der besonders schlechten Finanzlage der ostdeutschen Kommunen zurückgehenden öffentlichen Investitionen dafür sorgen, dass dort die Strukturkrise weiter anhält. Insgesamt dürften die deutschen Bau-Investitionen bei einem leichten Zuwachs in Westdeutschland und einem deutlichen Rückgang in Ostdeutschland in diesem Jahr stagnieren. Für die Wirtschaftsentwicklung in den neuen Bundesländern bedeutet dies aber angesichts des dort noch immer erheblich größeren Anteils der Bauwirtschaft, dass sie auch 2002 weiter hinter der in den alten Bundesländern zurückbleiben wird.

Schwieriger einzuschätzen sind die Aussichten für die Entwicklung der Ausrüstungs-Investitionen. Die nach dem Jahresbeginn relativ geringe Kapazitätsauslastung in der Industrie dürfte zumindest noch während des ersten Jahres- hälftes die Investitionsdynamik beeinträchtigen und lässt allenfalls eine schwa-

che Zunahme oder gar eine Stagnation erwarten. Auch die Abnahme der realen Auftragseingänge der Industrie im 1. Quartal 2002, die um 3,5 Prozent niedriger waren als ein Jahr zuvor, ist ein Indiz, das gegen einen schnellen Investitionsaufschwung spricht. Im weiteren Jahresverlauf könnte es allerdings zu einer deutlicheren Zunahme der Ausrüstungs-Investitionen kommen, die jedoch wesentlich vom Wachstum der Auslandsnachfrage und von sonstigen internationalen Einflüssen auf das hiesige Investitionsklima abhängt. Bei moderater Zunahme werden diese Investitionen jedoch voraussichtlich erst gegen Jahresmitte das Vorjahresniveau überschreiten können. Für das Gesamtjahr 2002 ist deshalb allenfalls eine Zuwachsrate in der Größenordnung zwischen 1 und 3 Prozent zu erwarten.

Die deutschen Konzerne haben im vorigen Jahr im Rahmen der Steuerreform eine enorme Finanzspritze vom Staat erhalten. Der größte Teil davon war das Ergebnis der zum Jahresbeginn in Kraft gesetzten Herabsetzung der Körperschaftsteuer auf einen jetzt einheitlichen Satz von 25 Prozent für einbehaltene und ausgeschüttete Gewinne. Die dadurch 2001 direkt erzielte und künftig in einer ähnlichen Größenordnung Jahr für Jahr wiederkehrende Steuereinsparung der Großunternehmen wird auf 7 bis 8 Milliarden € geschätzt.⁷ Darüber hinaus aber wurde ihnen von der Bundesregierung noch ein zusätzliches Einstandsgeschenk präsentiert. Sie erhielten nämlich die Möglichkeit, früher bereits einbehaltene Gewinne, die noch mit einem alten, höheren Satz besteuert worden waren, jetzt in auszuschüttende Gewinne umzuwandeln, für die nur noch der neue, niedrigere Einheitssatz zu zahlen ist. Den Differenzbetrag konnten sie wieder zurückfordern. Das enorme Ausmaß der dadurch zusätzlich erfolgten Rückerstattungen an die Unternehmen wird daran deutlich, dass der Staat im Jahr 2000 noch insgesamt 23,57 Milliarden € an Körperschaftsteuern einnahm, während ihm im vergangenen Jahr kein einziger € zufließt, sondern sogar noch 426 Millionen an Konzerne zurückgezahlt wurden.⁸ Von alledem ist freilich nichts zu hören, wenn Unternehmer und ihre wirtschaftlichen Sprachrohre gebetsmühlenartig die Steuer- und Lohnnachteile des Standorts Deutschlands und die Unmäßigkeit gewerkschaftlicher Forderungen beklagen. Diese enormen Finanzspritzen wären noch zu entschuldigen, wenn man sie für Investitionen zur Schaffung zusätzlicher Arbeitsplätze hierzulande verwenden würde. Sie dürften jedoch wohl eher in fragwürdige internationale Expansions- und Fusionsprojekte gesteckt und nicht zuletzt auch in höhere Dividenden und Managergehälter umgemünzt werden.

Der private Verbrauch als größter Nachfragesektor der Volkswirtschaft wird auch in diesem Jahr relativ schwach bleiben und nicht als Träger der konjunkturellen Belebung wirken können. Von der Realeinkommensentwicklung dürften kaum stärkere Impulse als 2001 kommen. Die Verbraucherpreisent-

⁷ Vgl.: D. Teichmann/D. Vesper: Öffentliche Haushalte 2001/2002, in: DIW-Wochenbericht, Nr. 37/2001.

⁸ Ausgewiesen in: Deutsche Bundesbank, Monatsbericht März 2002, Statistik-Teil, S. 54.

wicklung ist, allein wenn man die gegenwärtigen Unwägbarkeiten der Ölpreisbildung und die sich daraus ergebenden Wirkungen betrachtet, ein äußerst unsicherer Faktor. Die wieder voll greifende Progression des Einkommensteuer-Tarifs und steigende Beiträge in der gesetzlichen Krankenversicherung werden gleichfalls an den nominalen Einkommenserhöhungen nagen.

Die Ergebnisse der Tarifaueinandersetzungen sind gegenwärtig noch nicht abzusehen. Bei ihrer Bewertung sollte man sich jedoch vergegenwärtigen, dass im Vorjahr die tariflichen Lohnerhöhungen von 2,2 Prozent eine reale Lohnsenkung bedeuteten, weil die Verbraucherpreise gleichzeitig um 2,5 Prozent stiegen. Für ihre bereits über Jahre geübte Lohnzurückhaltung wurden die Arbeitnehmer also bestraft, zumal in der gleichen Zeit auch mehr Arbeitsplätze abgebaut als neu geschaffen wurden. Angesichts dessen ist es verständlich, dass die Gewerkschaften - ungeachtet einer breiten Ablehnungsfront, in der auch der sozialdemokratische Bundeskanzler seinem Ruf als „Genosse der Bosse“ einmal mehr gerecht wird - nicht mehr bereit sind, eine solche Entwicklung noch länger widerstandslos hinzunehmen.

Auch die von der Beschäftigungsentwicklung ausgehenden Wirkungen auf die Konsumnachfrage werden sich in engen Grenzen halten. In den ersten Monaten dieses Jahres hat die Zahl der Erwerbstätigen weiter abgenommen und sind auch weniger offene Stellen nachgewiesen worden. Ungeachtet des im März ausgewiesenen saisonbedingten Rückgangs der Arbeitslosenzahl hat die Arbeitslosigkeit real betrachtet zugenommen. Sie lag deutlich höher als im gleichen Monat der beiden vorausgegangenen Jahre. Die Unsicherheit über die künftige Arbeitsmarktlage hat angesichts der Pleitewelle, die seit Jahresbeginn zunehmend auch Großunternehmen erfasst hat, und der damit verbundenen Arbeitsplatzvernichtungen eher noch zugenommen. Selbst wenn es schon im 2. Quartal zu einer moderaten Wachstumsbelebung käme, würden deren positive Wirkungen den Arbeitsmarkt erst im weiteren Verlauf der zweiten Jahreshälfte erreichen.

Die anhaltende Arbeitsplatzunsicherheit hat zweifellos restriktive Wirkungen auf die Konsumneigung eines Teils der Bevölkerung. Noch ungünstiger auf die Konsumentennachfrage haben sich aber während der ersten Monate dieses Jahres negative Erfahrungen sowie eine weit verbreitete Unsicherheit hinsichtlich der preissteigernden Wirkungen der Euro-Einführung ausgewirkt. Dies bescherte dem Einzelhandel, dessen Umsätze bereits seit Dezember letzten Jahres deutlich zurückgingen, einen ausgesprochenen Fehlstart in das Jahr 2002. Die realen Gesamtumsätze waren im 1. Vierteljahr 2002 um rund 2,5 Prozent niedriger als im Vorquartal. Noch krasser waren die Umsatzeinbrüche bei langlebigen Verbrauchsgütern wie Möbeln, Unterhaltungselektronik und auch Textilien. Da hiervon in starkem Maße Fachgeschäfte betroffen sind, wird bei einem weiteren Andauern dieses Trends eine Pleitewelle im Einzelhandel befürchtet. Für das 1. Quartal wird deshalb ein Rückgang des gesamten privaten Verbrauchs erwartet. Insgesamt dürfte für 2002 nach den bisherigen Indikatoren erneut mit einer nur geringen Zunahme der

privaten Konsumnachfrage um etwas weniger als 1 Prozent zu rechnen sein. Relativ wenig Spielraum hat aufgrund des nach wie vor dominierenden Sparkurses und sich ankündigender weiterer drastischer Reduzierungen der bisherigen Steuerschätzungen auch der Staatsverbrauch, dessen Zuwachsraten in diesem Jahr im Höchstfall nur knapp über der des privaten Konsums liegen dürfte.

Die bislang verfügbaren Daten und Indikatoren sprechen eher dafür, dass frühestens im Laufe des 2. Halbjahres mit einer spürbaren konjunkturellen Belebung der Inlandsnachfrage zu rechnen ist, während das Exportwachstum sich vermutlich mit einem gewissen Vorlauf, aber bei weitem nicht mit dem Tempo des Aufschwungsjahres 2000 beschleunigen wird. Dies könnte für das Gesamtjahr zu einer Zunahme der inländischen Verwendung des Bruttoinlandsprodukts um 1,2 bis 1,5 Prozent führen. Voraussetzung dafür ist aber eine deutliche Verbesserung der Weltwirtschaftskonjunktur mit entsprechenden Wirkungen auch auf die Industrieproduktion und die Ausrüstungs-Investitionen. Das gesamte Bruttoinlandsprodukt würde dann im gleichen Tempo wie die Inlandsnachfrage wachsen, wenn der Ausführüberschuß die Höhe des vergangenen Jahres erreicht. Nicht unrealistisch erscheint aber auch die Möglichkeit einer über das ganze Jahr anhaltend schwachen, eher stagnierenden Wirtschaftsentwicklung. Dieser Fall kann vor allem dann eintreten, wenn die internationale Konjunktur sich langsamer erholt, als es jetzt von dem meisten erwartet wird, oder wenn spürbare weitere Ölpreissteigerungen erfolgen. Zusätzlich behindert werden könnte die wirtschaftliche Belebung aber auch dann, wenn sich die Inflationsraten in der Eurozone noch etwas erhöhen und die einseitig stabilitätsorientierte EZB vorzeitige Erhöhungen der Leitzinssätze vornimmt, die eine sich gerade wieder erholende Investitionstätigkeit bremsen würden.

In jedem Fall wird die deutsche Wirtschaftsentwicklung aber auch weiterhin durch drei strukturelle Grundprobleme gehemmt und daran gehindert, einen nachhaltigen Aufschwung zu produzieren, der für eine spürbare und länger anhaltende Verringerung der Arbeitslosigkeit ausreicht. Das sind

- die Schwäche der Binnennachfrage, die zu einer noch gestiegenen Abhängigkeit des gesamtwirtschaftlichen Wachstums von einer kräftigen Exportexpansion und hohen Außenhandelsüberschüssen geführt hat;
- das anhaltende und noch zunehmende Zurückbleiben der Wirtschaft in Ostdeutschland hinter der Entwicklung in den alten Bundesländern, das eine zunehmende Perspektivlosigkeit unter großen Teilen der ostdeutschen Bevölkerung und eine daraus erwachsende Abwanderungsbewegung unter den arbeitsfähigen Menschen sowie eine Verschärfung der damit verbundenen sozialen Probleme zur Folge hat und
- die fortschreitende einseitige Abwälzung der aus den ökonomischen und sozialen Problemen erwachsenden Belastungen auf die Masse der Arbeitnehmer sowie auf die sozial Schwachen der Gesellschaft und die dadurch zunehmende Kluft zwischen Armen und Reichen.

Diese Grundprobleme sind weder von der Kohl-Regierung noch von der jetzigen Regierung auch nur ernsthaft angesprochen, geschweige denn angepackt worden. Wer immer nach den bevorstehenden Bundestagswahlen auch die Regierung bilden wird, eine Prognose kann man nach den Erfahrungen der vergangenen Jahre bereits jetzt abgeben: Da sich an den weitgehend neoliberal geprägten Grundprämissen der Wirtschafts- und Finanzpolitik nichts ändern wird, werden auch in der kommenden Wahlperiode diese Strukturprobleme und Entwicklungshemmnisse unserer Wirtschaft nicht ernsthaft angegriffen werden.

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

41

Nationalismus, Rassismus, Krieg

US-Hegemonie und Terrorismus; Nation und Gewalt;
Kollektive und Nationale Identität; Ziviler Internationalismus statt NATO; Arbeitswelt, Standortnationalismus,
Rechtsextremismus, Anti-Rassismus; Europa und
Föderalismus, Einwanderung und Integration

A. Roy, F. Schandl, R. Kühnl, H.U. Jost, J. Lang,
Ch. Butterwegge, F. Huiskens, H. Stutz, Y. Kramer, K. Dörre,
V. Alleva, Ch.P. Scherrer, H. Kleger, G. D'Amato

Diskussion

G. Trepp : Geldwäsche und Terrorgelder
W. Eberle / H. Schäppi: Linke und Neue Mitte
S. Lettow : Neoliberaler Anti-Egalitarismus

Marginalien / Rezensionen / Zeitschriftenschau

21. Jg./2. Halbjahr 2001

Fr. 25.-

208 Seiten, Fr./DM 25.- (Abonnement Fr./DM 40.-)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH-8026 Zürich
Tel./Fax 0041 (0)1 - 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

Wettbewerbsdichotomie, Kapitalrenditen und neoliberale Ideologie

„Der Profit, also der Dreh- und Angelpunkt des Kapitalismus, ist empirisch kaum wahrnehmbar.“

Karl Georg Zinn

1. Problemstellung

Entscheidend ist als Gewinngröße nicht der absolute Gewinn, sondern die Rentabilität des eingesetzten Kapitals, also die Rendite. Diese lässt sich durch die Profitrate gesamtwirtschaftlich ausdrücken. Neben der Verteilungsfrage in Form der Lohn- und Gewinnquote spielt hier auch die Arbeitsproduktivität und das Verhältnis von Kapital- zum Arbeitseinsatz, die Kapitalintensität, eine determinierende Rolle. In einer empirischen Untersuchung zur säkularen Entwicklung der makroökonomischen Profitrate konnte für die Bundesrepublik von 1949 bis 1997 gezeigt werden, dass der von Marx für kapitalistische Ordnungen prognostizierte tendenzielle Fall der Profitrate nachgezeichnet werden kann.¹ „Der globale Profitratenverfall gilt erstaunlicherweise insbesondere für den Zeitraum von 1960 bis 1979. In den 1950er Jahren war dagegen noch eine stark zunehmende Profitrate (nachkriegsbedingt) zu verzeichnen. Weitaus weniger positiv, aber mit einem Erholungseffekt, entwickelte sich die Profitrate von 1980 bis 1997.“² Diese Erholung war einer gigantischen Umverteilung von der Lohn- zur Gewinnquote geschuldet, wobei es innerhalb der Gewinnquote insbesondere zu einem Anstieg der Vermögenseinkommen aus dem Grundbesitz- und dem akkumulierten Geldvermögen in Form von Mieten, Pachten und Zinsen sowie einem zusätzlichen Zins-Zins-Effekt kam.³

In einer engeren statistischen Abgrenzung als dies in einer makroökonomischen Profitrate auf Basis von Daten aus der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR) möglich ist, untersucht die Deutsche Bundesbank seit 1971 die „Bilanzen und Erfolgsrechnungen westdeutscher Unternehmen“ und ab dem Jahr 1992 liegen auch Daten für ostdeutsche Unternehmen vor. Hier lässt sich für die westdeutschen Unternehmen bis zur Wiedervereinigung bei der

¹ Vgl. Bontrup, H.-J., Zur säkularen Entwicklung der Kapitalrentabilität, in: WSI-Mitteilungen, 53. Jg., Heft 11/2000, S. 718 – 725.

² Ebenda, S. 725.

³ Vgl. Mattfeld, H., Einkommensverteilung und Klassenanalyse, in: Goldschmidt, W., u.a. (Hrsg.), Neoliberalismus, Hegemonie ohne Perspektive, Beiträge zum sechzigsten Geburtstag von Herbert Schui, Heilbronn 2000, S. 41ff. Nach Angaben der Deutschen Bundesbank betrug Ende 1997 das private Bruttovermögen (Sach- und Geldvermögen) der privaten Haushalte in Deutschland gut 14 Billionen DM. Zieht man davon die Verschuldung der privaten Haushalte in Höhe von 1,8 Billionen DM ab, so verbleibt ein Netto- oder Reinvermögen von 12,2 Billionen DM. Das waren 50 vH mehr als 1990. Vgl. Deutsche Bundesbank, Monatsbericht Januar 1999, S. 33 – 50.

Kapitalrendite im Gegensatz zur oben erwähnten bzw. abgegrenzten Profitrate kein fallender Trend, sondern eher mit jährlich volatilen Veränderungen ein steigender Trend feststellen, während es erstaunlicherweise nach der Wiedervereinigung von 1989 bis zum Krisenjahr 1993 zu einem starken Rückgang der Rentabilitäten kam.⁴ So sank die Eigenkapitalrendite vor Steuern von 46,7 vH im Jahr 1989 auf 17,3 vH im Jahr 1993 und die Gesamtkapitalrentabilität ging von 11,1 vH auf 6,0 vH zurück. Danach erholte sich die Rendite der Unternehmen wieder, so dass der Trend für die 1990er Jahre insgesamt positiv ist.⁵ Von dieser Entwicklung blieben aber die ostdeutschen Unternehmen, deren Ertragslage in der Summe negativ war, weitgehend abgekoppelt.⁶ Interessant sind deshalb die neusten Ergebnisse des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW), Berlin. „Danach erzielten 54 % der (ostdeutschen) Unternehmen im Jahre 1999 einen mehr oder weniger großen Gewinn; 26 % kamen auf ein ausgeglichenes Ergebnis, und 17 % mussten Verluste buchen. Die Ertragslage hat sich damit verbessert: 1997 und 1998 hatten nur knapp die Hälfte, in den Jahren 1994 bis 1996 sogar weniger als 40 % der Unternehmen Gewinne erzielt. Spiegelbildlich dazu nahm der Anteil der Unternehmen, die Verluste hinnehmen mussten, stetig und stark ab.“⁷

Erstmals wurden nun auch von der Deutschen Bundesbank hochgerechnete Unternehmensergebnisse nach Rechtsformen und Wirtschaftssektoren bezogen auf Gesamtdeutschland für den Zeitraum von 1994 bis 1999 veröffentlicht.⁸ Diese sollen im folgenden Beitrag ausgewertet und einer gesamtwirtschaftlichen Beurteilung im Kontext einer neoklassischen (neoliberalen) Ausrichtung der bundesdeutschen Wirtschaftspolitik unterzogen werden. Zuvor sei aber noch auf eine grundsätzliche Dichotomie (Zweiteilung) im Spannungsfeld von wettbewerblicher Ordnung einerseits und Gewinnrealisierung andererseits hingewiesen.

2. Gewinn und die Dichotomie des Wettbewerbs

Ein hoher Gewinn bzw. eine komfortable Rentabilität gilt in der allgemeinen wirtschaftspolitischen Diskussion als Indikator für Wettbewerbsfähigkeit. Schließlich führe eine schlechte Gewinnperformance zu Produktions- und Investitionseinbrüchen und unter Aspekten einer volkswirtschaftlichen Standortdiskussion zur Verlagerung von Produktionen und Investitionen. Hierauf basiert letztlich auch die keynesianische Theorie. So führt die Kette des monetären Zinsmechanismus aufgrund zu geringer einzelwirtschaftlicher Gewinnerwartungen aus Realinvestitionen in die „Investitionsfalle“ und zu einer Stö-

⁴ Vgl. Bontrup, H.-J., Volkswirtschaftslehre, Grundlagen der Mikro- und Makroökonomie, München, Wien 1998, S. 614.

⁵ Vgl. Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht März 2000, S. 31ff.

⁶ Vgl. ebenda, Monatsberichte Juli 1994, S. 19ff, Juli 1998, S. 35.

⁷ Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), Berlin (Hrsg.), Wochenbericht Nr. 3/2002, S. 52.

⁸ Vgl. Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht Dezember 2001, S. 45ff.

zung makroökonomischer Wachstumsprozesse. Die Sicht eines potenziellen einzelwirtschaftlichen Anbieters (Unternehmens) verlangt vom eingesetzten Risikokapital systemisch eine adäquate Verzinsung (Rendite). Daneben pocht das Unternehmen auf Opportunitätskosten als Nutzenkompensation für alternative Verwendungsrichtungen seiner hergegebenen Geld- oder Sachmittel. Außerdem möchten Unternehmen im Sinne einer Schumpeter'schen Kreativität – und damit in Abgrenzung zu rein repetitiven Unternehmen – zusätzlich für außergewöhnliche Leistungen in Form von Produkt- und/oder Prozessinnovationen mit einem Extraprofit belohnt werden. Nur so erhalten Unternehmen in Summe die notwendigen Anreize und auch die Fähigkeit, betriebliche Investitionen (selbst) zu finanzieren. Hinzu käme noch eine Wechselwirkung dergestalt, dass im Allgemeinen eine hohe Rentabilität bzw. Profitrate nicht nur weiteres nationales als auch internationales Kapital anziehen würde, sondern zusätzlich im Wege einer Gewinnthesaurierung wiederum die Quelle für eine weitere Eigenkapitalbildung bzw. Akkumulation gegeben sei.

Genau entgegen dieser Sichtweise argumentiert die Wettbewerbstheorie und -politik. Hier habe Wettbewerb dafür zu sorgen, dass der einzige Souverän im marktwirtschaftlichen System, der Endnachfrager, gemäß seiner Konsumentensouveränität optimal mit Waren zu niedrigsten Preisen bei hoher Produktqualität versorgt wird. „In Analogie zum politischen System der Demokratie spricht man von ‚Demokratie des Marktes‘, in welcher der Konsument mit seiner Kaufentscheidung, als ‚Stimmzettel‘ quasi, zur Steuerung der Produktion berufen ist. Das Postulat der Konsumentensouveränität resultiert dennotwendig aus einem Wirtschaftssystem, in dem der Konsum alleiniger Zweck und die Wirtschaft (Unternehmen) bloß das Mittel ist.“⁹ Unternehmerische Freiheit könne in diesem Kontext nur dann akzeptiert werden, wenn die marktwirtschaftliche Ordnung dafür Sorge trägt, dass das einzelwirtschaftliche Gewinnstreben durch Wettbewerb zu einer gesamtwirtschaftlichen Effizienz (Wohlfahrt) positiv gewendet wird. Diesen Grundsatz legte schon Adam Smith seiner marktwirtschaftlichen Doktrin zugrunde, als er schrieb: „Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen- sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.“¹⁰ Funktioniert Wettbewerb als das entscheidende und eigentliche systemkonstitutive Element einer marktdominanten Ordnung, das den schier unbegrenzten Drang der Unternehmer nach Profit nicht nur in seine Schranken, sondern zusätzlich in eine gesamtwirtschaftliche Wohlfahrtsfunktion umkehren soll, so realisiert ein Unternehmen langfristig lediglich alle Stückkosten.¹¹

⁹ Steiner, H. Der Kurzschluss der Marktwirtschaft, Berlin 1999, S. 71.

¹⁰ Smith, A., in deutscher Übersetzung „Der Wohlstand der Nationen, München 1978, S. 17.

¹¹ Kurzfristig ist allerdings zur Angebotsanpassung auch die Produktion im *Betriebsminimum* denkbar. Hier kommt es über den Preis nur zur Deckung der variablen Stückkosten, so dass ein Verlust in Höhe der stückfixen Kosten entsteht.

Diese implizieren beim Ansatz eines wertmäßigen Kostenbegriffs auch eine Verzinsung des vom Unternehmer (Eigentümer) eingebrachten Eigenkapitals in normaler Höhe und eine normale Entlohnung für etwaige Unternehmertätigkeit (Arbeitskraft des Unternehmers) in Form eines kalkulatorischen Unternehmerlohns.¹² Die Betriebswirtschaftslehre kennzeichnet dabei eine „normale Verzinsung des Eigenkapitals“ mit dem Zins für Staatsanleihen ggf. zusätzlich eines branchenbezogenen Risikoaufschlags oder alternativ mit dem Zinssatz des jeweils teuersten Kredits, den das Unternehmen selbst aufnehmen musste als so genannten „Grenzzins“. ¹³ Im Extremfall wird der Gewinn im marktwirtschaftlichen Gleichgewicht sogar vollständig bis auf den kalkulatorischen Unternehmerlohn eliminiert. Hier liegt dann eine Nullgewinnsituation vor. Auch in der dynamischen Wettbewerbstheorie werden allenfalls auf Zeit beschränkte „Vorsprungsgewinne“ akzeptiert, die regelmäßig durch einen nachahmenden Wettbewerb wieder aufgezehrt werden. Außerdem impliziert die tendenzielle „Nullgewinnlinie“, dass die Unternehmen zur Finanzierung von Erweiterungsinvestitionen auf die Ersparnisse der privaten Haushalte angewiesen sind, die sie sich als Fremdkapital an den Geld- und Kapitalmärkten über die Bezahlung von Zinsen besorgen müssen. Hierin drückt sich das makroökonomische Gleichgewicht von $I \equiv S$ aus. Die Summe der geplanten Ersparnis (S) entspricht ex post der Summe der geplanten Investitionen (I). Kommt es dagegen zu nachhaltigen und hohen Gewinnrealisationen, so ist dies laut Wettbewerbstheorie ein eindeutiges Indiz für Marktversagen oder einen nicht gegebenen Wettbewerb bzw. für vorliegende Marktmacht, die diese Gewinne zum Schaden der Endverbraucher mit entsprechend hohen Preisen und/oder einer entsprechend schlechten Produktqualität bei womöglich nur unzureichender quantitativer Marktversorgung durch künstliche Angebotsverknappungen möglich machen. Auch der Finanzierungsaspekt von Erweiterungsinvestitionen drückt idealtypisch die Wettbewerbsintensität aus. Sind Unternehmen in der Lage, ihre Investitionen aus eigenen Mitteln (Selbstfinanzierung), aus ihrem Cash Flow ohne die Aufnahme von Fremdkapital zu finanzieren, so ist dies im Grunde ebenso ein Zeichen dafür, dass nur noch wenig Wettbewerb im Spiel ist.

3. Immer mehr Konzentration und unkontrollierte wirtschaftliche Macht

In Anbetracht dieser widersprüchlichen Wettbewerbsdichotomie wird klar, warum jeder Unternehmer danach trachtet, den störenden Wettbewerb durch Konzentration (Verdrängungswettbewerb, Fusionen) auszuschalten, um da-

¹² Dieser beschreibt in Einzelunternehmen oder Personengesellschaften die Vergütung für den Einsatz der Arbeitskraft des Unternehmers, der in seinem Unternehmen mitarbeitet. Das Äquivalent dazu ist in *Kapitalgesellschaften* die Vergütung der Vorstände und Geschäftsführer, die als Personalaufwand bzw. als gewinnmindernde Kosten verbucht werden.

¹³ Vgl. Coenenberg, A. G., Kostenrechnung und Kostenanalyse, 2. Aufl., Landsberg a. Lech 1993, S. 63.

durch letztlich eine Monopolrente einzustreichen. Dies beschrieb Smith schon 1776: „Geschäftsleute des gleichen Gewerbes kommen selten, selbst zu Festen und zur Zerstreuung, zusammen, ohne dass das Gespräch in einer Verschwörung gegen die Öffentlichkeit endet oder irgendein Plan ausgeheckt wird, wie man die Preise erhöhen kann.“¹⁴ Und Hofmann stellt zu der sich aus der Dichotomie ableitenden systemimmanenten Wettbewerbsbeschränkung fest, dass der Monopolismus das „legitime Kind der freien Konkurrenz“ ist und keineswegs (wie Eucken es in seiner ordoliberalen Sicht sah¹⁵) der Wechselbalg einer staatlichen Regulierungspolitik, die etwa einem spontanen Wettbewerbsversagen der Privatwirtschaft zuwidergelaufen wäre. Kein Einzelwirtschaftler will das Verhältnis der Konkurrenz, dem er unterworfen ist. Freier Wettbewerb, mit allen Überraschungen, die er bietet, widerspricht einem allgemeinen und elementaren Bedürfnis erwerbswirtschaftlichen Handelns schon darin, dass er die Kalkulierbarkeit der Chancen sehr beschränkt. Der ungehinderte Wettbewerb stellt innerhalb einer Wirtschaft, die nach Vorausschbarkeit des Erfolges (nach Rendite) verlangt, das Element der Unordnung dar – einer Anarchie, die in der Krise wie ein Hagelschlag über Gerechte und Ungerechte hereinbricht.“¹⁶

So ist es auch relativ leicht erklärlich, dass unter Globalisierungs- und Liberalisierungstendenzen,¹⁷ die den unternehmerisch ungeliebten Wettbewerb temporär beflügelt haben, von den Unternehmen sofort eine Gegenstrategie in Form von Unternehmenszusammenschlüssen (Fusionen) zur abermaligen Einschränkung des Wettbewerbs initiiert wurde. Erstaunen muss allerdings, dass dies von der Politik nicht verhindert, sondern im Gegenteil geradezu hoffähig gemacht wird. Schließlich seien gemäß Politik in einem verschärft auftretenden internationalen Wettbewerb bestimmte Betriebsgrößen zur Realisierung von Skalenerträgen erforderlich, um hier bestehen zu können. Der Nationalstaat macht sich damit einseitig zum abhängig „Verbündeten“ seiner Unternehmen im internationalen Konkurrenzkampf um Weltmarktanteile. Er soll die Erfolge „seiner“ Konzerne, der „Deutschland AG“, sichern. Hierdurch geht allerdings das Primat der Politik nicht nur zur Regulierung des Wettbewerbsrahmens, zur Eindämmung von Konzentration und privater Wirtschaftsmacht verloren. Habermas stellt in diesem Kontext fest, „daß sich die Verdrängung der Politik durch den Markt in einer Hinsicht bestätigt: der Nationalstaat ist in seiner Fähigkeit, Steuerressourcen auszuschöpfen, Wachstum zu stimulieren und damit wesentliche Grundlagen seiner Legitimität zu sichern, geschwächt. Für diese Defizite entstehen auch auf supranationaler Ebene zunächst keine funktionalen Äquivalente. Vielmehr lassen sich die nationalen Regierungen in

¹⁴ Smith, A., *Der Wohlstand der Nationen*, a.a.O., S. 112.

¹⁵ Vgl. Eucken, W., *Grundlagen der Nationalökonomie*, Jena 1940.

¹⁶ Hofmann, W., *Monopol, Stagnation und Inflation*, Heilbronn 1987, S. 47.

¹⁷ Vgl. Biermann, W./Klönne, A., *Globale Spiele. Imperialismus heute – Das letzte Stadium des Kapitalismus?*, Köln 2001.

einen kostensenkenden Deregulierungswettlauf verstricken, der zu obszönen Gewinnspannen und drastischen Einkommensdisparitäten, zu steigender Arbeitslosigkeit und zur sozialen Marginalisierung einer wachsenden Armutsbevölkerung führt.“¹⁸

Das weltweit grassierende „Fusionsfieber“ zur Steigerung der Kapitalrenditen¹⁹ ist natürlich auch in Deutschland nachhaltig zu beobachten. Seit der 1973 erfolgten Einführung einer vorbeugenden Fusionskontrolle im Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen (GWB) wurden beim Bundeskartellamt bis zum Jahr 2000 insgesamt 28.438 Fusionen angezeigt und vollzogen.²⁰ Im selben Zeitraum sind aber lediglich 131 Fusionen untersagt worden. Geht man davon aus, dass jede Fusion nur 500 Arbeitsplätze gekostet hat, so sind hierdurch seit 1973 rund 14 Millionen Arbeitsplätze vernichtet worden. Die aus den Fusionen andererseits resultierenden Effizienz- und Machtgewinne sind aber nur in die Taschen weniger geflossen. Nähert man sich dem Problem differenzierter, so stellt man fest, dass seit dem Beschluss des EU-Ministerrats vom Februar 1986, bis Ende 1992 einen gemeinsamen „Europäischen Binnenmarkt“ herzustellen, eine verstärkte Fusionswelle in Deutschland zu konstatieren ist. Zusätzlich angeheizt wurde die Fusionsspirale durch die deutsche Wiedervereinigung und die 1992 in Maastricht beschlossene Währungsunion. Im Zeitraum von 1973 bis 1985, also vor Verkündung des Binnenmarktes, kam es jahresdurchschnittlich zu 506 Fusionen, während im Zeitraum von 1986 bis 1990, nach der EU-Entscheidung für einen Binnenmarkt, aber noch vor der deutschen Wiedervereinigung, jahresdurchschnittlich 1.162 Fusionen zu verzeichnen waren, was einer Steigerungsrate von 129,6 vH entspricht! Nach der Wiedervereinigung und der Festlegung einer „Europäischen Währungsunion“ stieg die Fusionshäufigkeit in den 1990er Jahren auf bereits hohem Niveau noch einmal kräftig auf jahresdurchschnittlich 1.604 Fusionen an. Denkt man die Fusionsentwicklung zu Ende, so werden auf eine sich immer höher schaukelnden Konzentrationsstufe schließlich nur noch ganz wenige Mammutkonzerne in den wichtigen die Weltwirtschaft bewegenden Märkten übrig bleiben. In der Automobilindustrie beispielsweise schätzt man, dass am Schluss höchstens drei bis 4 Weltkonzerne überleben werden. Selbst ein Global Player wie Volkswagen muss dabei eine „feindliche Übernahme“ fürchten. Für marktmächtige und international agierende Weltkonzerne gibt es aber weder eine Kontrolle durch Wettbewerb noch eine staatliche Missbrauchsaufsicht. In der EU ist man politisch nicht einmal in der Lage, sich auf ein Europäisches Kartellamt zu verständigen. Bereits heute diktieren multinationale Konzerne den nationalen Regierungen ihre Vorstellungen einer neoliberalen

¹⁸ Habermans, J., *Die postnationale Konstellation und die Zukunft der Demokratie*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 7/1998, S. 811.

¹⁹ Vgl. Z 39, September 1999 („Konzentration/Monopolisierung“); Bischoff, J./Boccarda, P./Zinn, K. G. u.a., *Die Fusionswelle. Die Großkapitale und ihre ökonomische Macht*, Hamburg 2000; Wolf, W., *Fusionsfieber, Oder: Das große Fressen*, Köln 2000.

²⁰ Vgl. Bundeskartellamt (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht 1999/2000*, Bundestagsdrucksache 14/6300.

Wirtschaftspolitik. Besonders gefährlich für den Bestand der politischen Demokratie ist hierbei die Konzentration in der Medienökonomie, wo nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland bereits eine Hand voll marktbeherrschender Unternehmen in allen Mediensparten (Verlagswesen, Zeitungen, Funk und Fernsehen, Elektronische Medien) das Sagen haben.²¹

4. Zur jüngsten Entwicklung der Unternehmensgewinne

4.1 Die Renditen sind im Trend der 1990er Jahre gestiegen

Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, dass die Gewinne bzw. Kapitalrenditen im Unternehmenssektor in den 1990er Jahren nur so sprudelten. Dies gilt allerdings nicht für alle Unternehmen und Branchen gleichermaßen. Im Gegenteil: aufgrund einer sich immer tiefer entwickelnden Strukturdifferenzierung in marktmächtige und mehr ohnmächtige Unternehmen, in Branchen mit Sättigungserscheinungen und Überkapazitäten aber auch in Unternehmen, die außer repetitiven Leistungen nur wenig zu bieten haben, kommt es zu beträchtlichen heterogenen Entwicklungen bei der Gewinnrealisierung. Hierbei ist wie bereits angedeutet nicht die absolute Höhe der Gewinne entscheidend, sondern ihre Beziehung zum jeweiligen Kapitaleinsatz, also die Rendite, wobei grundsätzlich drei Rentabilitätsbegriffe zu unterscheiden sind. In der Regel wird dabei die Eigenkapitalrentabilität herausgestellt, die den Gewinn nach Steuern auf das eingesetzte Eigenkapital bezieht. Dies ist aber nicht unproblematisch, da bei einem Vergleich zwischen Kapital- und Nichtkapitalgesellschaften unterschiedliche Steuermechanismen auf ausgeschüttete und thesaurierte Gewinne greifen. Daher weist die Deutsche Bundesbank in ihren Monatsberichten richtigerweise den Gewinn auch vor Steuern aus. Einschränkung stellt sie aber fest: „Allerdings ist einzuräumen, daß auch der Gewinn vor Steuern angesichts vorhandener bilanzpolitischer Gestaltungsspielräume nicht völlig unabhängig von der Steuerbelastung ist.“²² Und an anderer Stelle führt sie aus: „Nicht zuletzt auf Grund des vergleichsweise hohen Stellenwerts der Gläubigerschutzrechte sowie des Vorsichtsprinzips in der deutschen Rechnungslegung wird der Gewinn hier zu Lande tendenziell zu niedrig ausgewiesen.“²³ Neben der Eigenkapitalrentabilität wird, um die Unterschiede bei der Finanzierung der Unternehmen durch Eigen- und Fremdkapital auszu-schalten, auf die Gesamtkapitalrentabilität zurückgegriffen. Diese drückt das Verhältnis von Gewinn vor Steuern plus dem gezahlten Zinsaufwand für das aufgenommene Fremdkapital in Relation zum Gesamtkapitaleinsatz aus. Wird aus der Nennergröße des Gesamtkapitals nicht das unverzinsten Kapital elimi-

niert, wie z.B. die Verbindlichkeiten aus Lieferungen und Leistungen oder die Rückstellungen, so liegt die Gesamtkapitalrendite regelmäßig weit unter dem Wert der Eigenkapitalrentabilität. Auch kann die Gesamtkapitalrentabilität von einem Leverage-Effekt beeinflusst sein, das heißt von der Fähigkeit, durch Aufnahme zusätzlichen Fremdkapitals den Gewinn und damit die Eigenkapitalrentabilität zu steigern.²⁴ Als dritte Rentabilitätskennziffer misst die Umsatzrendite, welche Erträge ein Unternehmen aus dem eigentlichen betrieblichen Leistungserstellungsprozess erwirtschaftet hat. Der Nachteil dieser Größe ist allerdings, dass dabei die Höhe des benötigten Kapitaleinsatzes bzw. Kapitalumschlages unberücksichtigt bleibt.

Anhand der von der Deutschen Bundesbank veröffentlichten Unternehmensergebnisse kann nun gezeigt werden, dass, nachdem nach der Wiedervereinigung die Rentabilitäten bis zum Krisenjahr 1993 rückläufig waren, es ab 1994 wieder im Trend zu einem Anstieg gekommen ist. Dies gilt im Durchschnitt für alle Unternehmen. Hiervon abweichend gibt es aber eine nach Rechtsformen und Wirtschaftssektoren stark heterogene Entwicklung. Betrachtet man zunächst alle Unternehmen, so betrug die Eigenkapitalrendite zwischen 1994 und 1999 im Jahresdurchschnitt 28,3 vH. Ihr durchschnittliches Wachstum pro Jahr lag bei 3,7 vH. Das Gesamtkapital verzinste sich dagegen aufgrund der zuvor gemachten Definitionsausführungen im Jahresdurchschnitt mit nur 7,2 % und verzeichnete eine jahresdurchschnittliche Wachstumsrate von 1,4 vH. Auch die Umsatzrendite vor Gewinnsteuern mit einem Durchschnittswert von 3,0 vH legte bei einem Wachstum von 6,2 vH kräftig zu. Insgesamt verbesserte sich dadurch auch die Eigenkapitalquote um exakt einen Prozentpunkt von 16,6 vH auf 17,6 vH (vgl. zu den empirischen Daten die Tabellen 1 und 2).

Zu dem Gewinnanstieg hat nach dem Urteil der Deutschen Bundesbank maßgeblich beigetragen, „dass die Personalausgaben langsamer wuchsen als die Gesamtleistung (Umsatz plus/minus Bestandsveränderungen). Dies ist teils auf die zunehmende Tendenz hin zur ‚Verschlankung‘ der Produktion etwa durch Auslagerung von Betriebsteilen, teils auf den erheblichen Personalabbau infolge von Rationalisierungsmaßnahmen der Unternehmen Mitte der neunziger Jahre zurückzuführen. Die insgesamt moderate Lohnpolitik in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre hat ebenfalls den Kostendruck gedämpft. Darüber hinaus sind die Aufwendungen für Abschreibungen nur wenig gestiegen, und der Zinsaufwand ging spürbar zurück.“²⁵ So betrug die Personalintensität (Personalaufwand : Gesamtleistung) 1999 noch 18,4 vH, was bedeutet, dass eine z.B. fünfprozentige Lohnerhöhung nur noch zu einer Steigerung der Gesamtkosten in Höhe von nicht einmal mehr einem Prozent beiträgt. Die Zinsintensität (Zinsaufwendungen : Gesamtleistung) belegte mal gerade einen Wert von 1,38 vH, womit eigentlich klar wird, dass geldpolitisch bewirkte Zinssenkungen sich

²¹ Schöller, O., „Geistige Orientierung“ der Bertelsmann-Stiftung, in: Prokla 122, Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 31. Jg., Nr. 1/2001, S. 124. Vgl. auch den Artikel von Hautsch in diesem Heft.

²² Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht Oktober 1997, S. 36.

²³ Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht März 2000, S. 35.

²⁴ Dies ist immer dann der Fall, wenn die Fremdkapitalzinsen geringer ausfallen als die Gesamtkapitalrendite.

²⁵ Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht 12/2001, S. 48.

konjunkturell in Summe kaum auswirken dürften. Auch die Abschreibungsintensität zeigte aufgrund der nur verhaltenen Investitionstätigkeit in Sachanlagen zwischen 1994 und 1999 einen fallenden Trend. Sie lag 1999 noch bei 3,42 vH bezogen auf die Gesamtleistung. Zusätzlich gab es für die Unternehmen eine Entlastung durch einen sinkenden Kapitalkoeffizienten, der im Umkehrschluss zu einer steigenden Kapitalproduktivität geführt hat; jahresdurchschnittlich um 1,5 vH. Mit anderen Worten: es lagen insgesamt für die Unternehmen die immer wieder von interessierter Seite geforderten neoklassischen/neoliberalen optimalen Angebotsbedingungen vor. Trotzdem kam es gesamtwirtschaftlich nicht zu einer Umsetzung der neoklassischen G-I-B-Formel, nach der die Gewinne von heute die Investitionen von morgen und die Beschäftigung von übermorgen nach sich ziehen sollen. So war das Wachstum der Bruttosachanlagen (Sachanlagevermögen plus Abschreibungen) im Zeitraum von 1994 bis 1999 mit jahresdurchschnittlich 1,7 vH eher Verhalten ausgeprägt. Von Erweiterungsinvestitionen mit Beschäftigungseffekten kann hier kaum die Rede sein, eher von notwendigen Ersatz- und Rationalisierungsinvestitionen. Dafür nahmen aber die Finanzanlagen (Wertpapiere und Beteiligungswerte) jahresdurchschnittlich kräftig um 11,5 vH zu. Machten sie 1994 bezogen auf die Bilanzsumme noch 11,3 vH aus, so lag der Anteil 1999 bereits bei 14,7 vH. Dieser Zuwachs dokumentiert sich auch im Finanzergebnis der Unternehmen. Zählt man dazu die Zinserträge und die Erträge aus Beteiligungen und Gewinnübernahmen sowie Verlustabführungen und saldiert diese mit den Verlustübernahmen und Gewinnabführungen, so stellt man zwischen 1994 und 1999 eine Steigerungsrate in Höhe von 10,5 vH fest. Auf der anderen Seite kam es beim Zinsaufwand für die Aufnahme von Fremdkapital zu einem Rückgang von - 5,9 vH.

Insbesondere die kräftige Expansion der Beteiligungen um 39,9 vH. „ist ein Indiz dafür, dass ‚externes Wachstum‘ mehr und mehr als Alternative zu Investitionen im eigenen Unternehmen angesehen wird. Vielfach wird hierin ein effizienter Weg gesehen, die Marktposition zu festigen oder gar auszubauen.“²⁶ Daneben ist sicher auch entscheidend, dass der Börsenwert von Kapitalgesellschaften vor allem von den realisierten Gewinnen abhängig ist und diese gerade in den 1990er Jahren wesentlich leichter und sicherer über den Weg der Finanzanlagen zu erreichen waren, als über reale Neuinvestitionen in Maschinen und Fabrikanlagen, die anfänglich den Ertragswert schmälern. „Die Stellung der Unternehmensvorstände nebst ihrer Einkommen hängt vom Nachweis einer hohen Verzinsung des eingeschossenen Kapitals ab; Gründe genug für die Konzerne, Investitionen gegen Finanzanlagen abzuwägen und letzteren gegebenenfalls den Vorzug zu geben.“²⁷ Ein weiterer Grund für ein nur schwaches internes Wachstum über Realinvestitionen war in den 1990er Jahren sicher auch die bereits erwähnte enorme Fusionswelle.

²⁶ Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht 12/2001, S. 57f.

²⁷ Biermann, W./Klönne, A., Globale Spiele. Imperialismus heute, a.a.O., S. 38.

Tabelle 1: Unternehmenskennziffern unabhängig von Rechtsform und Wirtschaftssektor (Gesamtdeutschland) (Teil 1)

Zeitraum	1994	1996	1997	1998	1999	Jahres-Durchschnitt
Eigenkapitalrentabilität	25,4 %	24,1 %	30,0 %	32,0 %	29,4 %	28,3 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 5,1 %	24,5 %	6,7 %	- 8,1 %	3,7 %
Gesamtkapitalrentabilität	6,9 %	6,4 %	7,5 %	7,9 %	7,3 %	7,2 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 7,2 %	17,2 %	5,3 %	- 7,6 %	1,4 %
Umsatzrendite	2,6 %	2,5 %	3,1 %	3,5 %	3,3 %	3,0 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 3,8 %	24,0 %	12,9 %	- 5,7 %	6,2 %
Materialintensität	61,3 %	62,3 %	62,5 %	62,4 %	62,6 %	62,3 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	1,6 %	0,3 %	- 0,2 %	0,3 %	0,5 %
Personalintensität	19,5 %	19,0 %	18,4 %	18,4 %	18,4 %	18,7 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 2,6 %	- 3,2 %	+/- 0 %	+/- 0 %	- 1,5 %
Mit 100 DM Personal-aufwand erwirtschaftetes Ergebnis	13,24	13,04	16,94	18,88	17,95	16,06
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 1,5 %	29,9 %	11,5 %	- 4,9 %	7,9 %
Abschreibungsintensität	3,86 %	3,51 %	3,35 %	3,39 %	3,42 %	3,50 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 9,1 %	- 4,6 %	1,2 %	0,9 %	- 3,0 %

Quelle: Monatsbericht der Deutschen Bundesbank 12/2001, eigene Berechnungen

4.2 Unterschiedliche Entwicklungen beim Gewinn

Eine weitergehende differenzierte Analyse der Bundesbankdaten nach unternehmerischen Rechtsformen und Wirtschaftssektoren, die aufgrund von statischen Verzerrungen beim Gewinnausweis und Kapitaleinsatz zwischen Kapital- und Nichtkapitalgesellschaften im Folgenden nicht in Form von Rentabilitäten, sondern nur auf Basis von absoluten Werten und ihren Veränderungen im Zeitablauf dargestellt werden können, zeigt über den Zeitraum von 1994 bis 1999 über alle Unternehmen hinweg zunächst einmal eine beträchtliche Steigerung des Gewinns vor Steuern in Höhe von 45,2 vH.²⁸ Jahresdurchschnittlich entsprach dies einer Steigerungsrate von 7,5 vH. Mehr als doppelt so hoch fiel dabei allerdings das Gewinnwachstum mit 93,4 vH bei den Kapi-

²⁸ Die Zahlen für das Jahr 1995 wurden dabei nicht veröffentlicht, weil der Bundesbank dazu die nötigen Daten nicht zur Verfügung standen.

talgesellschaften aus. Dagegen konnten die Personengesellschaften ihre Gewinne „nur“ um 12,5 vH und die Einzelunternehmen um 10,5 vH steigern. Dies heterogene Ergebnis zeigt sich ähnlich bei einer sektoralen Betrachtung innerhalb des Verarbeitenden Gewerbes. Auch hier legten die Kapitalgesellschaften beim Gewinn zwischen 1994 und 1999 sogar mit 103,7 vH wesentlich stärker zu als die Personengesellschaften, die auf ein Gewinnwachstum von insgesamt 28,8 vH kamen. Die Einzelunternehmen mussten sich hier mit einer Gewinnsteigerung von 16,7 vH begnügen. Insgesamt lagen damit aber die Nichtkapitalgesellschaften des Verarbeitenden Gewerbes immer noch über den Werten aller Nichtkapitalgesellschaften, was bedeutet, dass der industrielle Sektor in Gänze besser abgeschnitten hat als die anderen Wirtschaftsbe-
reiche.

Tabelle 2: Unternehmenskennziffern unabhängig von Rechtsform und Wirtschaftssektor (Gesamtdeutschland) (Teil 2)

Zeitraum	1994	1996	1997	1998	1999	Jahres-Durchschnitt
Zinsintensität	1,67 %	1,44 %	1,36 %	1,39 %	1,38 %	1,44 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 13,8 %	- 5,6 %	2,2 %	- 0,7 %	- 4,7 %
Kapitalkoeffizient***	0,2121	0,2016	0,1940	0,1895	0,1999	0,2006
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 5,0 %	- 3,8 %	- 2,3 %	5,5 %	- 1,5 %
Kapitalproduktivität	4,7147	4,9603	5,1546	5,2770	5,0025	4,9850
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	5,0 %	3,8 %	2,3 %	- 5,5 %	1,5 %
Kapitalintensität****	1,0856	1,0589	1,0550	1,0692	1,0852	1,0709
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 2,5 %	- 0,4 %	1,3 %	1,5 %	- 0,04 %
Bruttosachanlagen Mrd. DM*	1.160,6	1.136,5	1.137,5	1.189,0	1.242,5	1.173,2
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	- 2,1 %	0,1 %	4,5 %	4,5 %	1,7 %
Finanzanlagen Mrd. DM**	378,0	426,2	449,3	518,5	584,0	471,2
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	12,8 %	5,4 %	15,4 %	12,6 %	11,5 %
Eigenkapitalquote	16,6 %	16,9 %	17,4 %	17,7 %	17,6 %	17,3 %
Veränderungsrate z. Vorjahr	-	1,8 %	3,0 %	1,7 %	- 0,6 %	1,5 %

* Sachanlagen plus Abschreibungen auf Sachanlagen; ** Wertpapiere plus Beteiligungen; *** Bruttosachanlagen: Gesamtleistung; **** Bruttosachanlagen: Personalaufwand
Quelle: Monatsbericht der Deutschen Bundesbank 12/2001, eigene Berechnungen

Die Deutsche Bundesbank führt die Gewinnunterschiede wesentlich darauf zurück, dass die Nichtkapitalgesellschaften, hinter denen üblicherweise eher kleine Unternehmenseinheiten stehen, nicht so gut wie die den Kapitalgesellschaften zugeordneten Großunternehmen in der Lage waren, ihr Rationalisierungspotential zur Kostensenkung und die in Tarifverträgen vereinbarte höhere Flexibilität bei der Arbeitszeitgestaltung auszunutzen. Hinzu sei gekommen, dass die Kapitalgesellschaften Vorteile aus ihren internationalen Produktionsverbünden hätten ziehen können. Außerdem hätten die kleinen und mittelgroßen Nichtkapitalgesellschaften wesentlich weniger die Möglichkeit besessen, „im Exportgeschäft einen Ausgleich für die verhaltene Expansion der Inlandsmärkte zu finden.“²⁹

Demnach sind die kleinen und mittleren Unternehmen „Opfer“ der in den 1990er Jahren sich in Deutschland nur verhaltend entwickelnden Binnennachfrage geworden.³⁰ Hier muss nach den Gründen gefragt werden. Da wäre zunächst einmal ein gesamtwirtschaftlich nicht ausgeschöpfter „verteilungsneutraler Spielraum“ in den kollektiven Tarifverhandlungen zu nennen. Die Gewerkschaften waren unter den realen Bedingungen von Massenarbeitslosigkeit zu schwach, um selbst das neoklassische/neoliberale Postulat einer Entlohnung des Faktors Arbeit gemäß seines Wertgrenzproduktes durchzusetzen. Vergleicht man dazu die jahresdurchschnittliche Produktivitätsrate in Höhe von 2 vH plus dem Preisdeflator des Konsums der privaten Haushalte als Inflationsrate, die zwischen 1991 und 2000 pro Jahr im Durchschnitt um 2,1 vH zulegte, mit den prozentualen Veränderungen der Arbeitskosten (inkl. der gesetzlichen Lohnnebenkosten), die um 2,9 vH im Jahresdurchschnitt stiegen, so kam es jährlich zu einer Umverteilung in Höhe von 1,2 Prozentpunkten von der Lohnzur Gewinnquote.³¹ Außerdem wurden die von den Löhnen und Gehältern gespeisten Masseneinkommen im Gegensatz zu den Gewinnen zusätzlich durch eine entsprechend hohe Besteuerung und Belastung mit Sozialabgaben gesenkt, so dass es insgesamt zu negativen, multiplikativen Auswirkungen auf die Binnennachfrage und damit auf das Wirtschaftswachstum kam, zumal auch der Staat seinen Verbrauch und seine Investitionen (Staatsnachfrage) zurückfuhr bzw. in Anbetracht der Euro-Einführung (Einhaltung der Konvergenzkriterien) und eines ökonomisch völlig kontraproduktiven „Stabilitätspakts“ auf einen Sparkurs zur Eliminierung der Staatsverschuldung – insbesondere unter der Schröder-Regierung – einschwenkte. In diesem Zusammenhang wirkt auch

²⁹ Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht 12/2001, S. 45.

³⁰ Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch die Gewinnanalyse des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes. Auf Basis der Bilanzdatensammlung von rund 170.000 Firmenkundenbilanzen der Sparkassen-Finanzgruppe wurde hier festgestellt, dass die Ertragslage des deutschen Mittelstandes unzureichend ist. Bei 31 % der untersuchten Unternehmen fiel im Bilanzjahr 2000 sogar überhaupt kein Gewinn an. Vgl. Deutscher Sparkassen- und Giroverband (Hrsg.), Diagnose Mittelstand. Jetzt Weichen stellen!, Berlin 2002.

³¹ Vgl. Bontrup, H.-J., In der Lohnpolitik muss umgedacht werden, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Jg. 52, Heft 7/2001, S. 426ff.

die verfehlte Steuerreform – die Reiche reicher und Arme ärmer macht – extrem negativ auf die Wirtschaftsentwicklung. Dies alles hat – wenig erstaunlich – nicht zum Abbau, sondern zu einer Verstärkung von bestehender Massenarbeitslosigkeit mit allen hinlänglich bekannten negativen einzel- und gesamtwirtschaftlichen Folgen geführt.

Im Ergebnis dieser in den 1990er Jahren insgesamt verfehlten Wirtschaftspolitik reichte dann die aus den – zurückbleibenden – Masseneinkommen finanzierte Endnachfrage natürlich immer weniger aus, die gestiegene Produktionsmenge selbst zu unveränderten Preisen zu kaufen. Das einzige Ventil war daher eine internationale Expansion, also der Verkauf der Waren im Ausland, für die im Inland nicht genügend Nachfrage vorhanden ist, wie Huffschnid bereits 1994 in einem Aufsatz verdeutlichte. „Die Lösung hat eine gewisse Eleganz für sich und bringt zwei sich im Inland widersprechende Ziele – Kostensenkung und Nachfragesteigerung – miteinander in Einklang. Produktivitätssteigerungen sowie Abbau von Löhnen und Sozialleistungen führen zu Kostensenkungen und potentieller Erhöhung der Profitspannen. Der durch die gleichen Maßnahmen bewirkte Ausfall an inländischer Endnachfrage wird durch die zusätzliche Auslandsnachfrage ausgeglichen. Das führt dazu, daß die durch Kostensenkungen möglich gewordenen Profite auch tatsächlich erzielt werden. Der Doppelcharakter der Löhne als Kostenfaktor (der möglichst gering gehalten werden muß) und als wichtigstes Nachfrageaggregat (das möglichst groß sein soll) wird aufgelöst. Für das exportierende Unternehmen sind Löhne nur noch Kosten, die mit allen Mitteln zu drücken sind.“³²

Der Erfolg dieser Unternehmenspolitik, insbesondere für exportierende Unternehmen, läßt sich empirisch in einer Differenzierung zwischen Kapital- und Nichtkapitalgesellschaften anhand des mit 100 DM Personalaufwand erwirtschafteten Gewinns in DM zeigen. Hier betrug zwischen 1994 und 1999 bei den mehr exportorientierten Kapitalgesellschaften die Steigerungsrate 181,8 vH !, von 9,45 DM Gewinn pro 100 DM Personalaufwand auf 17,18 DM Gewinn im Jahr 1999. Bei den Personengesellschaften stieg dagegen der Gewinn nur von 17,03 DM auf 17,11 DM, also um lediglich 0,5 vH und die Einzelunternehmen realisierten eine Steigerung von 21,29 DM auf 23,81 DM Gewinn, um 11,8 vH. Die nur schwache Gewinneskalation bei den Nichtkapitalgesellschaften kontrastiert hier allerdings mit dem hohen Gewinnniveau je 100 DM Personalaufwand. Dies gilt insbesondere für die Einzelunternehmen. Die Erklärung hierfür liegt darin, dass der Unternehmerlohn für den Einsatz der unternehmerischen Arbeitskraft im ausgewiesenen Gewinn der Nichtkapitalgesellschaften noch enthalten ist, während er in den Kapitalgesellschaften in Form der Vorstands- und Geschäftsführergehälter bereits als Personalaufwand erfasst wurde und damit den Gewinn herabgesetzt hat. „Überschlägige Rechnungen zeigen, dass sich die Ertragssituation der Nichtkapitalgesellschaften

³² Huffschnid, J., Kein Ausweg aus der Weltmarktfalle?, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 6/1994.

nach Abzug eines kalkulatorischen Unternehmerlohns deutlich schlechter darstellt als die der Kapitalgesellschaften. Vor allem bei Einzelunternehmen dürften die ausgewiesenen Gewinne vielfach durch den Unternehmerlohn ‚aufgezehrt‘ werden.“³³ Dies wäre dann allerdings nur ein Beleg für die beschriebene und wettbewerbstheoretisch und -politisch geforderte Funktion des Wettbewerbs. Ist dieser vorhanden, kommt es offensichtlich zur Realisierung einer „Nullgewinnsituation“. Im Ergebnis ein nicht zu beklagender, sondern marktwirtschaftlich zu begrüßender Tatbestand. Die unterschiedlich starken Gewinnentwicklungen bei den Unternehmen dürften dabei aber nicht nur etwas mit der Möglichkeit einer Exportkompensation für Kapitalgesellschaften bei einer nur schwachen Binnenkonjunktur zu tun haben, sondern außerdem im Zusammenhang mit einer unterschiedlichen Wettbewerbssituation stehen. Man kann wohl davon ausgehen, dass die Wettbewerbsintensität bei den Nichtkapitalgesellschaften auf den Absatzmärkten in der Regel größer ist und außerdem nicht selten die hier zugeordneten Unternehmen sogar ausschließlich nur als Zulieferer für die Großunternehmen fungieren und dabei die geballte Nachfragemacht der Großen mit einer entsprechenden Gewinnumverteilung zu spüren bekommen.

Auch in der sektoralen Gewinnbetrachtung nach Wirtschaftszweigen zeigen die Zahlen der Deutschen Bundesbank ein stark heterogenes Bild. So konnten die Unternehmen des Verarbeitenden Gewerbes ein Gewinnwachstum zwischen 1994 und 1999 von 63,2 vH vorweisen und der Bereich der Energie- und Wasserversorgung trotz der 1998 im Strombereich vollzogenen Aufhebung der Gebietsmonopole sogar eine Gewinnexpansion um 128,0 vH! Die mit Abstand größte Gewinnsteigerung gelang aber dem Verkehrsbereich, der seine Gewinne allerdings auf niedrigem Niveau um 333,3 vH ! erhöhen konnte. Dies steht u.a. sicher im Zusammenhang mit der Privatisierung der Deutschen Bundesbahn. Eigentlich sollte hier, wie im Energiebereich, durch die Beseitigung des Staatsmonopols, Wettbewerb initiiert werden, um so auch die Preise zu senken. Dies geschah allerdings allenfalls temporär und speziell im Strombereich auch nur bei den Stromnachfragern, die über eine entsprechende Nachfragemacht verfügen. Der private Haushalt konnte so kaum von den Preissenkungen profitieren. Im Ergebnis wurden aus den staatlichen Monopolen lediglich private Monopole (siehe Deutsche Bahn AG, Post AG, Telekom AG) und nach der Aufhebung der Gebietsmonopole im Strombereich erfolgte sofort eine Fusions- und Konzentrationsbewegung. Insgesamt ist damit auch in Zukunft die Monopolrente für die anbietenden Unternehmen garantiert. Jedenfalls brauchen sie nicht bei auch nur einem einigermaßen fähigem Management eine wettbewerbliche Nullgewinnlinie zu fürchten.

Weit weniger profitabel waren dagegen die Handelsbereiche. So konnten der Großhandel und die Handelsvermittlung zwischen 1994 und 1999 ihre Gewinne lediglich um 2,5 vH steigern, während der Einzelhandel (einschließlich Kraft-

³³ Deutsche Bundesbank (Hrsg.), Monatsbericht 12/2001, S. 52.

fahrzeughandel und Tankstellen) immerhin noch ein Gewinnwachstum von 8,8 vH ausweist. Im Handelsbereich insgesamt dokumentiert sich an der nur verhaltenen Gewinnentwicklung die schwache Binnennachfrage gepaart mit einem Verdrängungswettbewerb. Der einzige Bereich der als gesamter Sektor eine negative Entwicklung aufweist, ist das Baugewerbe. Hier gingen die Gewinne zwischen 1994 und 1999 um -58,0 vH zurück. Eine nachlassende gewerbliche aber auch private und staatliche Bautätigkeit ab etwa Mitte der 1990er Jahre führten zu beträchtlichen Überkapazitäten mit einem entsprechenden Preisverfall, dem sich die Unternehmen mit ihren Kosten nicht so schnell anpassen konnten. Die Folgen waren letztlich beträchtliche Verluste und Unternehmenspleiten.

5. Fazit

Trotz der nach wie vor nur bescheidenen Datenlage über Gewinn-Statistiken, konnten anhand neuerer von der Deutschen Bundesbank veröffentlichter Werte vier Dinge gezeigt werden. Erstens gab es in den 1990er Jahren nach dem Krisenjahr 1993 eine im Trend positive Gewinnentwicklung über die gesamte Unternehmenswirtschaft; sieht man von der Baubranche ab. Zweitens waren dabei auf der Angebotsseite alle Voraussetzungen gegeben, die gemäß neoklassischer/neoliberaler Diktion angeblich für ein kräftiges Wirtschaftswachstum und Beschäftigung sorgen sollen. Dies trat allerdings nicht ein, was nur den Schluss einer falschen Diktion zulässt. Der entscheidende Grund war wegen fehlender Massenkaukraft und staatlich verordneter Sparpolitik eine völlig unzureichende Binnennachfrage, die die Unternehmen nicht zu beschäftigungsfördernden Realinvestitionen, sondern zu Finanzinvestitionen veranlasst hat. Hier rächt sich systemimmanent nur auf die Angebotsseite zu schielen und die Nachfrage determinierenden Masseneinkommen zu strangulieren sowie auf eine nachhaltige keynesianische Wirtschaftspolitik zu verzichten. Drittens konnte gezeigt werden, dass sich aufgrund einer verstärkt unheilvollen aber aus dem Wettbewerb immanent ableitbaren Konzentrationsentwicklung in den 1990er Jahren die Strukturdivergenzierung des Gesamtkapitals bzw. im Unternehmenssektor weiter ausgebaut und in einer stark heterogenen Gewinnentwicklung mit daraus wiederum negativen Rückwirkungen auf die Wirtschaftsentwicklung niedergeschlagen hat. Viertens sollte klar geworden sein, dass insgesamt die in Summe realisierte Gewinnhöhe und Gewinnsteigerung bei den Kapitalgesellschaften kaum noch etwas mit einer wettbewerbsorientierten Marktwirtschaft zu tun haben.

Gert Hautsch

Kirch und die Folgen

Der Zusammenbruch des Medienimperiums: Ursachen und mögliche Auswirkungen

„Perspektivisch können wir im Lauf des Jahres Liquiditätsprobleme bekommen“. Für Dieter Hahn, stellvertretender Kirch-Konzernchef, war selbst so eine unterkühlte Prognose Mitte Februar 2002 schon kühn, denn bis dahin waren Probleme immer bestritten worden. Die Lage musste sehr ernst sein. Sie war es, wie man inzwischen weiß, und die Folgen sind noch längst nicht absehbar. Nur eines ist klar: Dieser Zusammenbruch wird die Medienwirtschaft in Deutschland, insbesondere die Fernsehsparte, verändern.

Bislang haben medienwirtschaftliche Vorgänge selten ein publizistisches Echo gefunden, das ihrer gesellschaftspolitischen Bedeutung entspricht. Selbst Vorgänge, die die Strukturen deutlich verändert haben (wie der Verkauf von einem Viertel der Bertelsmann-Anteile an eine belgische Gruppe im Februar 2001), sind nur im Wirtschaftsteil und im Feuilleton größer gewürdigt worden. Auch beim Kirch-Debakel waren nach wenigen Tagen höchstens noch die Sorgen der Bundesligavereine eine politische Meldung wert.

Diese Beschränkung der Wahrnehmung ist bedauerlich, denn Machtverschiebungen in der Medienwirtschaft haben Einfluss auf die veröffentlichte Meinung in der Gesellschaft, und damit politische Bedeutung. Um beim Beispiel Kirch zu bleiben: Es ist nicht gleichgültig, wem in Zukunft 40 Prozent der Aktien des Springer-Konzerns gehören werden, von dem unter anderem die „Bild-Zeitung“ mit zehn Millionen Lesern herausgegeben wird, oder wer die größte private Fernsehgruppe in Deutschland beherrscht, die von einem Viertel aller Zuschauer und einem Drittel derer zwischen 14 und 49 Jahren gesehen wird.

Wegen der politischen Bedeutung der Folgen sind auch die Ursachen von Interesse. Wie war es möglich, dass ein Medienimperium dieser Größenordnung zahlungsunfähig geworden ist? Wie konnten bei einem Jahresumsatz von etwa 4,5 Milliarden Euro Bankschulden von rund sieben Milliarden Euro angehäuft werden? Die Gründe sind vielschichtig.

Die Ursachen des Debakels

1.) Seit mindestens fünf Jahren ist die Finanzlage der Kirch-Gruppe bedrohlich. Das ist in internen Papieren nachzulesen, die an die Öffentlichkeit gelangt sind (z.B. im manager-magazin vom Juli 1997 und im „Spiegel“ vom Oktober 1999). Als Hauptursache ist in diesen Analysen das Abonnentenfernsehen „Premiere“ benannt worden. Trotz dieser Situation haben Leo Kirch und seine Geschäftsführer eine Politik betrieben, als würden sie im Geld schwimmen. Allein im vergangenen Jahr haben sie den Fernsehsender tm3 (heute Neun

Live) für 416 Millionen Euro (davon 161 Millionen in bar), die Mehrheit am Rennzirkus Formel Eins für 816 Millionen Euro und WM-Übertragungsrechte für 918 Millionen Euro gekauft. Auch in den Jahren davor war die Kirch-Gruppe für eine rasante Expansionspolitik bekannt und hat zu abenteuerlichen Preisen Senderechte für Sportereignisse und Kinofilme eingekauft. Das Geld dafür war meistens nicht vorhanden; es musste geliehen oder durch den Verkauf von Firmenanteilen beschafft werden.

2.) Das Abonnentenfernsehen „Premiere“ produzierte zum Zeitpunkt der Insolvenz etwa zwei Millionen Euro Verluste pro Tag. Seit seiner Gründung vor neun Jahren sind mehr als vier Milliarden in dieses Grab geschaufelt worden. Im Gegensatz zu Bertelsmann (dem vormaligen Partner) hat Leo Kirch bis zuletzt nicht akzeptieren wollen, dass das Geschäftsmodell in Deutschland nicht funktioniert. Stattdessen hat er in Zockermanier alles auf diese Karte gesetzt. Der Erwerb der Formel Eins, der überkauerte Einkauf von Filmen und Übertragungsrechten dienten nur dem Zweck, einen Erfolg von „Premiere“ zu erzwingen. Es hat nicht geklappt; stattdessen hat der Sender die Profite anderer Konzernteile und die Substanz der Kirch-Gruppe aufgefressen.

3.) Für diese abenteuerliche Politik tragen Leo Kirch und seine engsten Führer die Verantwortung. Sie ist ihnen dadurch erleichtert worden, dass die Strukturen und Finanzverhältnisse im Konzern für Außenstehende (und wohl auch für die meisten Insider) undurchschaubar waren – auch für Banken und Unternehmensprüfer, wie diese mehrfach beklagt haben. Die Kirch-Gruppe ist eine Personengesellschaft und somit ohne Publizitätspflicht. Eine Kirch'sche Besonderheit ist die tief gestaffelte Struktur von Tochter-, Enkelinnen- und Urkelinnenfirmen, die untereinander in Geschäftsbeziehungen stehen und/oder durch Verträge verbunden sind. Hier wird sicher während des Insolvenzverfahrens noch manche Überraschung ans Licht kommen. Bei Unternehmen von dieser Größe und gesellschaftspolitischen Bedeutung ist es ein Skandal, dass sie wie eine Geheimgesellschaft geführt werden dürfen. Trotzdem ist das hier zu Lande üblich: Die meisten deutschen Medienkonzerne (WAZ-Gruppe, Holtzbrinck, Bauer, Burda, Ippen, Neven DuMont usw.) sind so strukturiert (und zusätzlich durch den „Tendenzschutz-Paragrafen“ 118 des Betriebsverfassungsgesetzes – auch des neuen – geschützt).

4.) Die Vabanque-Politik der Kirch-Konzernführung wäre in dieser Form nicht möglich gewesen, wenn sie nicht politisch flankiert worden wäre. Leo Kirch ist bekannt dafür, dass er enge persönliche Beziehungen zu CDU/CSU-Politikern unterhält. Helmut Kohl hat als Bundeskanzler mehrfach offen und massiv zu seinen Gunsten interveniert, auch auf EU-Ebene. Für die bayerischen Staatsregierungen unter Strauß und Stoiber gab es kaum einen Wunsch, dem man dem Medienmogul nicht zu erfüllen bemüht war. Die Bayerische Landesbank ist geradezu das Synonym dafür. In ihrem Kreditausschuss sitzen drei Minister und ein Staatssekretär. Dort ist u.a. entschieden worden, dass im Frühjahr 2001 Leo Kirch die genannten 816 Millionen geliehen bekam, damit er sich die Mehrheit an der Formel Eins kaufen konnte. Zuvor hatte die Hy-

poVereinsbank den Kredit abgelehnt, obwohl der Chef der bayerischen Staatskanzlei, Erwin Huber, persönlich beim Vorstandsvorsitzenden interveniert hatte. Die BayernLB als Anstalt des öffentlichen Rechts ist für landespolitische Zwecke und zur Pflege politischer Gefälligkeiten missbraucht worden. In einem hat Edmund Stoiber allerdings Recht: *Così fan tutte*; die anderen – Clement in NRW, Beck in Rheinland-Pfalz – machen es genauso.

5.) Außerdem ist die Konzernkrise bei Kirch durch die Konjunkturlage beschleunigt worden. Das Jahr 2000 war für die Medienindustrie ein Ausnahmehjahr gewesen. Die Werbeerlöse waren um 11,9 Prozent gegenüber 1999 gestiegen, bei Presseerzeugnissen um 9,8 und bei Fernsehsendern um 14,9 Prozent. In 2001 kam dann der zu erwartende Rückgang: - 5,9 Prozent gesamt, - 6,6 bei Presse und - 4,4 beim Fernsehen. Der Springer-Konzern (an dem Kirch 40 Prozent hält) hat vor diesem Hintergrund (verursacht allerdings durch eine gescheiterte Expansionspolitik) für 2001 einen Verlustabschluss angekündigt, die ProSiebenSat1 Media AG wird nur einen kleinen Gewinn erzielen. Der Finanzspielraum der Kirch-Gruppe ist dadurch zusätzlich eingeeengt worden. Aber das war nur ein ergänzender Faktor. Das Desaster wäre auch eingetreten, wenn sich der Werbeboom in 2001 fortgesetzt hätte, womöglich aber erst nach der Bundestagswahl.

Kirch ist nicht Holzmann

Eigentlich handelt es sich beim Zusammenbruch des Kirch-Imperiums um einen normalen Vorgang im Kapitalismus, der nur von der Größenordnung her bemerkenswert ist. Ein unzeitgemäßes Modell von Unternehmer – aus kleinsten Anfängen groß und dann größenwahnsinnig geworden – hat sich selber ruiniert, befreundete Politiker haben ihm dabei geholfen, ein beträchtlicher Teil des Kapitals und der Arbeitsplätze wird liquidiert, für die verlorenen Kredite darf qua Steuerminderung die Allgemeinheit aufkommen, der Markt wird neu aufgeteilt. Und – dies als besonderes Bonbon – der Hauptschuldige Leo Kirch erhält von seiner insolventen Firma einen Beratervertrag mit einem Honorar in mehrstelliger Millionenhöhe.

Aber die Kirch-Gruppe ist kein Baukonzern und keine Maschinenfabrik, sondern der zweitgrößte deutsche Medienkonzern und die größte private Fernsehgruppe. Es stehen auch nicht nur rund zehntausend Arbeitsplätze direkt (und noch einmal so viele indirekt) zur Disposition – was schon schlimm genug ist. Seit sich die Öffentlichkeit ausführlich mit dem Unternehmen befasst, wird erst deutlich, wie vielfältig der Medienkonzern mit der deutschen Gesellschaft verflochten ist – vom Massensport über die Filmproduktion, Fernsehen und Kino bis Merchandising. Wie wird die deutsche Medienwirtschaft aussehen, wenn die Kirch-Krise abgewickelt ist?

Vieles ist unklar. Die Fortexistenz der Gruppe als integrierter Konzern hängt davon ab, ob sich die Teilhaber und Gläubiger auf ein gemeinsames Vorgehen einigen oder nicht. Es sind unterschiedliche Interessen wirksam, die eine Einigung erschweren. Bei den Banken haben die Deutsche und die Dresdner Bank

ihre Kredite gut besichert (mit Anteilen am Springer-Konzern bzw. einem spanischen Fernsehsender); für sie wäre ein Bankrott des Kirch-Konzerns eher vorteilhaft, denn dann fielen ihnen die Anteile billig zu. Andere, wie die HypoVereinsbank, die BayernLB oder die Commerzbank, haben nur schlechte Sicherungen und möchten dem entsprechend den Geschäftsbetrieb bei Kirch fortgesetzt sehen. Aber selbst in diesem – günstigsten – Fall wird sich vieles ändern.

Die Printmedien

Die Macht der Axel Springer Verlag AG, des größten deutschen Pressekonzerns, ist seit den Sechzigerjahren ein Skandal geblieben, auch wenn der messianisch-antikommunistische Verleger nicht mehr lebt. Springer hat bei den Zeitungen einen Marktanteil von 23,6 Prozent, bei den Boulevardblättern sogar von 81 Prozent. Die BILD-Zeitung deckt mit ihrer Vier-Millionen-Auflage (rund zehn Millionen Leser) den größten Teil ab. Außerdem ist Springer der zweitgrößte Verlag für Publikumszeitschriften (15,4 Prozent Marktanteil) und der drittgrößte Buchverlag.

Leo Kirch hat sich in den Achtzigerjahren gegen den Willen der Erben und des Managements in den Konzern eingekauft – heimlich und zum Teil über Strohleute. Sein Anteil von 40,3 Prozent wird auf jeden Fall einen neuen Eigentümer finden. Die Springer-Erben selbst können die mehr als eine Milliarde Euro Kaufpreis nicht aufbringen, denn der Verlag macht derzeit Verluste. Aber sie beanspruchen ein Mitspracherecht bei der Bestimmung des Käufers.

Eine Möglichkeit ist die Übernahme der Springer-Anteile durch die Deutsche Bank, bei der sie einen 615-Millionen-Kredit besichern, und nachrangig die DZ-Bank (400 Millionen). Diese würden sie in absehbarer Zeit weiter verkaufen – an wen auch immer und mit hohem Profit. Zeitweise war die Bildung eines Medienpools (Bertelsmann, WAZ u.a.) dafür im Gespräch, aber diese Idee scheint gestorben zu sein.

Als ernst zu nehmende Möglichkeit schält sich die Übernahme durch einen anderen der führenden deutschen Medienkonzerne heraus. Am häufigsten wird die WAZ-Gruppe in Essen genannt. Sie ist, nach Springer, der zweitgrößte Zeitungsverlag und die Nummer sechs bei Zeitschriften (ca. 6 Prozent). Entsprechende Gespräche laufen, die Springer-Führung sträubt sich allerdings. Damit würde ein Pressegigant mit einem Marktanteil von 30 Prozent bei Zeitungen und 21 Prozent bei Zeitschriften entstehen. Da die WAZ auf Regionalzeitungen und Springer auf Boulevardblätter spezialisiert ist, würden sie sich „prächtig“ ergänzen und vermutlich auch keine kartellrechtlichen Probleme bekommen.

Neben der WAZ haben die Nummern vier und sechs der deutschen Medienwirtschaft – Holtzbrinck und Burda – Interesse bekundet. Wie auch immer: Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Kirch-Krise zu einem Zentralisationsschub bei den Presseverlagen führen.

Werbefinanziertes Fernsehen

Zur Kirch-Gruppe gehörten zum Zeitpunkt der Insolvenz die Fernsehsender Sat.1, Pro Sieben, Kabel 1, DSF, N 24 und Neun Live, außerdem die Regionalsender Hamburg 1, München 1 und tv.berlin sowie – mehrheitlich – der Einkaufssender HSE. Profitabel sind davon nur die erstgenannten drei Sender sowie HSE. Alle anderen stehen dementsprechend auf der Abschlusliste. Am Nachrichtenkanal N 24 zeigt sich Bertelsmann interessiert, DSF und Neun Live werden vermutlich abgeschaltet. Das Regionalfernsehen hat sich, entgegen der Erwartungen, überall als Flop erwiesen, weshalb die Zukunft auch dieser Sender eher düster aussieht (tv.berlin hat am 24.4. die Insolvenz beantragt).

Die Fernsehgruppe ProSiebenSat1 Media AG wird wohl erhalten bleiben, denn sie ist insgesamt profitabel. Derzeit halten die insolvente Kirch Media 52,5 Prozent des Kapitals und 88,5 Prozent der Stimmrechte, der Springer-Konzern 11,5 Prozent. Springer hatte seinen Anteil verkaufen wollen (damit hat er Ende Januar die Kirch-Krise ausgelöst), liebäugelt aber inzwischen sogar mit einer Aufstockung. Bei Kirch Media kämpfen Rupert Murdoch, Silvio Berlusconi und diverse Banken um Einfluss; das Ergebnis wird sich direkt auf die Kirch'schen Fernsehsender auswirken.

Optisch dürfte sich beim werbefinanzierten Fernsehen nicht viel verändern. Es wird in Deutschland weiterhin – neben ARD und ZDF – zwei herrschende Senderfamilien geben, nämlich die RTL-Group (Bertelsmann) mit RTL, RTL II, Super RTL und vox, und die Kirch-Gruppe mit (mindestens) Sat.1, Pro Sieben und Kabel 1. Beide werden jeweils gut 25 Prozent Zuschaueranteil haben, die öffentlich-rechtlichen Sender 40 Prozent und die restlichen zwölf Kanäle rund 10 Prozent.

Was sich ändern wird sind die Eigentumsverhältnisse. Es stehen nur zwei ernsthafte Möglichkeiten zur Debatte: Entweder gewinnen deutsche Medienkonzerne den entscheidenden Einfluss auf die Kirch Media, oder ausländische. Für die erste Variante werden – neben Springer, der schon beteiligt ist – die WAZ-Gruppe und der Hamburger Bauer-Verlag genannt – beides Verlage, die trotz Werbeflaute im Geld schwimmen. Bertelsmann wäre sicher auch interessiert, dürfte aber Probleme mit der Kartellaufsicht bekommen. Besonders pikant wäre es, wenn sich die WAZ sowohl den 40-Prozent-Anteil am Springer-Verlag als auch maßgebliche Anteile an Kirch Media kaufen würde (wo dann Springer der zweite „Partner“ wäre).

Die andere Variante hat zwei Namen: Rupert Murdoch und Silvio Berlusconi. Mit ersterem hat man sich in den deutschen Regierungen und Wirtschaftsredaktionen nach anfänglicher Bestürzung abgefunden. Kanzler Schröder hat keine Bedenken mehr, und selbst in der „taz“ und in „verdi.publik“ fände es mancher Autor positiv, wenn „der Hai“ die angeblich verschnarchte deutsche Fernsehlandschaft aufmischen würde. Die Betroffenen sollten sich in Großbritannien, Australien oder den USA informieren, was es heißt, Rupert Mur-

doch im Land zu haben. Bei Silvio Berlusconi hat der Bundeskanzler immerhin „Bedenken“, weil dieser nicht nur Medienherrscher, sondern auch noch Ministerpräsident eines Kabinetts aus Reaktionären, Rassisten und Neofaschisten ist. Für Stoiber dürfte selbst das kein Problem sein, denn er hat Berlusconi beim CSU-Parteitag im Herbst 2001 als Ehrengast empfangen.

Murdoch und Berlusconi waren schon vor der Insolvenz an der Kirch-Gruppe beteiligt (Murdoch mit 22 Prozent an Pay TV und mit 2,5 Prozent an Kirch Media, Berlusconi mit 4,8 Prozent an Kirch Media). Über beiden steht als Klammer der saudische Prinz Al Waleed bin Talaal Saud, der bei Murdoch (5 Prozent), Berlusconi (2,1 Prozent) und Kirch (3,2 und 2,5 Prozent) beteiligt ist, außerdem am weltgrößten Medienkonzern AOL/Time-Warner (und damit indirekt an den deutschen Kanälen n-tv, Viva und CNN). Zwischen Berlusconis Konzern Mediaset und der Kirch-Gruppe existiert darüber hinaus ein Geflecht von gemeinsamen Filmproduktions- und -vermarktungsfirmen. Wenn diese Kapitale entscheidenden Einfluss auf die Fernsehsender gewännen, dann käme das Medium mit der stärksten Publikumswirkung unter den Einfluss der „Global Players“.

Abonnentenfernsehen

„Premiere“ war seit Jahren die verwundbare Stelle des Kirch-Konzerns, und letztlich war es sein Ruin. Bis zur Insolvenz hat das Abofernsehen jeden Tag zwei Millionen Euro gefressen. Deshalb war es schon erstaunlich, dass die Holding Kirch Pay TV (die Mutter von „Premiere“) nicht nur nicht gleichzeitig mit der Kirch Media Insolvenz angemeldet hat, sondern dass sie bei Manuskriptabschluss Ende April immer noch nicht beim Amtsgericht vorsprechen musste.

Und nicht nur das: Kaum hatte sich Rupert Murdoch ernsthaft interessiert an einem Einstieg gezeigt, hat ihm der NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement einen Umzug mit „Premiere“ von München nach Köln oder Düsseldorf angeboten. Auch Bertelsmann und große Hollywood-Filmstudios bekunden angeblich Interesse an einer Übernahme oder einer Beteiligung an dem Milliardengrab. Diverse Banken haben sich bereit erklärt, den weiteren Weg von „Premiere“ „zu begleiten“. Dahinter stehen medienpolitische Interessen. „Premiere“ wird digital ausgestrahlt, und die Schröder-Regierung hält an dem Beschluss ihrer Vorgängerin fest, wonach bis 2008 alle Fernsehsender darauf umgestellt werden müssen. (Die Zuschauer sind nie nach ihrer Meinung dazu gefragt worden.)

Mit der Digitalisierung würden zusätzliche Profitmöglichkeiten geschaffen. Weil die neue Technik die Übertragungskapazitäten je Kanal verzehnfacht, wäre die Zahl der möglichen Programme fast unbegrenzt. Die Zuschauer könnten sich z.B. Filme auf Abruf auf den Bildschirm holen, die herkömmlichen Vollprogramme (teuer und lästig) würden an Bedeutung verlieren – und damit endlich auch die öffentlich-rechtliche Konkurrenz. Im Vorteil wären die Eigner großer Filmvorräte wie Kirch (bzw. der Käufer seines Filmbestands) oder Murdoch.

„Premiere“ ist in Deutschland der Pionier für Digital-TV. Ein Scheitern würde die Einführung dieser neuen Technik beim Fernsehen empfindlich zurückwerfen. Das wäre aus der Sicht der Zuschauer zwar nicht so schade, für die Senderbetreiber aber schon – und für ihre Interessenverwalter in den Bundes- und Landesregierungen offensichtlich auch.

Einem globalen Medienherrscher wie Murdoch würde digitales Fernsehen die besten Entfaltungsmöglichkeiten bieten. Er unterhält schon ein weltumspannendes digitales Satellitenfernsehen („Star TV“), ihm gehören Sender in den USA und England sowie Filmstudios (Fox u.a.). Murdoch hat mehrfach bewiesen, dass er bereit und fähig ist, neue Märkte mit fast allen Mitteln zu erobern. Deshalb ist es ein Fehler, zu glauben, dass sich mit seinem möglichen Einstieg auf dem deutschen Fernsehmarkt nicht viel verändern würde. Gefahren liegen zwar auch in seinem skrupellosen Einsatz der Medien für seine politischen und finanziellen Interessen, mindestens genauso aber darin, dass er die neuen technischen Möglichkeiten ungleich besser nutzen könnte als seine Konkurrenten.

Mit dem digitalen Fernsehen – und „Premiere“ ist ein Katalysator dafür – wird Fernsehen einen enormen Kommerzialisierungsschub erhalten. „Global Players“ wie Murdoch, Berlusconi (oder im Hintergrund Konzerne wie Vivendi und Liberty Media) könnten den Fernsehmarkt sprichwörtlich „aufrollen“.

Die Kapitalisierung der Medienwirtschaft

Den Kritikern an einem Einstieg von Murdoch und/oder Berlusconi in den deutschen Medienmarkt wird meist entgegen gehalten, dass auch Leo Kirch ein reaktionärer Autokrat gewesen sei, dem die Qualität seiner Angebote einmal der Rentabilität untergeordnet war. Das ist richtig. Die Kirch-Firmen gehörten keinem Arbeitgeberverband an und weigerten sich, Tarifverträge anzuerkennen. Dem entsprechend schlecht waren und sind dort die Arbeitsbedingungen. Kirch hat mehrfach direkt politischen Einfluss auf seine Medien genommen, etwa auf Sat.1 zu Gunsten Helmut Kohls, oder auf die „Bild-Zeitung“ und die „Welt“, weil sie ihm nicht reaktionär genug waren. Georg Gafrons Anti-PDS-Feldzüge im Berliner Regionalfernsehen und in der B.Z. erinnerten an Axel Springer in den späten Sechzigerjahren. Kirchs Fernsehsender liefern immer wieder neue Beispiele für Schundproduktion. Insofern besteht kein Anlass, die Ära Kirch zu verklären.

Aber der Zusammenbruch des Kirch-Imperiums wird Veränderungsprozesse in der Medienwirtschaft beschleunigen, die wenig erfreulich sind. Die Feststellung, dass nach der Kirch-Krise die Medienlandschaft eine andere sein wird, bezieht sich nicht nur darauf, dass das Eigentum neu verteilt werden wird. Damit zusammenhängend wird die Ausrichtung des Medienbetriebs an rein kommerziellen Gesichtspunkten einen Schub erhalten.

Auch hier besteht kein Grund zur Verklärung. Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehsender sind schon immer als kapitalistische Unternehmungen betrieben worden, und das heißt, dass sie zur Erzielung von Profit dienen. Außerdem

haben Medienunternehmer das ausdrückliche Recht, ihre politische Meinung in ihren Produkten durchzusetzen und widerspenstige Redakteure zu entlassen (und das geschieht auch bei Bedarf). Eine Verpflichtung auf Qualität gibt es nicht (außer ansatzweise beim Fernsehen), und der Hinweis auf „den Markt“ zieht fast immer.

Was aber bislang die Situation bei den meisten deutschen Medienunternehmen (auch den größten) kennzeichnet, ist eine patriarchalische Struktur: Reinhard Mohn bei Bertelsmann, Friede Springer, Erich Schumann bei der WAZ, die Holtzbrincks, Heinrich Bauer, Hubert Burda, Alfred Neven DuMont usw. – sie stehen bei aller Profitgier für eine gewisse inhaltliche Bindung an die Medien.

Seit Mitte der Neunzigerjahre nimmt eine andere Tendenz zu: die Orientierung an reinen Rentabilitätskriterien und an kurzfristigen Renditevorgaben („shareholder value“). Kennzeichen dafür sind:

- Die wachsende Abhängigkeit vieler Medien von den Werbeeinnahmen. Die FAZ hat sich z.B. im Jahr 2000 zu 80 Prozent aus Anzeigen finanziert. Auch nimmt die Zahl der rein werbefinanzierten Printmedien zu.

- Die Verlüderung journalistischer Prinzipien, die Vermischung von Journalismus und PR bis hin zur Lüge als bewusster Stilform („Borderline-Journalismus“). In die gleiche Richtung wirkt die Liberalisierung des Werberechts (einschließlich neuer Werbeformen beim Fernsehen, wie Split-Screen, virtuelle Werbung) und der Verlust von Schamgrenzen etwa beim „Product Placement“.

- Der Aufbau von „Verwertungsketten“ in Medienkonzernen, d.h. die Formierung aller Medien – vom Print über Funk und Fernsehen bis zum Internet und Merchandising – anhand einer Strategie und um einzelne Produktketten herum.

- Die Zunahme von Börsengängen bei Medienunternehmen. Die Zusammenbrüche am Neuen Markt und das Ende der Börsenhype haben dem zwar einen Dämpfer versetzt, aber die Tendenz wird anhalten. Zu groß ist die Versuchung, zusätzliche Finanzierungsquellen zu erschließen und eine Währung für Großfusionen in die Hand zu bekommen. Bertelsmann bereitet einen Börsengang des Gesamtkonzerns vor, andere Konzerne platzieren Tochterfirmen, und auch Kirchs Springer-Aktienpaket soll – so ist zumindest eine Option – über die Börse verkauft werden.

Medienherrscher wie Rupert Murdoch, Silvio Berlusconi, Jean-Marie Messier (Vivendi) oder John Malone (Liberty) stehen für diese Tendenz. Das gleiche gilt für die Investoren, die an der Kirch-Gruppe beteiligt sind und beim Machtpoker um die Zukunft des Konzerns mitbieten: Al Waleed, Lehman Brothers und Capital Research Fund. Dass sie in Zukunft stärker den Ton angeben werden, das wird die eigentliche Wende nach der Kirch-Pleite sein.

Ralf Wehner

„Squeeze-out“-Kandidaten

Kritische Annäherungen an die SPD-Grüne Steuerpolitik

Auch das Jahr 2002 brachte auf dem Felde der Steuerpolitik wesentliche Zäsuren. Martialische Namen für (Steuer-)Gesetzes-Änderungen markieren stählerne Willensstärke für Systembrüche und Systemänderungen. Nun sollte man meinen, hier agierten linke Systemveränderer – doch weit gefehlt: Mit dem „Gesetz zur Finanzierung der Terrorbekämpfung“ z.B. werden die (proletarischen) Massen durch Tabaksteuererhöhung für Zigaretten und Feinschnitt und die Anhebung der Versicherungssteuer um 1 % auf jetzt 16 % zur Finanzierung der „Terrorbekämpfung“ durch Bundeswehreinheiten weltweit herangezogen. Das „Steuerverkürzungsbekämpfungsgesetz“ – gerichtet gegen „Umsatzsteuer-Karusellgeschäfte“ – wird nicht wesentlich dazu beitragen können, dass gesetzesbedingte Steuerausfälle (§ 8b Körperschaftsteuer-Gesetz, Absenkung des Spitzensteuersatzes) auch nur annähernd ausgeglichen werden können. Das am 1.01.2002 in Kraft getretene „Übernahmegesetz“ ermöglicht z.B. einem Großaktionär, der mindestens 95 % einer Unternehmensbeteiligung hält, Minderheitsaktionäre auch gegen deren Willen aus dem Unternehmen zu drängen.

Von massiven (Selbst-)Täuschungen und der „neuen Linken“ – bestehend aus Stoiber und „Bild“

Bereits das harmlos klingende „Steueränderungsgesetz 2001“ hat es in sich, und das „Unternehmenssteuerfortentwicklungsgesetz“ lässt unternehmerisch Tätige frohlocken.

Zug um Zug werden die noch von Oskar Lafontaine betriebenen Steuerrechtsänderungen durch Finanzgerichte und Bundesfinanzhof kassiert (Mindestbesteuerung, Verlängerung der Spekulationsfristen, Abschaffung des halben Steuersatzes). Wie immer schreibt die FAZ Klartext: „Finanzgerichte bremsen Lafontaines Steuerreformen“ (FAZ v. 4.03.2002).

Drastisch gesunkene Steuereinnahmen im Jahre 2001 schaffen existenzgefährdende Bedingungen für die Gebietskörperschaften. Die FR meldet am 7.02.02, dass die Steuereinnahmen um 4,6 % gegenüber dem Vorjahr gesunken sind. Betrug die Steuereinnahmen 2000 noch 913,9 Milliarden DM, so sanken sie im Jahre 2001 um 50 Milliarden DM auf nunmehr nur noch 863,9 Milliarden DM bzw. 441,7 Milliarden Euro. Diese Tendenz wird sich im Jahre 2002 verstärkt fortsetzen. Die Steuereinkünfte – und das hat die Öffentlichkeit realisiert – beruhen auf Mindereinnahmen bei Unternehmenssteuern (Körperschaft- und Gewerbesteuer). Die FAZ benennt in beeindruckender Ehrlichkeit die Gründe hierfür. Unter der Überschrift „Steuerreform lockt Ausländer an“ wird am 4.02.02 ausgeführt: „Nahezu unbemerkt von der Öffentlichkeit könnte sich Deutschland durch die zum Jahresbeginn in Kraft ge-

treten eine weitere Stufe der Steuerreform in ein Paradies für Investoren aus dem In- und Ausland verwandeln. ... Es gebe bereits Beobachter, die Deutschland als den kommenden internationalen Marktplatz für einen unternehmerischen Beteiligungshandel ansähen.“

In einem bemerkenswerten Wirtschafts-Artikel beschäftigt sich die FR am 5.01.02 unter der Überschrift „Republik unter dem Hammer“ mit dem „milliardenschweren Steuergeschenk“ für Großunternehmen in Form der Steuerfreistellung von Beteiligungsveräußerungen. Aus dem politischen Raum war keine Reaktion wahrzunehmen; kein Leserbrief befasste sich mit den geschilderten Vorgängen, die als ungeheuerlich zu bezeichnen sind. – Wie ein Echo aus fernen Zeiten hallen auf diesem Hintergrund die von SPD-Fraktionsvize Joachim Poß in einem „Gastbeitrag“ für die FR am 12.02.2002 geäußerten Hinweise: „... das Verfassungsprinzip der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit weiter durchzusetzen. ... Wir (werden) uns auf Kindergelderhöhungen konzentrieren, um auf steuerliche Freibeträge, die einseitig zu Vorteilen besser Verdienender führen, mittelfristig verzichten zu können.“ Ein sehr schlechtes Gewissen bzw. ein mulmiges Gefühl – mehr noch Angst – äußert sich im folgenden Satz des Herrn Poß: „Es ist absurd, wenn im Wahlkampf der Eindruck erweckt werden soll, Hauptprofiteure unserer Steuersenkungspolitik seien Großunternehmen und Großkapital.“

Das ist die Achillesverse der SPD und Stoiber reagiert sofort, wenn er mit rhetorischem Antikapitalismus auf diese von SPD-Grünen zu verantwortenden Steuerrechtsänderungen mit außerordentlich großer sozialer Brisanz verweist. Offensichtlich wird das Vakuum auf der politischen Linken für so groß gehalten, dass selbst in der Wolle gefärbte Rechtskonservative mit linksradikal anmutenden Argumentationsmustern hierauf meinen reagieren zu müssen. Auch die von der SPD bemühte vorösterliche „Burgfriedenspolitik“ mit den Gewerkschaften weist in diese Richtung, wenn von führenden Sozialdemokraten zufrieden geäußert wird, dass die Kritiker der Steuer-„Reformen“ nunmehr nur noch in der „2. Reihe“ der Gewerkschaften anzutreffen sind.

Exemplarisch soll anhand folgender Beispiele aufgeheilt werden, mit welcher planmäßigen Härte neoliberale Politik (Systembrüche und Paradigmenwechsel) durch SPD-Grün umgesetzt wird. Es wäre reizvoll und notwendig, zu klären, ob diese Politik EU-weit verabredet und wie sie – den jeweils nationalstaatlichen Bedingungen angepasst – durchgeführt wurde; wie und in welcher Form sozialer Protest gegen diese Politik sich äußert.

Folgende Themen scheinen besonders geeignet:

- „Riester-Rente“;
- „Besteuerung entsprechend der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit“;
- „Familienleistungsausgleich“ (Kinderbegünstigung);
- „Neuer 8b Körperschaftsteuergesetz“;
- „Squeeze-out nach dem Übernahmegesetz“ – mit einem kleinen Exkurs „Umwandlungs(steuer)recht“.

„Riester-Rente“

Das „Altersvermögensgesetz“ hat dem Einkommensteuer-Gesetz reichlich neue 25 Paragraphen angehängt. Mit diesen gesetzlichen Bestimmungen ist der Beginn des Endes der durch Unternehmer und Lohnabhängige paritätisch finanzierten gesetzlichen Rentenversicherung eingeläutet worden. Die durch Zulagen steuermittelfinanzierte Altersversorgung soll die Absenkung des Renten-Niveaus ausgleichen helfen. Der Umbau der Alterssicherung von einer solidarischen Umlagenfinanzierung zu einer kapitalgedeckten Altersvorsorge verlagert das Inflations- und Kursrisiko einseitig auf die Anleger. Obwohl die „Riester-Rente“ massiv durch die Versicherungskonzerne beworben wurde, gibt es bis heute nicht einmal 2 Millionen abgeschlossene Verträge. Den Versicherungsnehmern dämmert, dass die Zertifizierung ein Fördersiegel und absolut kein Gütesiegel ist. Eine unübersehbare Anzahl von „Produkten“ wurde zertifiziert. „Zertifizierung“ besagt lediglich, dass Anleger mit Renteneintritt mindestens über die eingezahlten Beiträge verfügen können; über das wirtschaftliche Ergebnis sagt „Zertifizierung“ nichts aus. Die steuerliche Bezuschussung erfolgt aus einem ohnehin von überwiegend durch Arbeitnehmer gespeisten Steuertopf – rechtssozialdemokratische Theoretiker nennen so etwas „Sozialismus in einer Klasse“. Der „Umbau des Rentenversicherungssystems“ treibt Millionen Menschen in die Hände von Versicherungskonzernen, die über zunehmend mehr wirtschaftliche Macht (zig Milliarden Euro, die „lukrativ“ und „gewinnbringend“ angelegt sein wollen) und damit über erheblich mehr politische Macht verfügen werden (z.B. „Allianz-Versicherung“).

Sollten die Bedingungen gut sein – was niemand angesichts der Entwicklungen auf den Finanzmärkten auch nur annähernd kalkulieren bzw. prognostizieren kann – führt die komplementär zur „Riester-Rente“ neueingeführte „nachgelagerte Versteuerung“ dazu, dass die eigenen Beitragsleistungen, die während der Ansparphase gewährten Zulagen, Erträge und Wertsteigerungen, einer vollen Besteuerung im Alter zugeführt werden. Nach dem „Renten-Urteil“ des Bundesverfassungsgerichtes vom 6. März 2002 zeichnet sich dies als die Hauptlinie ab, so dass bisher nicht in der Veranlagungspflicht befindliche Sozialrentner in erdrückender Zahl in den Strukturen der Finanzämter erfasst werden und die Steuerpflichtigen auch noch kleinste andere Hinzuverdienste werden besteuern lassen müssen. Mit der „Riester-Rente“ hat sich ein ehemaliger Gewerkschaftsspitzenfunktionär ein bleibendes Denkmal gesetzt – auch eine Form von Personenkult. Vorteilhaft ist auf jeden Fall, dass dieser denkwürdige Systembruch auch vom Namen her die sozialdemokratische Urheberschaft deutlich kenntlich macht.

„Besteuerung entsprechend der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit“

Dieser geltende Besteuerungsgrundsatz fußt auf Artikel 20 GG („Sozialstaatsprinzip“) und Artikel 1 GG („Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“). Auch Artikel 28 GG wird bemüht, der vom „sozialen Rechtsstaat“ spricht. Artikel 79 (3)

GG erhöht durch seine Regelung, dass die in Artikel 1 und 20 niedergelegten Grundsätze nicht geändert werden dürfen, die grundgesetzlichen Bestimmungen – soweit eine kleine Verbeugung vor dem Grundgesetz und Prof. Abendroth!

Die SPD-Grüne Regierung hat in ihrem „Steuersenkungsgesetz“ – hier sei am Rande auf die denkwürdige Bundesratssitzung vom 14. Juli 2000 verwiesen – den Spitzensteuersatz von 51 % um sagenhafte 9 % auf (ab 2005) 42 % gesenkt. Der nächste Zwischenschritt erfolgt zum 1.01.03. Zu diesem Zeitpunkt beträgt der Grenzsteuersatz 47 % für die Begünstigten. Die Großverdiener profitieren gleichzeitig auch von abgesenkten Eingangssteuersätzen! Diese kommen beim Normalverdiener als Brosamen an. Die aus den abgesenkten Steuersätzen resultierenden Mindereinnahmen der Gebietskörperschaften (milliardenschwere Steuerausfälle) – dazu gehört auch der auf einheitlich 25 % abgesenkte Körperschaftsteuersatz für einbehaltene Gewinne! – wirken sich als Sozialabbau bei den Bedürftigen aus.

Die nichterhobene Vermögensteuer stellt ebenfalls eine unverhohlene Subventionierung der wirklich Reichen in diesem Lande dar. Obwohl von den SPD-Grünen wahlwirksam zugesagt, erfolgte nicht einmal die Prüfung der Wiedererhebung der Vermögensteuer, die 1996 10 Milliarden DM in die staatlichen Kassen spülte. Mit diesem Geld würde die Haushaltssituation der Bundesländer in unserem föderalen System (die wiedererhobene Vermögensteuer flösse den Ländern zu!) spürbar entlastet. Es ist nicht nachvollziehbar, dass die PDS in Berlin lieber zig Schwimmbäder etc. schließt als vom Koalitionspartner SPD die alsbaldige Wiedererhebung der Vermögensteuer zu fordern, die zu keinem Zeitpunkt abgeschafft war, und hierfür den politischen Druck zu erhöhen.

Erstmals in der Geschichte der BRD behauptet die Umsatzsteuer vom Aufkommen her seit 1999 ihre Spitzenposition. Im Verbund mit Verbrauchsteuern wie der Mineralölsteuer und auch den „Ökosteuern“ ist der planmäßige und verstärkt betriebene Umbau des hiesigen Steuersystems unter der Ägide von SPD und Grünen von den sozialgerechteren direkten hin zu den unsozialen indirekten Steuern festzustellen. Selbstredend ist die Deutsche Bank etc., sind die Herren Hundt, Stihl und wie sie sonst heißen mögen, als Profiteure SPD-Grüner Steuerpolitik zu benennen. Das „Steuersenkungsgesetz“ konnte nur auf dem Hintergrund des Wechsels des politischen Klimas nach dem Rücktritt Lafontaines und der deutschen Beteiligung am brutalen Luftkrieg gegen Jugoslawien ins Werk gesetzt werden.

„Familienleistungsausgleich“ (Kinderbegünstigung)

Während der Regierungszeit von SPD und Grünen wurde die steuerliche Ungleichbehandlung der Kinder forciert betrieben. Gab es für normal Verdienende im Jahr 2000 ein monatliches Kindergeld von 270 DM (Jahressteuervergütung 3.240 DM) so wurde dem Spitzenverdiener unter Einbezug des Kinderfreibetrages und des Betreuungsfreibetrages (sogenannte „Günstigerrechnung“, die automatisch vom Finanzamt vorgenommen wird) mehr als 5.000 DM jährlich für ein Kind gewährt.

Im Rahmen der „Günstigerrechnung“ für 2002 (nunmehr wird zusätzlich neben dem Kinderfreibetrag ein „Freibetrag für die Betreuung und Erziehung und Ausbildung“ von 2.160 Euro berücksichtigt) erhält der Begünstigte eine Steuervergütung von 2.817 Euro/5.510 DM – während es beim Normalverdiener beim gezahlten Kindergeld von monatlich 154 Euro (Jahresbetrag 1.848 Euro) bleibt.

Die Alleinerziehenden wurden durch die Bundesregierung von SPD und Grünen besonders gebeutelt. Mit Wirkung ab 1.01.00 wurde die Geltendmachung von Kinderbetreuungskosten für mehr als 2 Millionen Alleinerziehende abgeschafft. Die Abschaffung des Haushaltsfreibetrages für Alleinerziehende (steuerlich ein Ersatz für den günstigen Splittingtarif der Verheirateten) 2002 brachte das Fass zum Überlaufen. SPD-Grüne sprechen entschuldigend von einem „Pannengesetz“, aber real dürfte die öffentlichkeitswirksam betriebene Gegenwehr der Alleinerziehenden und eine in der Öffentlichkeit wahrnehmbare Sympathie für die Anliegen Alleinerziehender zum geordneten Rückzug der Bundesregierung geführt haben. Poß kündigte an, dass der Haushaltsfreibetrag rückwirkend allen Alleinerziehenden und nicht nur den „Altfällen“ gewährt würde (vgl. FAZ vom 2.03.2002: „Poß: Besserstellung kommt vor der Bundestagswahl“).

„Neuer § 8b Körperschaftsteuergesetz“

Mit dem Ministerwechsel im Bundesfinanzministerium erfolgte die Trendwende in der Steuerpolitik. Der BDI wurde vom Nachfolger Oskar Lafontaines, Hans Eichel, nicht enttäuscht. Hans Eichel gelang im Dezember 1999 ein Überraschungscoup, der die Trendwende eindrucksvoll unterstrich: Kurz vor Weihnachten bedachte Eichel die Großbanken und die Großwirtschaft mit einem großzügigen Geschenk. Die FR in ihrem Artikel „Republik unter dem Hammer“ (FR v. 5.01.02) führt dazu kryptisch aus: „Über die Motive für die ungewöhnliche Staatsaktion herrscht nach wie vor Unklarheit.“ Aber die Ankündigung der Steuerfreistellung von Veräußerungsgewinnen für Kapitalgesellschaften bei Verkauf von Anteilen und Beteiligungen löste ein wahres Kursfeuerwerk an der Börse aus.

Der neue 8b des Körperschaftsteuergesetzes stellt nicht nur Veräußerungsgewinne steuerfrei, sondern auch die Erträge (die „Bezüge“ sind jedoch weiter gefasst als „Dividende“) aus den entsprechenden Beteiligungen. Neben der Absenkung des Körperschaftsteuersatzes auf einheitlich 25% (Definitivbesteuerung) im Zusammenhang mit der Einführung des sogenannten „Halbeinkünfteverfahrens“ ist ein signifikantes Ergebnis dieser „mutigen Steuerreform“ der enorme Einbruch beim Körperschaftsteueraufkommen und damit das Durchschlagen auf die den Gemeinden zustehende Gewerbesteuer. Per Saldo musste der Fiskus – bedingt durch die Ausschüttungspolitik der (Groß-)Unternehmen – mehrere Milliarden Körperschaftsteuer-Erstattung an die (groß-)betrieblichen Einheiten im Jahre 2001 zahlen. In großer Aufmachung berichtet „Bild Frankfurt“ am 15.03.02: „Großbanken verdienen Milliarden ... aber Frankfurt sieht keinen Cent Steuer“. Feist grinsend wird dazu Deutsche Bank-Chef Breuer

und eine nachdenklich wirkende Frankfurter OB Petra Roth abgebildet. Der Systemwechsel im Körperschaftsteuer-Gesetz lässt das Körperschaft- und Gewerbesteueraufkommen wegbrechen. Es ist vollkommen unverständlich, warum die Gewinne aus Beteiligungsveräußerungen nicht zumindest mit einem halbierten Steuersatz belegt werden. Die soziale Brisanz der Eichelschen Steuer-„Reformen“ tritt langsam in das Bewusstsein der Öffentlichkeit. Das alte Körperschaftsteuer-Anrechnungsverfahren bildete einen Schutzwall um die Bundesrepublik Deutschland. Die Anleger-Orientierung (das shareholder-value-Denken) schlägt voll durch. Das Portfolio eines Großbetriebes kann im Interesse der Realisierung kurzfristiger Profite entsprechend der eigenen strategischen Planungen einer optimalen Portefeuille-Planung steuerfrei beliebig umstrukturiert werden. Volkswirtschaftliche Aspekte – wie Arbeitsplatzsicherheit, langfristige Interessen, Standortpflege, Besteuerung entsprechend der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit etc. – spielen hier eine untergeordnete Rolle. Das neue Schlagwort in den Vorständen der Großkonzerne ist hingegen die „Konzernsteuerquote“: Ein Konzernvorstand arbeitet ‚gut‘, wenn der Steuer-aufwand im Verhältnis zum Gewinn vor Steuern möglichst gering ausfällt.

Der schon mehrfach erwähnte FR-Artikel vom 5.01.02 weist auf folgende Aspekte besonders hin: „Bei der berechtigten Kritik an der Macht der Banken kamen allerdings zwei Aspekte zu kurz: Als wahre Spinne im Beziehungsgeflecht entpuppte sich der Versicherungsgigant Allianz, der schon deshalb über den weitaus größten Anteilsbesitz verfügte, weil er das Geld seiner zahlreichen Klienten kaum anderweitig anlegen konnte. Und außerdem bestehen auch zwischen Industrieunternehmen enge kapitalmäßige Bande. ... Noch immer sind die drei Blöcke – Allianz/Dresdner, Münchener Rück/HBV (Hypo-Vereinsbank – R.W.) und Deutsche Bank –, wenn auch loser als bisher, miteinander verknüpft.“ Im selben Artikel beschreibt die FR, wie der Allianz-Versicherungskonzern schon 2001 (die gesetzliche Steuerfreistellung erfolgte erst zum 1.01.02!) durch einen „Aktiendreh am Fiskus vorbei“ die Übernahme der Dresdner Bank durch rechtliche Gestaltungen so deichselte, dass der Fiskus „keine Müde Mark zu sehen bekam“. Normalerweise würde hier der § 42 der Abgabenordnung (salopp formuliert: das „Fallbein des Steuerrechts“) auf Grund des Missbrauches rechtlicher Gestaltungsmöglichkeiten greifen – nicht aber bei diesem wirklich skandalösen Deal des Allianz-Konzerns!

„Squeeze-out nach dem Übernahmegesetz“ – mit einem kleinem Exkurs „Umwandlungs(steuer)recht“

Mit dem „Übernahmegesetz“ (Volltext: „Gesetz zur Regelung von öffentlichen Angeboten zum Erwerb von Wertpapieren und von Unternehmenübernahmen“) wird ab dem 1.01.02 gesetzlich ermöglicht, dass Großaktionäre (Anteilsbesitz mindestens 95 %) Minderheitsaktionäre auch gegen deren Willen mit einer Abfindung („gegen Gewährung einer angemessenen Barabfindung“ – § 327 a (1) AktG) aus dem Unternehmen drängen können. Der Hauptaktionär legt die Höhe der Barabfindung fest (§ 327 b AktG). Für dieses Verfahren

wurden in das Aktiengesetz 6 neue Paragraphen aufgenommen (§§ 327 a-f AktG). Offen und ehrlich werden die 6 Paragraphen mit „Ausschluss von Minderheitsaktionären“ übertitelt. In der Fachwelt wird dieses Procedere „Squeeze-out-Regelung“ genannt. Die Übersetzung von „to squeeze out“: ausdrücken, auspressen, ausquetschen, pressen, fest an sich drücken.

Auch hier ist der „Allianz-Konzern“ führend. Erstmals am 22.02.02 informiert die FAZ die (staunende?) Öffentlichkeit: „Allianz nutzt erstmals Squeeze-out – Vereinte-Aktionäre „ausgelöst“ / Weitere Zwangsabfindungen erwartet“. Im Artikel listet die FAZ „Squeeze-Out-Kandidaten“ auf: „So hat die Allianz bereits angekündigt, auch die verbliebenen freien Aktionäre Dresdner Bank und Hermes herauszudrängen. ... Als weitere „Squeeze-out“-Kandidaten wurden der Chemiekonzern Hoechst gehandelt, an dem Aventis mehr als 97 Prozent hält, ferner die Volkswagen-Tochter Audi, von deren Aktien nur noch 1 Prozent im Umlauf sind.“ – Die „Allianz“ hält an der Dresdner Bank seit dem denkwürdigen Deal einen Anteil von 96,4 %. Noch in jeder kleinen DerBa-Filiale wurde dem Filialleiter ein Allianz-Mann beigelegt. Bald ist die Übernahme total. Kein „kritischer Aktionär“ kann dann auf Aktionärsversammlungen Auskunftsrechte gem. § 131 AktG geltend machen. Großbetriebliche Einheiten werden so in die Lage versetzt, ungestört und durch weggekaufte lästige Kleinaktionäre ungehindert ihre Politik – jenseits von öffentlichen Erwägungen etc. – zu gestalten und umzusetzen. Auch hier: Das Grundgesetz wird mit Füßen gestoßen. „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen“ – Artikel 14 Absatz 2 des Grundgesetzes ist zum schmückenden Beiwerk schrankenlos agierender Großkonzerne geworden.

Neben den körperschaftsteuerlichen Neuregelungen, der neugeschaffenen „squeeze-out-Regelung“, begünstigt die großbetrieblichen Einheiten das zum 1.01.95 neugefasste Umwandlungs(steuer)recht. Zu den bereits 44 Umwandlungsmöglichkeiten wurden weitere 75 Varianten zugelassen. Die hierdurch geschaffenen Gestaltungsmöglichkeiten mit Blick auf die „optimale Gesellschaftsform“ für Unternehmen jeder Art und Größe ermöglichen Umwandlungen/Rechtsträgerwechsel/Spaltungen (Neustrukturierung des Unternehmensvermögens) z.B. zu Buchwerten – also steuerfrei ohne Aufdeckung sogenannter „stiller Reserven“. Das 1995 wirksam gewordene neue Umwandlungsrecht geht – ausnahmsweise – nicht auf das Konto von „Rot-Grün“.

Plädoyer für eine grundlegende Gemeindefinanzreform

Gemeinden in der Finanzkrise: Verfall öffentlicher Investitionen

Die finanzielle Not der Gemeinden in Ost- und Westdeutschland spitzt sich zu. Die Horrormeldungen über den fiskalischen Aderlass der kommunalen Kassen reißen nicht ab. Die Gewerbesteuer, die wichtigste eigenständige Einnahmequelle der Gemeinden, ist plötzlich um durchschnittlich 10 % gesunken. In Städten mit großen Kapitalgesellschaften – wie etwa in Finanzmetropole Frankfurt a. M. – klettern die Verluste bei der Gewerbesteuer auf über 20 %. Dabei scheint das Einnahmesystem verrückt zu spielen. Große Kapitalgesellschaften zahlen keine Gewerbe- bzw. Körperschaftsteuer, sondern in den letzten Monaten erhielten sie vom Finanzamt Steuern erstattet. So erklärt es sich, dass bei Kapitalgesellschaften die Gewinne nach Steuern stärker also vor Steuern zugenommen haben. Es bleibt jedoch nicht nur beim Verlust an Steuereinnahmen. Bei den Kommunen wachsen auch die Lasten von der Ausgabeher. Mit der anhaltend hohen Arbeitslosigkeit steigen die kommunalen Kosten für die Sozialhilfe. Durch das riesige Finanzierungsloch werden wichtige öffentliche Leistungen der Daseins- und Zukunftsvorsorge demonstriert. Soziale, sportliche, kulturelle Aufgaben werden eingeschränkt, ja gestrichen. Kürzungen konzentrieren sich auf die kommunalen Investitionen, die zwei Drittel der gesamtstaatlichen Investitionen ausmachen. Sie sind im vergangenen Jahr um 3,2 % gesunken und rutschten unter das Niveau von 1993. Dies wirkt sich nicht nur auf die Bauwirtschaft und ihre Beschäftigten katastrophal aus. Nicht einmal mehr substanzsichernde Reparaturinvestitionen können finanziert werden. Dafür stehen die vielen verrotteten Schulen mit undichten Dächern. Trotz rigoroser Ausgabenkürzungen, die Einnahmeverluste sind so groß, dass in der Not auf den Lückenbüßer Kreditaufnahme zurückgegriffen werden muss. Im letzten Jahr stieg das Defizit der Kommunen auf knapp 4 Milliarden, während in den beiden Jahren zuvor jeweils 2 Milliarden Überschüsse erwirtschaftet werden konnten. Dabei widerspricht diese Kreditaufnahme, durch die die Gemeinden immer höhere Schuldenberge vor sich herschieben, der Gemeindefinanzordnung.

Nur Ankündigung einer Gemeindefinanzreform: Rot-grüne Bundesregierung hat eine Legislaturperiode verschenkt

Die strukturelle Finanzkrise der Kommunen ist kein neues Phänomen. Seit Jahren reklamieren der Städtetag, die Wirtschaftswissenschaft und Teile der Politik dringenden Bedarf an der Reform der Finanzverfassung. Im rot-grünen Koalitionsvertrag vom 20. Oktober 1998, dessen finanzpolitische Vorschläge noch stark durch die Handschrift von Oskar Lafontaine geprägt sind, wurde

noch euphorisch angekündigt: „Wir wollen die Finanzkraft der Gemeinden stärken und das Gemeindesystem einer umfassenden Überprüfung unterziehen“. Seit 1998 ist nichts geschehen. Wohl erst unter der aktuellen Wucht der Finanznot der Gemeinden hat das Bundeskabinett vor Ostern endlich die im Koalitionsvertrag angekündigte „Kommission zur Reform der Gemeindefinanzen“ eingesetzt. Eine gesamte Legislaturperiode ist zur Rettung der Kommunen verschenkt worden.

Nicht nur dies: Durch neue Bundesgesetze sind in dieser Phase die Kommunen zusätzlich belastet worden. Leider wird die endlich eingerichtete Kommission durch den Zusatzauftrag überfrachtet, die „effizientere Gestaltung der unterschiedlichen sozialen Transfersysteme für die Gebietskörperschaften“ zu überprüfen. Die Gefahr ist groß, dass mit der zu überprüfenden Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe bei den Kommunen die Arbeitslosenhilfe abgeschafft wird und die Gemeinden am Ende mehr belastet werden. Vorrang muss jetzt die Gemeindefinanzreform haben. Denn die aktuelle Finanzlage der Gemeinden steht im Widerspruch zur klugen Festlegung der Verfassung im Art. 28 Absatz 2: „Den Gemeinden muss das Recht gewährleistet sein, alle Angelegenheiten der örtlichen Gemeinschaft in eigener Verantwortung zu regeln“. Wann gehen endlich die betroffenen Gemeindevertreter zum Bundesverfassungsgericht, um die durch den Bund an die Kommunen weitergegebenen Belastungen auf ihre Verfassungskonformität überprüfen zu lassen?

Ursachen der kommunalen Finanzkrise: Folgen der Steuer-senkungen und Verschiebung sozialer Krisenkosten

Die Suche nach den Ursachen fördert interessante Zusammenhänge zu Tage. Sicherlich ist ein Teil der Einnahmehausfälle durch die rückläufige Konjunktur verursacht. Dies gilt insbesondere für die Einkommensteuer. Aber auch dramatische Verluste bei der bisherigen „Geldmaschine“ Umsatzsteuer, an der die Kommunen mit ca. 2,2 % beteiligt sind, durch kriminelle Praktiken („Karussell-Geschäfte“) führen zu Belastungen. Jedoch, die Verluste an fiskalischem Spielraum sind bei den Kommunen deutlich höher als beim Bund und den Bundesländern. Das lässt nur einen Schluss zu: Maßnahmen zur Sanierung des Bundes sowie die vielen, kaum noch überschaubaren Änderungen der Steuergesetze sind überproportional zu Lasten der Kommunen gegangen. In der Finanzpolitik verfügen die Gemeinden über keine ausreichende Lobby. So hat der Bundesfinanzminister mit seinem 30 Milliarden DM-Einsparprogramm soziale Kosten weiter kommunalisiert (etwa durch die Abschaffung der originären Arbeitslosenhilfe, die die Ausgaben für Sozialhilfe steigen ließ). Darüber hinaus wurde die an den Bund- und die Länder abzuführende Gewerbesteuerumlage von 20 % auf 30 % erhöht. Neben einigen Sondereinflüssen sind die Kommunen die großen Verlierer durch die Steuergeschenke an die Wirtschaft. Die Unternehmen können durch eine Neuordnung der Organschaften Gewinne mit Verlusten ihrer (zum Teil auch peripheren) Töchter verrechnen. Dies hat dazu geführt, dass etwa in Schwäbisch Hall der namensidentischen

Bausparkasse Steuern zurückerstattet werden mussten. Aber auch die Verrechnung von Lizenzen aus dem Verkauf von UMTS-Rechten im Gesamtumfang von 50 Milliarden als Sonderabschreibungen führt in Städten mit dem Hauptsitz einer Telekommunikationsfirma jährlich zu Einnahmeverlusten von 400 Millionen in den kommenden zwanzig Jahren. Schließlich löst das größte Steuergeschenk an die Konzerne Einnahmeverluste bei der Gewerbesteuer aus. Gewinne aus der Veräußerung von inländischen Beteiligungen, die seit Beginn dieses Jahres offiziell nicht mehr versteuert werden, fehlen bei der Gewerbesteuer den betroffenen Kommunen. Dazu kommen noch steuermindernde Wertberichtigungen der Banken und Versicherungen zum Ausgleich der Aktienkursverluste. Besonders betroffen ist hier der Finanzplatz Frankfurt a. M.

Plädoyer für eine kommunale Wertschöpfungsteuer

Eine Umkehr dieser Politik des fiskalischen Aderlasses der Gemeinden ist dringend erforderlich. Um den schlimmsten Auswüchsen schnell zu begegnen, ist ein Sofortprogramm für die Kommunen mit zwei Schwerpunkten dringend geboten: Übernahme von Sozialhilfelasten durch den Bund sowie Finanzzuweisungen vom Bund und den Ländern an die Kommunen zur Finanzierung dringlicher Investitionsmaßnahmen. Dadurch könnten insgesamt die Konjunktur und die Beschäftigung gestärkt werden.

Abgesehen von diesem Notprogramm ist eine grundlegende Reform der kommunalen Finanzen unvermeidbar. In der Diskussion sind Vorschläge wie eine höhere Beteiligung an der Umsatzsteuer (bisher ca. 2,2 %) sowie ein eigenes Heberecht der Gemeinden bei der Einkommen- und Körperschaftsteuer. All diese Empfehlungen reichen jedoch zu einer eigenständigen Einnahmesicherung nicht aus. Letztlich zementieren sie den Verzicht auf eine eigenständige, ökonomisch recht stabile Einnahmequelle der Kommunen. Daher plädiere ich für die Einführung einer kommunalen Wertschöpfungsteuer, die übrigens seit Jahren der „Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung“ fordert. Modellrechnungen und Vorschläge zur Umsetzung liegen vor. Zugunsten dieser Wertschöpfungsteuer wird die heutige Gewerbesteuer abgeschafft. Dafür gibt es gute Gründe: Die Gewerbesteuer gleicht wegen der vielen Ausnahmen heute einem „Schweizer Käse“. Sie wird vorrangig nur noch von Großunternehmen aufgebracht und schafft damit auch kommunalpolitische Abhängigkeiten von diesen großen Steuerzahlern. Diese Objektsteuer basiert auf der die Industrialisierung in den Kommunen prägenden Herausbildung von Gewerbebetrieben. Dieser Produktionsschwerpunkt hat jedoch im Zuge des ökonomischen Strukturwandels an Bedeutung verloren. Eine rationale Legaldefinition des Steuerobjekts Gewerbebetrieb ist kaum noch möglich. Die Begründung der Gewerbesteuer aus dem Prinzip fiskalische Äquivalenz – kommunale Einnahmen von Gewerbebetrieben gelten der Finanzierung der gewerblichen Infrastruktur – ist historisch überholt. Schließlich verliert der Gewerbebetrieb im Strukturwandel in Richtung Wissens- bzw.

Dienstleistungsgesellschaft an Bedeutung. Deshalb ist es auch nicht sinnvoll, die Gewerbesteuer durch die Abschaffung von Ausnahmetatbeständen revitalisieren zu wollen. Sie hat im ökonomischen Strukturwandel ihr Fundament verloren. Erforderlich ist eine Steuer, die die gesamte Wirtschaft einer Kommune systematisch erfasst. Dazu eignet sich die überlegene kommunale Wertschöpfungsteuer. Alle Beiträge zur unternehmerischen Wertschöpfung („net added value“) – Arbeitseinkommen, Mieten, Pachten, Zinsen und Gewinne – werden insgesamt besteuert. Dadurch lassen sich leidige Wettbewerbsverzerrungen vermeiden. Die Einnahmen aus dieser Steuer entwickeln sich relativ konjunkturabhängig. Entsprechend der modernen Wirtschaftsstruktur einer Kommune sollte sie nicht mehr nur auf die Gewerbetreibenden abstellen. Alle Unternehmen (Kapitalgesellschaften, Personenumternehmen, Einzelunternehmen) – vor allem auch die Selbständigen (Rechtsanwälte, Ärzte etc.) unterliegen dieser kommunalen Wertschöpfungsteuer. Es liegen Modellrechnungen vor, die die ordnungspolitische, konjunkturelle und fiskalische Überlegenheit einer kommunalen Wertschöpfungsteuer mit einem insgesamt moderaten Steuersatz belegen.

Die tiefe Finanzkrise der Kommunen zwingt zu einer vorrangigen Reform der Gemeindefinanzen. Der jahrelang aufgebaute Reformstau muss endlich aufgelöst werden. Dies ist auch der Auftrag des Grundgesetzes. Gemeinden können die verfassungsrechtlich gewollte Basis des demokratisch-föderalen Bundesstaats nur bilden, wenn sie auch fiskalisch angemessen zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben ausgestattet werden.

Z - Nr. 51

erscheint Anfang September 2002

mit dem Schwerpunkt

Rechtspopulismus in Europa

Das Heft enthält Beiträge zum Schwerpunkt u.a. von Walter Baier, Christoph Butterwegge, Christian Christen, Ludwig Elm, Martin Handke, René Karpant-schof, Gerd Wiegel

Weitere Beiträge von Friedrich-Martin Balzer/Ekkehard Lieberam (Wolfgang Abendroth als Wahl-Analytiker); Hans Luft (Über ökonomische Gesetze); Peter Strutynski (Bilanz der sozialdemokratisch-grünen Außen- und Militär-politik); Andreas Wehr (Marxismus und Staat bei Losurdo)

Z 52 (Dezember 2002) hat voraussichtlich zum Schwerpunkt
„Imperialismus-Theorie heute“

Bilanz der Arbeitsmarktpolitik 1998-2002

I. Zum Stellenwert der Beschäftigungspolitik

Angekündigter Abbau der Arbeitslosigkeit

Vor den Bundestagswahlen im Jahr 1998 wurden seit langem überhaupt wieder Konzepte diskutiert, die auf den Abbau der Massenarbeitslosigkeit zielten. Beispielhaft seien hier das Berliner Memorandum¹ und auch Untersuchungen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung² genannt, die binnen vier Jahren eine Halbierung der Massenerwerbslosigkeit anstreben. Damit wurde eine Debatte salonfähig, die – entgegen neoliberaler Theorie – Arbeitslosigkeit durch Regulierung für abbaubar hielt. In der Regierungserklärung hieß es: „Und wir wollen uns jederzeit, nicht erst in vier Jahren, daran messen lassen, in welchem Maße wir zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beitragen.“ (Gerhard Schröder, Regierungserklärung 1998)

Angesichts der weltweit gut laufenden Konjunktur konnte bis zum Jahr 2000 die Zahl der registrierten Erwerbslosen tatsächlich abgebaut werden. Mussten wir im Jahre 1998 noch durchschnittlich 4,3 Mio. registrierte Erwerbslose zählen, lag die Zahl im Jahre 1999 bereits bei 3,9 Mio. und betrug im Jahre 2000 3,7 Mio. Durch den relativ günstigen Verlauf beim Abbau der Arbeitslosigkeit in den Jahren 1998 bis 2000 ließ sich Gerhard Schröder dazu verleiten, eine Unterschreitung der Drei-Millionen-Grenze kurzfristig in Aussicht zu stellen. Indessen müssen ihn seine Experten schon damals vorgewarnt haben, dass man nicht auf einen weiterhin günstigen Konjunkturverlauf setzen könne. Mithin reduzierte er das Ziel auf 3,5 Millionen registrierte Erwerbslose zum Ende der Legislaturperiode.

Dennoch blieb als Botschaft der ersten Regierungsphase: Die Arbeitslosigkeit ist ein Problem und es ist (auch) Aufgabe der Regierung, einen Beitrag zur Problemlösung zu erbringen. Dabei beruhte diese Botschaft, wie die weitere Entwicklung zeigt, allerdings nicht auf grundsätzlichen Überlegungen, sondern primär auf der Absicht, die konjunkturelle Entwicklung für die eigene politische Profilierung zu nutzen.

Stabilitäts- statt Beschäftigungspolitik?

Spätestens nach dem Rücktritt Lafontaines war klar, dass ein etwaiger Zielkonflikt zwischen offensiver Beschäftigungspolitik und kurzfristigen Sparzielen zu Lasten der Beschäftigungspolitik aufgelöst werden würde. Die Kon-

¹ Berliner Senatsverwaltung (Hrsg.), Strategien zur Halbierung der Arbeitslosigkeit, April 1997.

² Klauder/Schnur/Cika, Strategien für mehr Beschäftigung, IAB-Kurzbericht 7/96.

vergenzkriterien und der Stabilitätspakt sind in keiner Weise in Frage gestellt worden. Selbst im Rahmen dieser eng gezogenen Spielräume setzte Eichel auf einen rigiden Sparkurs. Haushaltskonsolidierung wurde groß geschrieben und sollte keineswegs über zusätzliche Einnahmen, sondern über verminderte Ausgaben erzielt werden.

Offensichtlich ist, dass die Bundesregierung künftig ihren restriktiven Sparkurs noch verschärfen will. Der Bundesfinanzminister hat sich mit seiner Zusage gegenüber der EU, im Jahre 2004 einen ausgeglichen Haushalt vorzulegen, weiterer (beschäftigungs-)politischer Spielräume beraubt. Der Verzicht auf Beschäftigungspolitik führte angesichts der konjunkturellen Entwicklung im Jahr 2001 zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit und bringt die Regierung in Rechtfertigungszwänge. Das heißt, die verfehlte Praxis muß – um den nächsten Wahlkampf bestehen zu können – auch noch entsprechend ideologisch ummantelt werden.

Defensive Argumentationslinien

Arbeitgeberverbände und Liberale prangern mit Krokodilstränen die hohe Arbeitslosigkeit an, während Regierung und selbst Gewerkschaften eher zurückhaltend reagieren. Dass die Regierung verniedlichend auf das Problem der Arbeitslosigkeit reagiert, ist leicht zu erklären. Wer lässt sich schon gern mit Blick auf die nächsten Wahlen seine früheren Erklärungen zur Arbeitslosigkeit und Bekämpfung derselben vorhalten?

Aber auch die Gewerkschaften sind in der Defensive, weil sich die Deutungsmuster hinsichtlich der Frage „Was ist nötig zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit?“ weiter nach rechts verschoben haben. Zur Zeit stehen weniger beschäftigungspolitische Programme zur Debatte, sondern vielmehr die Knechtung der „faulen Arbeitslosen“. Auf der anderen Seite existiert eine scheinbar aufgeklärte neo-liberale Linie, die nicht dem einzelnen Arbeitslosen die Schuld gibt, sondern den Strukturen „die dazu führen, dass es rationaler sei arbeitslos zu sein, als zu arbeiten“. Hier treffen sich klassische Konservative und neue Sozialdemokraten. Beide Linien stehen nicht im Widerspruch zueinander, sondern ergänzen sich.

Die vorgeschlagenen Therapien sind bekannt: Kombilöhne, Erhöhung der Hinzuverdienstgrenzen, Senkung der Sozialleistungen, Verschärfung der Sanktionen und wettbewerbsorientierte Steuerungsmodelle.

II. „Neue“ arbeitsmarktpolitische Strategien

Rahmenbedingungen

Mit dem Verzicht auf Beschäftigungspolitik und der damit verbundenen Selbstbeschränkung auf die Arbeitsmarktpolitik tappt die Regierung in eine Falle der Arbeitgeberverbände. Diese versuchen, die Arbeitsmarktpolitik ideologisch sturmreif zu schießen, indem sie ihr allein die Aufgabe zuweisen, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen; damit ist die Arbeitsmarktpolitik aber of-

fensichtlich völlig überfordert. Sie kann fehlende Beschäftigungspolitik nicht ersetzen, sondern nur ein beschäftigungspolitisches Gesamtkonzept flankieren.³ Angesichts der wieder anwachsenden Arbeitslosigkeit hat die Arbeitsmarktpolitik bereits dann einen schweren Stand, wenn es nicht gelingt, diesen Sachverhalt korrekt herauszuarbeiten.

Die Sparbemühungen des Bundesfinanzministers sind zudem nicht nur beschäftigungspolitisch kontraproduktiv, sie behindern auch unmittelbar die Arbeitsmarktpolitik im engeren Sinne. Hans Eichel wälzt immer mehr arbeitsmarktpolitische Programme auf die Beitragszahler ab. Gleichzeitig verweigert er einen Bundeszuschuss zur Bundesanstalt für Arbeit. Die sich verschlechternde finanzielle Situation der Kommunen, die ebenfalls auf die restriktive Finanzpolitik zurückzuführen ist, erschwert zudem die Co-Finanzierung aktiver Maßnahmen. Weiterer Druck wird in diesem Rahmen durch die Grünen ausgeübt, die sich noch vehementer als die SPD für die Senkung der Beiträge zur Arbeitslosenversicherung aussprechen.

Gleichwohl beschränkt sich das Regierungshandeln unter Aussparung der Beschäftigungspolitik auf die Arbeitsmarktpolitik und unternimmt den untauglichen Versuch, so die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Hierbei ist zu unterscheiden, inwieweit es sich lediglich um einen „statistischen Beitrag“ handelt und inwieweit Arbeitsmarktpolitik real die Arbeitslosigkeit zurückdrängt.

Statistische Tricks

Bezüglich der statistischen Maßnahmen ist zuerst der Testballon von Walter Riester zu nennen, die Arbeitslosenstatistik „neu zu gestalten“. Ältere ArbeitnehmerInnen sollten in noch stärkerem Umfang als dies bisher auf Basis des § 428 SGB III geschah, nicht mehr als arbeitslos gezählt werden. Dieses Unterfangen ist allerdings auf breite gesellschaftliche Entrüstung gestoßen und deswegen recht schnell wieder in der Versenkung verschwunden.

Aber auch die ideologisch mit dem Terminus des „Förderns und Forderns“ umkleideten Änderungen im so genannten Job-Aktiv-Gesetz laufen zum Teil darauf hinaus, Menschen leichter als „dem Arbeitsmarkt nicht mehr zur Verfügung stehend“ zu definieren. Auch dies kann Auswirkungen auf künftige Statistiken haben. In § 38 SGB III ist vorgesehen, dass Betroffene, die die ihnen nach der Eingliederungsvereinbarung obliegenden Pflichten nicht erfüllen, vom Arbeitsamt nicht mehr vermittelt werden müssen und – so lässt sich schließen –, weil sie dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung stehen, statistisch auch nicht als arbeitslos erfasst werden sollen.

Hinzuweisen ist darauf, dass diese „statistischen Maßnahmen“ in den gleichen Kreisen ausgedacht wurden, die nun wegen des „Statistik-Skandals“ der Bundesanstalt für Arbeit (siehe hierzu im Einzelnen unter III.) den größten arbeitsmarktpolitischen „Reformbedarf“ ausmachen.

³ Vgl. Arbeitskreis Arbeitsmarktpolitik, Eckpunkte für die Reform der Arbeitsförderung, S. 6, Frankfurt 2000.

Job-Aktiv-Gesetz

Das Job-Aktiv-Gesetz kehrt zu den beschäftigungspolitischen Zielstellungen des Arbeitsförderungsgesetzes zurück. Es beinhaltet, dass die Leistungen der Arbeitsförderung zu einem hohen Beschäftigungsstand beitragen sollen. Darin unterscheidet es sich vom bisherigen SGB III. Auf Bestreben der Gewerkschaften⁴ wurde die Zielstellung, unterwertige Beschäftigung zu vermeiden, ergänzt. Insgesamt ist das Gesetz durch eine flexibilisierte Förderlogik geprägt, die den Arbeitslosen bzw. von Arbeitslosigkeit Bedrohten bei aktiven Maßnahmen zumeist keine Rechtsansprüche einräumt, den Arbeitsämtern im Sinne einer Steuerungsfunktion aber größere Entscheidungsspielräume zubilligt und stärker auf Prävention setzt.

Entgegen der von Unternehmerseite immer wieder geforderten Einschränkung des Leistungsrechtes behält das Gesetz die Leistungsansprüche – von den Sanktionsverschärfungen abgesehen – bei und weitet sie zum Teil sogar aus, z.B. bei Beziehern befristeter EU-Renten und bei Erziehungszeiten. Die anhaltende Debatte um die „Neujustierung der Balance von Rechten und Pflichten“ wird so aufgegriffen, wie sie von ihren Protagonisten auch gemeint ist: Für die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen sind verbindliche Pflichten vorgesehen, die sanktionsbewehrt sind; demgegenüber werden die Pflichten der Arbeitgeber als Sollens-Vorschriften beschrieben, deren Missachtung mit keinerlei Sanktion einhergeht. Neben bereits benannten Veränderungen ist das Gesetz auch durch einen stärkeren Vorrang der Arbeitsvermittlung und durch Sanktionsverschärfungen, durch mehr Wettbewerbselemente und damit verbunden teilweise die Privatisierung von Aufgaben gekennzeichnet.

Insgesamt kann man das Job-Aktiv-Gesetz als Ausdruck eines „gemäßigten Neosozialdemokratismus“ ansehen. Es enthält die Lyrik des Förderns und Forderns und damit verbunden auch stärkere Sanktionen gegenüber Erwerbslosen, die Ausweitung der Leiharbeit und in Ansätzen mehr Wettbewerbsorientierung (z.B. die stärkere Einbeziehung Dritter in den Vermittlungsprozess). Das Problem des Job-Aktiv-Gesetzes liegt hinsichtlich vieler Regelungen aber weniger in ihren konkreten materiellen Auswirkungen. Es liegt vielmehr darin, dass Wettbewerb, Privatisierung, Ausweitung der Leiharbeit und Sanktionsverschärfungen einen Paradigmenwechsel hin zur Politik der „Aktivierung“ und des „Forderns und Förderns“ markieren. Die Veränderungen wurden zumindest als wichtige Teilelemente zur Lösung der Arbeitsmarktprobleme angesehen. Damit ist eine sozialpolitische Lastenverschiebung, die gleichzeitig auf den Arbeitsmarkt durchschlagen soll, ideologisch vorbereitet: Paritätisch finanzierte passive Leistungen wie z.B. das Arbeitslosengeld werden durch Sperrzeiten eingeschränkt und durch die „Aktivierung“ der potentiellen Leistungsbezieher ersetzt.⁵

⁴ Vgl. z.B. die Stellungnahme der IG Metall zur Anhörung zum Jobaktivgesetz.

⁵ Vgl. z.B. Butterwegge, Neokorporatismus oder Neoliberalismus in Rot/Grün? In: Z 49, März 2002, S.15.

III. Aktuelle Entwicklungen in der Arbeitsmarktpolitik

Diese neue Logik prägte die sich anschließende arbeitsmarktpolitische Debatte. Das Job-Aktiv-Gesetz war nicht – wie ursprünglich geplant – die arbeitsmarktpolitische Krönung in dieser Legislaturperiode, sondern ein Zwischenschritt, der in Anbetracht der aktuellen Entwicklungen sogar zur Makulatur zu verkommen droht. Der Druck der Arbeitgeberseite war so stark, dass nicht einmal der Versuch unternommen wurde, Erfahrungen mit einzelnen Instrumenten des Job-Aktiv-Gesetzes zu machen und auszuwerten. Vielmehr machte sich die Regierung sofort daran, das arbeitsmarktpolitische Tempo zu erhöhen. Als Stichworte seien benannt: Das Mainzer Modell und der Paradigmenwechsel in der Debatte um die „Reform“ der Bundesanstalt für Arbeit.

Kombilöhne

Bei der Polemik gegen die aktive Arbeitsmarktpolitik und gegen die Bundesanstalt für Arbeit geht es einigen auch darum, die Beitragsmittel für andere Zwecke zu nutzen. Sie wollen diese Mittel für Kombilohn-Modelle, die darauf zielen, einen Niedriglohnsektor zu installieren. Es wird eine Dienstleistungslücke konstatiert, die mit niedrig qualifizierten und deswegen niedrig entlohnenden Personen geschlossen werden müsse. Solche Niedriglöhne seien nur durchsetzbar, wenn die Sozialleistungen (Arbeitslosengeld, Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe) abgesenkt würden und die Arbeitslosenhilfe abgeschafft würde. Gleichzeitig sollten die Hinzuverdienstmöglichkeiten erhöht und diejenigen, die sich in niedrig entlohnenden Sektoren befinden, durch zusätzliche Leistungen gefördert werden.⁶

Diese Argumente halten den Fakten nicht stand. Ob eine Dienstleistungslücke (im Vergleich zu den USA) besteht, ist zum einen eine Frage der statistischen Definition (hierzulande werden einige industrienähe Dienstleistungen nicht dem Dienstleistungssektor zugeschlagen). Zum anderen ist es eine philosophische Frage, ob man alle in den USA verrichteten Dienstleistungen auch hierzulande haben will. Zum Dritten ist es ein Trugschluss zu meinen, Dienstleistungen erforderten generell eine niedrigere Qualifikation. Zum Vierten muss man darauf aufmerksam machen, dass die dargelegten Kombilohn- und Hinzuverdienst-Modelle nicht auf die Förderung niedrig qualifizierter Erwerbspersonen, sondern auf die Förderung niedriger Entlohnung zielen.

Gleichwohl gewinnen die Verfechter dieser Modelle immer mehr an Raum, weil die Bundesregierung keine beschäftigungspolitischen Alternativen vorträgt, die Ausstrahlungskraft entfalten. Insgesamt hat sich die Deutungsmacht noch weiter in Richtung des neoliberalen Lagers verschoben. Ausdruck dieser Situation ist auch die durch die Regierungsmehrheit beschlossene flächendeckende Durchführung des Mainzer Modells.⁷ Ähnlich wie beim Job-Aktiv-

⁶ Vgl. Erster Zwischenbericht der Arbeitsgruppe Benchmarking, zitiert nach IG Metall, Abt. Sozialpolitik, Rundschreiben Sopo 14/99 (hektographiertes Manuskript).

⁷ Zum Mainzer Modell und zu anderen praktizierten Kombilohnmodellen vgl. Kaltenborn, Kombilohn in Deutschland, IAB-Werkstattbericht 14/2001.

Gesetz liegt der Schaden weniger in der Durchführung des Modells (die Nachfrage ist sowohl von Seiten der Unternehmer als auch von Seiten der Arbeitnehmer eher gering) als darin, dass damit einigen neoliberalen Grundprämissen zugestimmt worden ist. Denn auch das „Mainzer Modell“ knüpft mit seinen Förderkonditionen weder an Teilzeit noch an der Beseitigung von 315 € - Verhältnissen an, sondern am Tatbestand der niedrigen Entlohnung.

Die neue Debatte um die „Reform der BA“

Untersuchungen des Bundesrechnungshofes in fünf Arbeitsämtern hatten ergeben, dass deren Vermittlungsstatistiken fehlerhaft geführt worden sind. Nach Auffassung des Bundesrechnungshofes handelte es sich um eine Fehlerquote von circa 70 Prozent der Vermittlungsvorgänge. Die Untersuchung der Innenrevision der BA hatte die Ergebnisse des Bundesrechnungshofes nur zu einem Teil bestätigt und geht von einer Fehlerquote aus, die eher halb so hoch angesetzt werden müsste. Dies beruht unter anderem darauf, dass unterschiedliche Vermittlungsbegriffe zugrunde gelegt worden sind.

Die Debatte um die Statistiken wurde jedenfalls dazu instrumentalisiert, mehr Wettbewerb in der Arbeitsmarktpolitik zu propagieren und die Selbstverwaltung zurückzudrängen und ihre Steuerungsfunktion durch andere – wettbewerbsorientierte – Regulationsinstrumente zu ersetzen.

Damit geht die Forderung einher, die Bundesanstalt für Arbeit auf ihre „Kernaufgaben“ zu reduzieren, und das Verlangen nach der weiteren Privatisierung von Teilbereichen der Arbeitsmarktpolitik. Aus Sicht der Arbeitgeber beinhaltet dies u.a. den absoluten Vermittlungsvorrang und die Abschaffung sogenannter versicherungsfremder Leistungen, wie z.B. die Verfolgung illegaler Beschäftigung, aber auch sonstiger ordnungspolitischer Aufgaben.⁸

Das Bundeskanzleramt hat eine Arbeitsgruppe (Hartz-Kommission) installiert, die vorrangig mit Vertretern der Wirtschaft besetzt ist, aber auch durch Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik und Gewerkschaften, ohne von den jeweiligen Institutionen benannt worden zu sein. Damit dürfte das Kanzleramt vier Ziele verfolgen:

Zum einen geht es darum, einen grundlegenden Umbau der Bundesanstalt durchzusetzen. Dieser soll die BA wesentlicher sozialstaatlicher Funktionen berauben, die Rechte der Selbstverwaltung auf allen Ebenen drastisch beschneiden und Wettbewerb als zentrales Steuerungselement implementieren.

Zum Zweiten will das Kanzleramt mit der Einrichtung der Kommission Handlungsfähigkeit in der Öffentlichkeit dokumentieren und mit der selbst initiierten Debatte vom tatsächlichen Skandal der Massenarbeitslosigkeit ablenken.

Zum Dritten kann eine „unabhängige“ Kommission inhaltliche Positionen entwickeln und in der Öffentlichkeit verankern, die innerhalb der SPD oder

⁸ So die Forderung der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände (BDA).

Institutionen mit einem sozialstaatlichen Auftrag, wie der Bundesanstalt für Arbeit, niemals durchsetzbar wären.

Schlussendlich bietet die Einrichtung einer solchen – demokratisch nicht legitimierten – Kommission die Möglichkeit, politische Verantwortung abzuschieben und sich – wenn es denn der Wahlkampf erfordert – von einzelnen dort entwickelten politischen Positionen zu distanzieren.

IV. Gewerkschaftliche Alternativen in der Beschäftigungs- und Arbeitsmarktpolitik

Neue Beschäftigungspolitik mit arbeitsmarktpolitischer Flankierung

Wer auf Beschäftigungspolitik verzichtet und sich allein auf eine – wie auch immer geartete – Arbeitsmarktpolitik verlässt, ist verlassen. Das zeigt die Entwicklung der Arbeitsmarktzahlen der letzten beiden Jahre. Wer immer kurzatmiger das Ziel der Haushaltskonsolidierung in den Vordergrund stellt und dieses durch Ausgabenreduzierung erreichen will, betreibt Sozialabbau und produziert gleichzeitig die Probleme, die er zu lösen vorgibt, nämlich Arbeitslosigkeit und Mindereinnahmen bei Fiskus und Sozialkassen.

Notwendig wäre es, die Konsolidierungsziele wesentlich langfristiger anzulegen und durch Mehreinnahmen zu realisieren. Dies erfordert eine erhebliche Investitionstätigkeit des Staates in die öffentliche Infrastruktur, z.B. im Bildungsbereich, im öffentlichen Personen-Nah- und -Fernverkehr, bei Projekten ökologisch verträglicher Energieerzeugung und bei der sozialen Daseinsvorsorge. Solche öffentlichen Investitionen sind von der Sache her geboten und zudem arbeitsplatzwirksam.

Eine aktive Investitionspolitik kann durch Arbeitsmarktpolitik flankiert werden und damit weitere Menschen in Arbeit bringen. Beispielhaft sei der – von Gewerkschaften immer wieder thematisierte und von unterschiedlichen Regierungen immer wieder abgelehnte – Vorschlag benannt, unterschiedliche Formen der Arbeitszeitverkürzung bei gleichzeitig vorgenommener Neueinstellung von Arbeitslosen befristet und degressiv mit Lohnkostenzuschüssen zu subventionieren.

Gewerkschaftliche Anforderungen an Aufgaben und Struktur der Bundesanstalt für Arbeit

Die Gewerkschaften stehen vor der Aufgabe, die Instrumentalisierung der Ergebnisse des Bundesrechnungshofes für die weitere Privatisierung der Arbeitsvermittlung und die damit verbundene Zerstörung sozialstaatlicher Grundlagen zu verhindern. Dies kann nur gelingen, wenn gewerkschaftliche Vorstellungen zu Aufgaben und Struktur der Bundesanstalt für Arbeit in der Öffentlichkeit verdeutlicht werden. Folgende Eckpunkte sind dabei relevant:

Reichweite der Arbeitsmarktpolitik realistisch einschätzen

Es wäre eine Überforderung der Arbeitsmarktpolitik, von ihr die Lösung der Probleme einer unzureichenden Beschäftigungspolitik zu erwarten. Sie kann Beschäftigungspolitik nicht ersetzen. Sie stellt ein unverzichtbares eigenständiges Element in einem beschäftigungspolitischen Gesamtkonzept dar.⁹ Die Ursachen der hohen Massenerwerbslosigkeit liegen im Wesentlichen nicht an zu gering ausgeprägter Vermittlungstätigkeit der Arbeitsämter oder gar an falschen Statistiken, sondern an einer dem Kapitalismus innewohnenden „Produktion“ von Arbeitslosigkeit und einer verfehlten Wirtschafts- und Steuerpolitik, die sich an der Einsparung von Ausgaben, aber nicht an beschäftigungspolitischen Zielen orientiert.

Dort, wo im großen Maßstab Arbeitsplätze fehlen, kann eine verbesserte Vermittlung nur wenig zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit leisten. Zwar bleibt die Vermittlung eine wichtige Aufgabe der Bundesanstalt für Arbeit, da es in einigen Regionen und Branchen durchaus Fachkräftemangel gibt und eine schnellere passgenaue Vermittlung die Dauer der (Such-)Arbeitslosigkeit verringert. Allerdings kann eine solche Vermittlung nur einen kleinen Beitrag zur Lösung der arbeitsmarktpolitischen Probleme leisten. Sie sollte deswegen nicht überbewertet werden. Vor diesem Hintergrund ist auch darauf aufmerksam zu machen, dass falsche Vermittlungsstatistiken zwar keinesfalls akzeptabel sind, aber dennoch nicht die Anbahnung eines zusätzlichen Beschäftigungsverhältnisses verhindert haben.

Daher muss dafür Sorge getragen werden, dass der wesentlich gewichtigere Skandal der Massenarbeitslosigkeit nicht in der öffentlichen Debatte vom „Skandal der Fehlbuchungen“ übertüncht wird.

Qualitative Aspekte bei der Arbeitsvermittlung in den Vordergrund stellen

In der öffentlichen Debatte wird derzeit nur der *quantitative* Aspekt der Vermittlung in den Vordergrund gerückt. Die Anzahl der Vermittlungen ergibt jedoch keine aussagefähige Information über die Vermittlungsqualität der Bundesanstalt für Arbeit. In Zukunft muss die Qualität der Arbeitsvermittlung stärker berücksichtigt werden. D.h. künftig sollten die Statistiken auch darüber Aussagen treffen, wie lange die neue Beschäftigung tatsächlich ausgeübt wurde, wie sie entlohnt wurde und ob die Tätigkeit auch der Qualifikation des betroffenen Arbeitnehmers entsprochen hat. Um die Qualität der Vermittlung zu erhöhen, müssen die Vermittler stärker qualifiziert und ihre gesamten Arbeitsbedingungen verbessert werden.

Arbeitsmarktpolitik nicht auf Vermittlung reduzieren

Neben der Aufgabe, Arbeitskräfte auf Arbeitsplätze zu vermitteln, hat die Bundesanstalt für Arbeit weitere wesentliche Aufgaben. Sie hat insbesondere

- zur Ordnung des Arbeitsmarktes beizutragen (z.B. durch die Verfolgung illegaler und die Vermeidung unterwertiger Beschäftigung);

⁹ Arbeitskreis Arbeitsmarktpolitik, a.a.O.

- Lebensstandardsicherung im Falle der Arbeitslosigkeit zu ermöglichen (u.a. durch Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe);
- einen strukturpolitischen Beitrag zu leisten (Verknüpfung von Arbeitsmarkt- und Strukturpolitik), sowie
- Umverteilung von Arbeit zu fördern (Überstundenabbau, Teilzeitförderung u.a.m.).

Die hier genannten Aufgaben haben ebenso ihre Berechtigung wie die Aufgabe einer qualitativ hochwertigen Vermittlung. Dies muss bei allen Diskussionen um eine Verlagerung von Personal zugunsten der Vermittlungstätigkeit und auch bei allen Diskussionen um eine Personalverknappung in der Bundesanstalt für Arbeit berücksichtigt werden.

Private Arbeitsvermittlung nicht überschätzen

Die immer wieder ins Feld geführten Forderungen nach einer Privatisierung der Arbeitsvermittlung und stärkerer Implementierung von Wettbewerbselementen (Verschärfung der Konkurrenz zwischen privaten, kommerziellen und staatlichen Einrichtungen) sind abzulehnen. Bereits seit 1994 ist das Vermittlungsmonopol der Bundesanstalt für Arbeit aufgehoben. Dennoch ist die private Arbeitsvermittlung bis heute nur für ganz bestimmte (durch Arbeitgeber gesuchte) Arbeitnehmergruppen von Bedeutung.

Für benachteiligte Lohnabhängigengruppen ist private Arbeitsvermittlung nur selten von Interesse. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Anbieter wie Maatwerk, die bis zu 2500 € pro Vermittlung erhalten, diese Fallpauschalen als unzureichend bewerten. Die Arbeitsämter dürften – auch unter Zugrundelegung der Erkenntnisse des Bundesrechnungshofes hinsichtlich der statistischen Erfassung von Vermittlungen – die gleiche Leistung in der Tendenz preiswerter anbieten. Hinzu kommt, dass insgesamt nur ein sehr geringer Anteil der privat Vermittelten aus der Arbeitslosigkeit vermittelt wird.

Eine Ausweitung privater Arbeitsvermittlung über das bestehende Maß hinaus ist schon aus ökonomischer Sicht abzulehnen. Eine Zusammenarbeit mit privaten Arbeitsvermittlern erfolgt bereits jetzt. Sie ist durch das Anfang des Jahres geänderte SGB III noch leichter als bisher möglich. So ist im Job-Aktiv-Gesetz bereits geregelt, dass jeder Arbeitslose sogar das Recht hat, dass die Arbeitsämter nach 6 Monaten Arbeitslosigkeit einen privaten Arbeitsvermittler einschalten.

Durch die jüngst eingeführten Vermittlungsgutscheine wird die sozialstaatlich begründete Steuerungsfunktion der BA bei der Vermittlung eingeschränkt.

Bundesanstalt demokratisieren – Rechte der Selbstverwaltung ausweiten

Um Prozesse der Bundesanstalt steuern zu können, bedarf es der stärkeren Demokratisierung der Bundesanstalt für Arbeit. Insbesondere die Rechte der Selbstverwaltung müssen gegenüber den Rechten der Bundesregierung und der Verwaltung ausgeweitet werden. Die Aufgaben- und Kompetenzverteilung der bisherigen Selbstverwaltungsorgane war nicht immer transparent und effizient.

Die Selbstverwaltung muss stärker effektiviert und stärker professionalisiert werden. In diesem Zusammenhang muss über die Verteilung zwischen strategischen grundsätzlichen Aufgaben und der konkreten Geschäftspolitik und damit auch über den bisherigen Zuschnitt der Gremien auf allen Ebenen nachgedacht werden.

Insgesamt sind die Kompetenzen der Selbstverwaltung zu stärken. Dies erfordert u.a. bisherige Verordnungsbefugnisse des Bundesarbeitsministeriums künftig als Anordnungsbefugnisse der Selbstverwaltung auszugestalten. Der Einfluss der Selbstverwaltung auf die Weisungslage der Bundesanstalt für Arbeit ist zu erhöhen.

Ferner muss der Selbstverwaltung der Bundesanstalt für Arbeit ein Haushaltsrecht zukommen. Der faktische Einfluss der Selbstverwaltung auf die Verwaltung muss deutlich erhöht werden. Auch um die Handlungsfreiheit einer Selbstverwaltung zu sichern, ist ein regelgebundener und steuerfinanzierter Bundeszuschuss zur Bundesanstalt für Arbeit, dessen Umfang an die Höhe der Arbeitslosenzahl geknüpft ist, erforderlich. Die aktuellen gesetzlichen Maßnahmen weisen allerdings genau in die entgegengesetzte Richtung; die Selbstverwaltung ist weitgehend ihrer Kompetenzen beraubt worden.

V. Fazit

Seit dem Regierungsantritt von rot/grün kann man keineswegs von einer konsistenten Arbeitsmarktpolitik der Bundesregierung oder auch nur der SPD ausgehen. Allerdings lässt sich über den Zeitverlauf eine deutliche Tendenz ausmachen: Während Anfangs die Beschäftigungspolitik einen eigenständigen Stellenwert hatte, hat sich die Regierung – und mit ihr auch die SPD – in eine Situation manövriert, die Arbeitsmarktpolitik zuerst zu überfrachten und dann wesentlicher sozialpolitischer Inhalte zu berauben.

Waren die unmittelbaren materiellen Auswirkungen des Job-Aktiv-Gesetzes und des Mainzer-Modells noch überschaubar, so enthielten diese Projekte aber ideologische Prämissen, die sich nun in ihrer ganzen Härte in der Debatte um die Reform der BA und den hierzu bereits vorgenommenen gesetzlichen Änderungen niederschlagen.

Ferner ist nicht davon auszugehen, dass im Kanzleramt oder in der SPD-Führung ein arbeitsmarktpolitischer Gesamtplan besteht, der seiner Umsetzung harrt. Offensichtlich will die Bundesregierung ihren Beitrag dazu leisten, die Europäische Union zur wettbewerbsfähigsten Region zu machen, und sieht in den klassischen Instrumenten sozialer Sicherung einen Stolperstein für dieses Ziel. Offensichtlich ist auch, dass am Maastricht-Vertrag und am Stabilitätspakt nicht gerüttelt werden soll.

Nicht erkennbar ist aber eine zahlenmäßig nennenswerte soziale Gruppe (neue Mitte?) in der Bevölkerung, die von der Verstärkung von Wettbewerbselementen und einer repressiveren Arbeitsmarktpolitik nachhaltig profitiert; dies zeigen im übrigen auch die letzten Wahlergebnisse der SPD.

Man wird die Arbeitsmarktpolitik des Kanzleramtes und daraus – mit Abstrichen – abgeleitet die Arbeitsmarktpolitik der SPD als eine Mischung aus verschiedenen Komponenten ansehen müssen:

Inhaltlich geht es um eine sozialpolitische Lastenverschiebung, die gleichzeitig auf den Arbeitsmarkt durchschlagen soll. Paritätisch finanzierte passive Leistungen sollen vom Umfang her eingeschränkt und durch „Aktivierung“ der potentiellen Leistungsbezieher ersetzt werden. Strittig ist im Regierungslager zumindest der Umfang und die Geschwindigkeit entsprechender Maßnahmen, bei den Sozialpolitikern der Fraktion auch die Grundrichtung.

Diese inhaltliche Komponente wird durch Überlegungen zur Öffentlichkeitsarbeit zur innerparteilichen Positionierung und zur Positionierung im Wahlkampf partiell überlagert; insoweit ist die Arbeitsmarktpolitik der Regierung wechselhaft, aber auch beeinflussbar.

Den Gewerkschaften wird daher nichts anderes übrig bleiben, als auf eine offensive Beschäftigungspolitik und eine hierin eingebettete, sozialstaatlich motivierte Arbeitsmarktpolitik zu drängen und entsprechende Inhalte bereits im Wahlkampf als verbindliche Position durchzusetzen. Was vor den Wahlen nicht geklärt werden kann, wird danach noch wesentlich schwieriger durchsetzbar sein. Die Anknüpfungspunkte in der Bevölkerung dürften gegeben sein. Denn die arbeitsmarktpolitischen Entwicklungen bedrohen nicht „nur“ die Arbeitslosen, die Politik der Aktivierung fordert auch von den Beschäftigten, ihre Arbeit zu jedem Preis zu machen. Die negativen Folgen für das gesamte Lohnniveau sind absehbar.

Wolfram Burkhardt / Kai Michelsen

Wohin steuert die Gesundheitspolitik?

Zur Bilanz der rot-grünen Gesundheitspolitik und der Zukunft der Gesetzlichen Krankenversicherung

In der Gesundheitspolitik wird über den gesellschaftlichen Stellenwert von Gesundheit und Krankheit, die Ressourcen und die Verteilung von Belastungen und Nutzen entschieden. Macht- und Verteilungsinteressen führen zu Abweichungen vom Idealbild eines dem Solidaritätsprinzip verpflichteten Gesundheitssystems, das sich folgendermaßen beschreiben lässt (vgl. Rosenbrock 2002: 28):

- Gesundheit wird gefördert, Krankheit frühzeitig erkannt und behandelt. Prävention ist dabei ein durchgängiges Ziel der Gesundheitspolitik.
- Die Kapazitäten der medizinischen Versorgung entsprechen dem Versorgungsbedarf.
- Alle haben gleichermaßen Zugang zu den erforderlichen Leistungen.
- Die Wünsche der Patienten werden möglichst berücksichtigt.
- Die Versorgung erfolgt bei effizientem Ressourceneinsatz.
- Die Arbeitsbedingungen im Gesundheitswesen sind akzeptabel.
- Die für Gesundheit anfallenden Ausgaben werden solidarisch getragen. Der Finanzierungsbeitrag wird nach der Leistungsfähigkeit der Gesellschaftsmitglieder bemessen; die Versorgung erfolgt bedarfsbezogen und unabhängig von der finanziellen Leistungskraft des Individuums.

I. Zur Diagnose des bundesdeutschen Gesundheitssystems

Am bundesdeutschen Gesundheitssystem ist *erstens* zu kritisieren, dass Gesundheitsförderung und Prävention gegenüber der kurativen Medizin einen zu geringen Stellenwert besitzen. Kühn/Rosenbrock (1994: 39 ff.) sprechen in Analogie zum Darwinschen Evolutionsmodell von einer „Zuchtwahl“ der Präventionskonzepte“. Den Bemühungen, die präventionspolitische Praxis an problembezogenen sozialepidemiologisch begründeten Konzepten zu orientieren, ständen neben Erkenntnis- und Lernbarrieren Macht- und Verteilungsinteressen entgegen. Günstige Überlebenschancen haben demnach Konzepte, die zu den etablierten Strukturen passen und bei denen Kosten und Gewinne Individuen und Einrichtungen zugeordnet werden bzw. „Waren“ definiert und getauscht werden können. Insbesondere bei strukturellen Maßnahmen zur Gesundheitsförderung und Prävention, die den gesellschaftlich größten Nutzen aufweisen, ist dies nicht der Fall.

Zweitens existieren Unter-, Über- und Fehlversorgung nebeneinander und mindern die Qualität der medizinischen Versorgung (Sachverständigenrat

Die Tageszeitung
junge welt

¡No al Plan Colombia!
Solidaritätsveranstaltung

22. Juni 2002
12.30 Uhr

Audimax
Humboldt-Uni Berlin

2001). Es bedarf einer größeren Transparenz, der Leistungserbringer wie Ärzte und Krankenhäuser und die Pharmaindustrie im Fall von Unter- und Fehlversorgung allerdings kritisch bis ablehnend gegenüberstehen, um ihren Ruf zu schützen und keine Patienten zu verlieren. Im Fall der Überversorgung kommt das Interesse an zusätzlichen Einnahmen hinzu.

Drittens ist die medizinische Versorgung fragmentiert; die Patienten werden außerdem auf ihrem Weg durch das Versorgungssystem nicht ausreichend unterstützt. Die historisch gewachsenen und aus Verteilungskämpfen entstandenen Versorgungsstrukturen werden durch eine Organisation der Interessenvertretungen im Rahmen der Selbstverwaltung stabilisiert, die aus diesen Versorgungsstrukturen hervorgegangen sind. Eine sektorübergreifende Verzahnung bzw. Integration der Versorgung stößt auf den Widerstand der Interessenvertretungen, insofern Ressourcen und damit Einnahmen zugunsten von Leistungserbringern in einem anderen Versorgungssektor verloren zu gehen drohen. Ein Abbau von Überkapazitäten insbesondere in der stationären Versorgung stößt auch auf den Widerstand kommunaler Entscheidungsträger und von Gewerkschaften, die u.a. einen Arbeitsplatzverlust befürchten.

Viertens werden aus diesen Gründen Ressourcen nicht optimal eingesetzt und unnötige Ausgaben verursacht – zu Lasten der Patienten, aber auch der Finanzierungsträger: Versicherte, Unternehmer, Krankenversicherungen, Steuerzahler.

Fünftens dreht sich eine dem Standortwettbewerb untergeordnete Gesundheitspolitik in erheblichem Umfang um die Lohnkosten. So hat die Stabilität der Beitragssätze in den Sozialversicherungen mittlerweile höchste Priorität, insbesondere für die Unternehmerverbände. Auch Versicherte haben ein Interesse an möglichst geringen Beitragssätzen, denen aber ihre Interessen als potentielle Patienten an einer angemessenen Versorgung gegenüber stehen. Für Leistungserbringer bedeuten Maßnahmen zur Ausgabenbegrenzung hingegen drohende Einnahmeverluste. Krankenkassen mit überdurchschnittlich hohen Beitragssätzen sehen sich der Gefahr einer Abwanderung ihrer Versicherten ausgesetzt – u.a. auch zu privaten Krankenversicherungen, die für „gute Risiken“ besonders attraktiv sind.

Sechstens soll das Geschäft mit der Gesundheit im Standortwettbewerb aber auch als Wirtschafts- und Beschäftigungsfaktor genutzt werden. Insbesondere die Export-Absatzchancen pharmazeutischer und medizinisch-technologischer Branchen sollen gefördert werden. Ein heimischer Markt kann die Unternehmen dabei unterstützen. Beschäftigungszuwächse im Gesundheitswesen sollen sich dabei nicht negativ auf die Lohnkostenentwicklung niederschlagen. Das kann neben dem Ausbau eines Niedriglohnssektors auf eine Finanzierung durch die privaten Haushalte jenseits der bisher noch weitgehend paritätischen Finanzierung hinauslaufen (vgl. Sachverständigenrat 1996/97).

II. Gesundheitspolitik unter der rot-grünen Bundesregierung

Das Gesundheitsstrukturgesetz (1992/93) wurde mit dem Anspruch begründet, einen Wettbewerbsrahmen zu schaffen, innerhalb dessen sich das Ge-

sundheitswesen im Spannungsfeld von Ausgabenbegrenzung und Qualitätsverbesserung entwickelt. Seitdem wird die parafiskalische Leistungssteuerung in der Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) schrittweise in eine Steuerung über die Gestaltung der Bedingungen wirtschaftlich konkurrierender Wirtschaftssubjekte überführt (vgl. Rosenbrock 2002: 25). Insbesondere in der Schlussphase der Kohl-Regierung sollte dieser Umbau intensiv vorangetrieben werden. Mit dem Regierungswechsel 1998 veränderte sich dann das vorherrschende gesundheitspolitische Leitbild: Mit der GKV-Gesundheitsreform und den nachfolgenden Gesetzen gewann ein Projekt an Konturen, das die Chance birgt, das deutsche Gesundheitssystem dem Idealbild anzunähern. Das Projekt weist allerdings auch Probleme und Risiken auf. Außerdem stellt sich die Frage nach seiner politischen Nachhaltigkeit unter den Bedingungen zahlreicher und heftiger Konflikte sowie den dominierenden Zielsetzungen einer am Standortwettbewerb ausgerichteten Wirtschafts- und Sozialpolitik – dem Umbau des „welfare state“ zum „workfare state“, der die Gesundheitspolitik bisher noch nicht voll erfasst hat.

Gesundheitspolitischer Paradigmenwandel

In der Kohl-Ära wurde das Solidarsystem in seinen Kernbereichen lange nicht angetastet. Erst in den letzten Jahren richteten sich die gesundheitspolitischen Aktivitäten sehr viel stärker als zuvor an neoliberalen Maximen aus (vgl. Deppe 2000: 150 ff.; Knieps 1999: 10 f.). Damit stellte man insbesondere das Solidaritätsprinzip, letztlich aber das eingangs vorgestellte Idealbild insgesamt in Frage. In der Schlussphase seiner Amtszeit vertrat Bundesgesundheitsminister Seehofer die Auffassung, dass Rationalisierungsreserven in der GKV ausgeschöpft seien und mehr finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt werden müssten – nicht zuletzt mit dem Argument, das Gesundheitswesen als Wirtschafts- und Beschäftigungsfaktor nutzen zu können. Statt der Lohnkosten sollten Patienten stärker belastet werden („drittelparitätische Finanzierung“). Damit verband sich das Anliegen, durch finanzielle Anreize u.a. über die Einführung von Wahlleistungen, Kostenerstattung und Selbstbehalte die Nachfrage der Versicherten nach dem Umfang des Versicherungsschutzes und der Patienten nach Leistungen der medizinischen Versorgung zu beeinflussen. Auf diesem Weg sollte der Wettbewerb zwischen Krankenversicherungen und Leistungserbringern gefördert und die Weiterentwicklung des Gesundheitswesens stimuliert werden.

Die damit einhergehende Aufspaltung des gesetzlichen Leistungskataloges und die Umverteilung finanzieller Belastungen wurden zurecht als Privatisierung des Krankheitsrisikos und Aushöhlung des Solidaritätsprinzips kritisiert. Das Prinzip lief grundsätzlich darauf hinaus, dass sich Gesundheit für das Individuum wieder lohnen und Krankheit bestraft werden sollte (vgl. Eberle 1998: 58). Zu erwarten war, dass finanzielle Barrieren abhängig vom Geldbeutel den Zugang zu Leistungen der medizinischen Versorgung erschweren und sich die Versorgung an den Präferenzen der zahlungskräftigen und -willigen „Kundschaft“ ausrichten würde. Eine am Versorgungsbedarf ausge-

richtete Ressourcenallokation und effiziente Mittelverwendung wären auf diesem Weg nicht gefördert worden. Denn zu den Kernelementen einer an den Prinzipien der Solidarität und Bedarfsgerechtigkeit orientierten sozialen Krankenversicherung gehören ein einheitlicher, alles medizinisch Notwendige umfassender Leistungskatalog und der Zugang zu den erforderlichen Leistungen (vgl. Gerlinger/Lenhardt/Stegmüller 2002: 87).

Dass die SPD und Bündnis 90/Die Grünen bei den Bundestagswahlen Ende September 1998 die Mehrheit der Stimmen erhielten, lag auch daran, dass zahlreiche Wähler neben der Wirtschafts- und Sozialpolitik auch von der liberal-konservativen Gesundheitspolitik tief enttäuscht waren. Die SPD stand mit ihrem Kanzlerkandidaten Schröder und dem Slogan „Innovation und Gerechtigkeit“ für eine andere, solidarischere Form der gesellschaftlichen Modernisierung (vgl. Butterwegge 2002: 8).

Seit dem Regierungswechsel werden gesundheitspolitische Reformen nun tatsächlich wieder stärker damit begründet, dass das bundesdeutsche Gesundheitssystem von dem oben beschriebenen Idealzustand abweicht, statt diesen selber in Frage zu stellen. Die rot-grüne Regierungskoalition hat unter den Bundesgesundheitsministerinnen Fischer und Schmidt mit mehreren Reformen versucht, einen Beitrag zur Annäherung an das Idealbild zu leisten. Die Verbesserung der Versorgungsqualität wurde stärker akzentuiert. Der reformpolitische Ansatz war allerdings ambivalent, da sowohl von deutlichem Bruch als auch von verblüffender Kontinuität geprägt (vgl. Deppe 2000: 190).

In den Anliegen, die Beitragssätze in der gesetzlichen Krankenversicherung und damit die Lohnkosten zu stabilisieren, Wettbewerb im Gesundheitswesen zu fördern und über ökonomische Anreize zu steuern, knüpften Fischer und Schmidt an die Gesundheitspolitik unter Bundesgesundheitsminister Seehofer an. Dennoch wurde zugleich ein anderes Leitbild präsentiert: Die Versicherten sollten als Patienten und nicht als Kunden im Mittelpunkt von Reformen stehen, mit denen ein Wettbewerb über die Wirtschaftlichkeit, insbesondere aber über die Qualität von Versorgungsangeboten ausgetragen werden sollte (vgl. Deppe 2000: 157 ff.; Fischer 1999a: 208 f.; Knieps 1999).

Finanzielle Belastungen für Patienten und ökonomische Anreize bei der Inanspruchnahme medizinischer Leistungen wurden reduziert, das Bekenntnis zu einem einheitlichen Leistungskatalog sowie zum Solidaritätsprinzip bekräftigt. Krankenkassen und Leistungserbringern sollten Anreize für die Optimierung der Versorgung (insbesondere auch chronisch kranker Patienten) und die Ausschöpfung von Rationalisierungsreserven gesetzt werden. Ziel war, die Position der Krankenkassen gegenüber Leistungserbringern zu stärken und den Wettbewerb auf der Anbieterseite zu fördern. Eine Neuregelung der Ausgleichszahlungen zwischen den Krankenkassen soll Anreize setzen, chronisch kranke Versicherte nicht als „schlechte Risiken“ zu betrachten und qualitativ hochwertige Programme für ihre Versorgung anzubieten. Weitere Reformen sind darauf gerichtet, die Integration der medizinischen Versorgung voranzutreiben. Die Krankenkassen erhielten zudem mehr Möglichkeiten, sich in den

Bereichen Prävention und Gesundheitsförderung zu engagieren und Selbsthilfegruppen zu fördern (vgl. Deppe 2000: 157 ff.). Dieses Leitbild hatte bei erheblichen politischen Widerständen über den Gesundheitsministerinnenwechsel von Andrea Fischer zu Ulla Schmidt Bestand (vgl. Schmidt 2001, 2002a).

Chronologie des Ministerinnenwechsels

Die politischen Widerstände im Dschungel der Gesundheitspolitik wurden im Laufe der Legislaturperiode zu reformverzögernden Fallstricken für die grüne Ministerin Fischer und das Bundesgesundheitsministerium. Insbesondere die Interessenverbände der Ärzteschaft und der Pharmaindustrie standen ihrem Kurs aus ökonomischen Interessen öffentlichkeitswirksam entgegen. Die einzelnen Konflikte verschärften sich, ohne dass jedoch eine gemeinsame Front gegen die rot-grüne Gesundheitspolitik entstand. Genau dieses musste aus Sicht der Bundesregierung und des Kanzleramtes unbedingt vermieden werden. Parallel zum „Bündnis für Arbeit“ im Zuge eines korporatistischen, verhandlungsbasierten, vermeintliche neoliberale Sachzwänge akzeptierenden Politikstils der Schröder-Regierung schien ihr auch in der Gesundheitspolitik ein konsensorientierter Kurs angebracht. Das stand hinter dem Ministerinnenwechsel im Jahr 2001 (vgl. Burkhardt 2001).

Der unmittelbare politische Anlass für den Rücktritt Andrea Fischers war zwar die BSE-Krise. Unter der Oberfläche der Tagespolitik war die grüne Ministerin jedoch bereits zuvor immer stärker unter Druck geraten: Sie stand zunehmend zwischen der Ärztelobby und der Pharmaindustrie auf der einen und den Krankenkassen auf der anderen Seite. Ihrer insbesondere von der SPD erwarteten Vermittlungsfunktion konnte sie nicht gerecht werden. Hinzu kam die mangelnde politische Unterstützung aus den eigenen Reihen (vgl. Burkhardt 2002).

Zwar begrüßten die Gewerkschaften und die Spitzenverbände der Krankenkassen die ersten Reformen der neuen Bundesregierung 1998 als Rücknahme von gesundheitspolitischen Grausamkeiten der alten Regierung. Allerdings übten die Arbeitgeberverbände, die Verbände der Pharmazeutischen Industrie, die Kassenärztliche Bundesvereinigung (KBV) und der Spitzenverband der Apotheker von Beginn an Kritik. Die Unternehmer fürchteten Beitragssatzerhöhungen, die mächtige Lobby der Pharmaindustrie protestierte gegen die geplante Positivliste für Arzneimittel. Die Ärzteverbände schreckten vor allem die sektoralen Budgets und die drohenden Regressforderungen bei einer Überschreitung des Arzneimittelbudgets.

Die Beitragssatzstabilität war ein sensibler Punkt. Gesundheitsministerin Fischer rechnete noch im März 2000 mit stabilen Krankenkassenbeiträgen (FAZ, 4.3.2000). Jedoch schloß die GKV das Jahr 1999 mit einem Defizit in Höhe von 900 Mio. DM ab und es mehrten sich die Stimmen, nach denen sich die grüne Ministerin in den gesundheitspolitischen Konfliktlinien verheddere.

Als die Ärzteschaft immer massiver gegen die Gesundheitspolitik Fischers mobilisierte, starteten Politiker der SPD Gespräche mit Ärztevertretern, ohne Fischer hinzuzuziehen. Bundeskanzler Schröder rügte den Vorstoß Fischers, nicht

berufstätige Ehegatten nur noch beitragsfrei mitzuversichern, wenn sie Kinder erziehen oder Angehörige pflegen, sowie Miet- und Aktiengewinne mit Kassenbeiträgen zu belasten, und erklärte, es gäbe keine derartigen Pläne der Bundesregierung (FAZ, 7.4.2000). Aus den Reihen von SPD und Grünen wurde die Frage laut, warum ein falsches Signal zur falschen Zeit erfolge und warum sich die bereits umstrittene Ministerin freiwillig zur Zielscheibe mache (FR, 13.4.2000). Der Druck auf die Ministerin erhöhte sich Mitte 2000, als Krankenkassen und Ärzte gegen die Arzneipreisreform mobil machten und die Krankenkassen Beitragssatzanhebungen für das Jahr 2001 ankündigten (FR, 27.6.2000).

Die grüne Ministerin geriet zunehmend auch innerhalb der eigenen Partei unter Druck. Anfang November wurde ein Grundsatzpapier der Grünen publik, in welchem u.a. eine Ausweitung des Beitragszahlerkreises und die Förderung wettbewerblicher Strukturen gefordert wurden. Vorgeschlagen wurde, alles „Überflüssige“ im Leistungskatalog zu streichen und Wahlangebote oberhalb der Standardsicherung anzubieten.

Im Dezember machten die Kassenärzte wiederum gegen die Budgetierung Front, die KBV kündigte weitere Kampfmaßnahmen an und gegen Ende des Jahres 2000 streikten die Ärzte. Aber die Regierung erklärte, sie bleibe bei den Arzneibudgets (FAZ, 8.12.2000). Fischer erläuterte, das Problem sei nicht der Geldmangel im Gesundheitswesen, sondern die falsche Verteilung. Die Konflikte verschärften sich: Der Vorsitzende der KBV plante für den 18. Januar 2001 ein Gespräch mit Bundeskanzler Schröder, an dem auch der Präsident der Bundesärztekammer teilnehmen wollte. Ziel sollte sein, Schröder von der Notwendigkeit einer grundlegenden Reform des Gesundheitswesens zu überzeugen (FAZ, 22.12.2000). Seitens der KBV und der Ärztekammer wurde zu den parteiübergreifenden Konsensgesprächen am Runden Tisch aufgerufen. Sowohl die Regierung als auch die Opposition registrierten offensichtlich, dass die Gesundheitspolitik zum Wahlkampfthema werden könne.

Zwar wurde im Dezember gemeldet, dass die Krankenkassen wider Erwarten auf schwarze Zahlen zusteueren und dass Fischer vorerst mit stabilen Beiträgen rechnen konnte (FR, 1.12.2000). Zu diesem Zeitpunkt verschärften sich allerdings die Konflikte mit der Ärzteschaft weiter. Die KBV ließ die Budget-Gespräche mit den Spitzenverbänden platzen (FR, 14.12.2000). In der FAZ wurde gar der „Krieg der Ärzte“ kommentiert und über das dramatisch verschlechterte Verhältnis Fischers zur KBV berichtet: Die Budgets könnten in Zukunft nicht verteidigt werden (FAZ, 15.12.2000). Fischer hingegen wollte die KBV zu den Budget-Gesprächen zwingen und dachte über eine Einschränkung der kassenärztlichen Selbstverwaltung nach (ebd.).

Nachdem Andrea Fischer auch aus der eigenen Partei wegen ihres angeblich zu laxen Krisenmanagements in der BSE-Politik kritisiert wurde und sich die Angriffe auf das Bundesgesundheitsministerium häuften, wurde am 10. Januar 2001 ihr Rücktritt gemeldet. Die Ministerin erklärte, im Zuge der BSE-Krise sei ihre Position so geschwächt worden, dass sie auch in der Gesundheitspolitik nicht mehr wirken könne.

In einer politisch-strategischen Situation, in der für die SPD angesichts der stärker aufbrechenden Konflikte absehbar wurde, dass die Gesundheitspolitik noch vor den Bundestagswahlen zum öffentlichen Kampffeld werden könne, fiel die Entscheidung für einen konsensorientierten und „kommunikativen“ Vermittlungskurs. Im Januar 2001 wurde Ulla Schmidt (SPD) als neue Bundesgesundheitsministerin präsentiert (Burkhardt 2002: 73).

Der erste Eindruck, dass Schmidt zunächst vornehmlich mit der Aufgabe betraut war, bis zu den Bundestagswahlen die Gemüter zu beruhigen, Interessenkonflikte zu dämpfen und konfliktreiche Probleme auf die Zeit nach den Bundestagswahlen 2002 zu verschieben, war zwar nicht falsch. Dennoch setzte sie die unter Fischer auf den Weg gebrachte Gesundheitspolitik fort.

Konfliktlinien nach dem Ministerinnenwechsel

Unter der rot-grünen Bundesregierung änderte sich zwar das gesundheitspolitische Leitbild und es wurden wichtige Weichenstellungen vorgenommen. Allerdings konnte mit dem Gesundheitsreformgesetz 2000 nur ein Torso des ursprünglichen Reformvorhabens realisiert werden (Hülsmeier 2000: 2). Man räumte weiteren Reformbedarf ein, der – nach wie vor – die Themen Finanzierung, Leistungskatalog, Steuerung der Versorgung und Reorganisation des Wettbewerbs umfasste (vgl. Auf schmalem Grat 2001: 7). Insbesondere das Scheitern der Einführung eines Globalbudgets, das mit der Fortschreibung sektoraler Budgets beantwortet wurde, erwies sich als problematisch und führte zu harten Konflikten um das Arzneimittelbudget.

Gleich nach Schmidts Amtsantritt meldete sich die KBV mit der Forderung nach Entgegenkommen bei den Budgets für Arzneien: „Die Budgets müssen weg“ (FAZ, 17.1.2001). Schröder und Schmidt versprachen nach einem Gespräch mit der KBV-Spitze, darüber nachzudenken, ob die Budgetregelungen noch vor der nächsten Bundestagswahl geändert würden (FR, 19.1.2001). Sie könnten möglicherweise durch Richtgrößen ersetzt werden – eine Idee, welche die KBV begrüßte. Im Februar 2001 rückte Schmidt von der Kollektivhaftung der Kassenärzte ab und erklärte, Richtgrößen für einzelne Vertragsärzte zu prüfen (FAZ, 2.2.2001). Eine der Hauptforderungen der Kassenärzte sollte so erfüllt werden. Im März wurde der Verzicht der neuen Ministerin auf den Regress der Ärzte für 1999 und 2000 bekannt gegeben (FR, 8.3.2001).

Die Ministerin wandte sich mit dieser Entscheidung gegen die Gutachter aus den eigenen Reihen. Es wurde damit der Eindruck erweckt, dass es Ulla Schmidts wichtigster Auftrag war, für „Ruhe in den Wartezimmern“ zu sorgen – koste es was es wolle. Dennoch wurden im Jahr 2001 mit der Aut-idem-Regelung, der Reform des Risikostrukturausgleichs und dem Gesetz zur Einführung eines diagnoseorientierten Fallpauschalensystems im Krankenhaus weitere für das rot-grüne Projekt der laufenden Legislaturperiode wichtige, aber auch konfliktreiche Gesetzesvorhaben verfolgt (vgl. Schmidt 2002, 4 ff.).

Aut-idem-Regelung

Mit der Aut-idem-Regelung verfolgte das Ministerium das Ziel die Arzneimittelkosten zu senken. Zwar hob die Regierung erst die kostendämpfende Budgetierung bei Arzneimitteln auf, um jedoch nunmehr – u.a. nach einem Anstieg der Ausgaben für Medikamente um elf Prozent im ersten Halbjahr 2001 – mit „Aut idem“ die Apotheken dazu verpflichten zu wollen, ein jeweils kostengünstiges, wirkstoffgleiches Medikament auszugeben, wenn nicht der – letztlich weiterhin entscheidende – Arzt auf der Verschreibung eines bestimmten Medikamentes besteht. Gegen diese Pläne richtete sich der heftige Protest der Pharmalobby, die um ihre zum Teil extrem hohen Profitspannen bangte. Nach einem Spitzentreffen des Kanzlers mit Vertretern der Pharmaindustrie im November zog die Bundesregierung dann einen Gesetzentwurf zurück, in dem die Hersteller patentgeschützter Arzneimittel zu einem vierprozentigen Preisabschlag 2002 und 2003 verpflichtet werden sollten – mit diesem Geschenk entlastete man die Arzneimittelhersteller um 560 Millionen DM. Die Krankenkassen kritisierten dies als Ablaßhandel, der den Druck auf die Beitragssätze erhöhe.

Risikostrukturausgleich

Es hatte sich gezeigt, dass die Konstruktion des mit dem Gesundheitsstrukturgesetz (1992) eingeführten Risikostrukturausgleichs nicht in der Lage war, Unterschiede in der Risikostruktur der Versicherten der verschiedenen Krankenkassen ausreichend auszugleichen und Krankenkassenwechsler-Bewegungen zu einer weiteren Entmischung der Risikostruktur führten (vgl. Bundestags-Drucksache 14/5681). Die Reform des Risikostrukturausgleichs (RSA) sollte einen primär über die Beitragssätze ausgetragenen Krankenkassenwettbewerb um junge und überdurchschnittlich gesunde Versicherte beenden und Anreize für einen Wettbewerb setzen, der die Versorgung chronisch kranker Patienten verbessert. Die Krankenkassen erhalten demnächst über den RSA Ausgleichszahlungen für Versicherte, die als chronisch kranke Patienten in Disease Management-Programme (DMP; strukturierte, richtlinienbasierte Behandlungsprogramme) eingeschrieben sind. Perspektivisch soll dann der Risikostrukturausgleich morbiditätsorientiert, d.h. gemäß dem Gesundheitszustand der Versicherten bzw. der mit diesem verbundenen Ausgaben, erfolgen.

Mit der RSA-Reform sollen einer auf die Risikostruktur der Versicherten zurückzuführenden Ausweitung von Beitragssatzdifferenzen entgegengewirkt und Anreize geschaffen werden, dass Krankenkassen DMP anbieten und ihre Konkurrenz auch über dieses Angebot austragen. Mit den DMP verband sich auch die Hoffnung, die Integration von Versorgungssektoren zu fördern.

Kritisiert wurde die Reform u.a. von den Betriebskrankenkassen (BKK). Sie gehörten häufig zu den Gewinnern des „alten“ Wettbewerbs und befürchteten, nun mehr in den Risikostrukturausgleich einzahlen zu müssen. Aus verschiedenen Krankenkassen-Verbänden wurde davor gewarnt, dass mit der Umverteilung im Rahmen von DMP Anreize für „quick and dirty“ Programme ge-

setzt worden seien: Die Krankenkassen hätten ein finanzielles Interesse, möglichst schnell möglichst viele Versicherte in möglichst günstige Programme einzuschreiben. Die Kritik der Ärzteschaft richtet sich gegen einen zu starken Einfluss von Krankenkassen auf die Entwicklung von Behandlungsleitlinien, die DMP zugrundegelegt werden sollen. Sie befürchten einen Autonomie- und Einnahmeverlust. Die Kassenärztlichen Vereinigungen (KV) sorgen sich, dass Krankenkassen an ihnen vorbei Verträge mit Gruppen von Leistungserbringern abschließen könnten und ihr Verhandlungsmonopol damit ein Ende findet.

Fallpauschalensystem für die stationäre Versorgung

Ein weiteres wichtiges Gesetzvorhaben ist auf die Einführung eines diagnosebezogenen Fallpauschalensystems im Krankenhaus gerichtet (dazu kritisch Simon 2002). Mit der umfassenden Einführung von Fallpauschalen sollen die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass Krankenhäuser über ihre ökonomische Leistungsfähigkeit miteinander in Wettbewerb treten und ihre Effizienz erhöhen. Die Hoffnungen richten sich auch darauf, Kapazitäten zu reduzieren und mit den Fallpauschalen bzw. ihrer Ausgestaltung Anreize für die sektorübergreifende Verzahnung der Versorgung zu setzen. Konflikte in der Ausgestaltung des Fallpauschalensystems sind auf die unterschiedliche Ausgangssituation der Krankenhäuser und die Interessen der Bundesländer an einer flächendeckenden Versorgung zurückzuführen, bei denen es auch um Arbeitsplätze geht.

III. Risiken des aktuellen gesundheitspolitischen Projekts

Das rot-grüne Reformprojekt weist zum einen neben Chancen verschiedene Probleme sowie Risiken auf, und die Ergebnisse der konfliktreichen Umsetzung sind offen, wie im Folgenden an einigen Beispielen dargelegt wird. Zum anderen stellt sich die Frage, wie das Spannungsfeld von Ausgabenbegrenzung und Qualität nach den Bundestagswahlen bewertet und bearbeitet wird (vgl. Gerlinger 2001, 2001a).

Steuerung durch Wettbewerb

Ein zentrales Problem betrifft die Steuerung: Die Einführung des Wettbewerbs sollte die politisch-administrative Steuerung vereinfachen. Dieses Ziel wurde jedoch nicht erreicht. Gesundheitspolitische Steuerung setzt – insbesondere unter Wettbewerbsbedingungen – ein Ausmaß an detaillierter Kontrolle und Regulierung voraus, das über die Existenz eines ordnungspolitischen Rahmens hinausgeht (vgl. Gerlinger 2002a). Marktwettbewerb begünstigt Innovationen und erhöht die betriebswirtschaftliche Effizienz – er ist jedoch auf Umsatzmaximierung, Wachstum und die Befriedigung individueller Bedürfnisse ausgerichtet. Auch einer am medizinischen Bedarf und an Gleichheit ausgerichteten Allokation knapper Ressourcen mit dem Ziel, den individuellen Zugang zu einer angemessenen medizinischen Versorgung zu

gewährleisten und mit dem gesellschaftlichen Nutzen zu verbinden, steht der Marktwettbewerb entgegen. Was medizinisch notwendig ist, ist so immer eine politische Grenzziehung und bedarf der politischen und administrativen Regulierung (vgl. Deppe 2002; Rosenbrock 2002).

Der Gesetzgeber hat bisher auf die Selbstverwaltung gebaut und u.a. auf der Bundesebene mit dem *Koordinierungsausschuss* und dem *Ausschuss Krankenhäuser* neben dem *Bundesausschuss Ärzte und Krankenkassen* neue Gremien geschaffen, die sich mit der Weiterentwicklung des gesetzlichen Leistungskatalogs, der Qualität der medizinischen Versorgung und ihrer Verzahnung beschäftigen sollen. Dass sich Konkurrenten ihre Wettbewerbsregeln selber geben, hat sich jedoch als äußerst schwierig erwiesen. Zur Zeit sind alle wettbewerbsrelevanten Felder – die Einführung der Integrationsversorgung nach den §§ 140a SGB V, von DMP, des diagnoseorientierten Fallpauschalensystems im Krankenhaussektor – von Konflikten geprägt, die einen Umbau der Versorgungsstrukturen erschweren (vgl. Michelsen 2002).

Während Bundesgesundheitsministerin Schmidt an der Selbstverwaltung festhält, allerdings den Druck auf diese erhöht und die Bewältigung übertragener Aufgaben unter Androhung staatlicher Interventionen einfordert, empfehlen SPD-nahe Wissenschaftler, dass der Gesetzgeber und neutrale Einrichtungen den Wettbewerbsrahmen ohne die Selbstverwaltung definieren. Der Staat soll sich aus der bürokratischen Steuerung zurückziehen, sich auf Verbraucherschutz und die Qualitätssicherung konzentrieren (vgl. Eckpunkte für eine ... 2002; Glaeske u.a. 2001). Wie dies „von außen“ geschehen, unerwünschte Entwicklungen entdeckt und beseitigt werden sollen, bleibt weitgehend offen. Vorgeschlagen wird, in erheblichem Umfang Steuerungsaufgaben an die Krankenkassen zu delegieren, den Sicherstellungsauftrag den Kassenärztlichen Vereinigungen zu entziehen und den Krankenkassen zu übertragen. Der Kontrahierungszwang sei aufzuheben und Krankenkassen sollen die Möglichkeit bekommen, Verträge mit einzelnen Leistungserbringern abzuschließen (ebd.). Hier stellen sich die Fragen nach der Kontrolle von miteinander konkurrierenden Kassen, deren Möglichkeiten, Leistungserbringer zu kontrollieren, insbesondere aber auch nach der Zukunft einer flächendeckenden stationären Versorgung.

Das Problem liegt – neben den wettbewerbsbedingten Blockaden – darin, dass die Interessenvertretung gemäß den Versorgungsstrukturen und -sektoren organisiert ist, die überwunden werden sollen. Insgesamt knappe Ressourcen und sektorale Budgets verschärfen die intersektoralen Auseinandersetzungen, statt die notwendige Kooperation und eine sektorübergreifende Verzahnung der Versorgung zu fördern. Perspektivisch muss die Repräsentanz von Interessen in der Selbstverwaltung den sich herausbildenden neuen Versorgungsstrukturen angepasst werden, während zugleich die Herausbildung integrierter Versorgungsstrukturen unter den existierenden Interessenkonstellationen äußerst schwierig ist.

Innere Widersprüche des rot-grünen Konzepts

Es stellt sich damit zum einen die Frage, ob bzw. unter welchen strukturellen Voraussetzungen und Akteurskonstellationen sich das rot-grüne Projekt realisieren läßt. Zugleich zeichnen sich auch Probleme ab, die sich mit seiner Realisierung verbinden. Aus dem Zusammenwirken von Krankenkassenwettbewerb, selektiven Verträgen mit Leistungserbringern, Disease-Management-Programmen (DMP) und dem anvisierten Ausbau integrierter Versorgungsstrukturen können sich Zugangsprobleme ergeben. Krankenkassen sollen über besondere Versorgungsangebote um Versicherte konkurrieren. Das setzt ein gewisses Ausmaß an Exklusivität der Versorgungsangebote voraus, die in Anbetracht begrenzter Kapazitäten einzelner Leistungserbringer auch in eine Exklusivität von Versorgungseinrichtungen übergehen kann. Es könnte zu einer neuartigen Fragmentierung von Versorgungsstrukturen kommen. Für Patienten kann das bedeuten, dass ihr Versichertenstatus einer Behandlung in besonders angemessenen Programmen oder nahegelegenen Einrichtungen entgegensteht und ein Krankenkassenwechsel erforderlich wird – aber aufgrund geltender Regelungen frühestens in sechs Wochen, spätestens aber erst in 18 Monaten möglich ist. Für Krankenkassen und vertraglich eingebundene Leistungserbringer existieren keine Anreize, Versicherte oder Patienten über Behandlungsalternativen der Konkurrenz zu informieren. Eine wünschenswerte regionale Verzahnung von Versorgungsstrukturen wird durch eine nicht regionalisierte Krankenkassenstruktur erschwert und der Krankenkassenwettbewerb wirkt einer breiten Kooperation vor Ort entgegen.

Zu bedenken sind auch mögliche Folgen eines Nebeneinanders von DMP und Regelversorgung (vgl. Stillfried 2000, 2000a). Die Entgelte im Rahmen von DMP sollen den durchschnittlichen Behandlungsaufwand der eingeschriebenen Patienten decken. Die aufgewendeten Mittel werden aus den budgetierten Mitteln für die Regelversorgung herausgerechnet, wobei sich das Budget nicht primär aus dem Behandlungsbedarf errechnet, sondern an der Beitragssatzstabilität orientiert. Zu erwarten ist, dass Ressourcen von der Versorgung akut (und auch chronisch) kranker Patienten in der Regelversorgung zugunsten von Patienten in DMP umgeschichtet werden. Dies käme einer „weichen“ Umsetzung des Vorschlags gleich, die Behandlung von „Bagatellerkrankungen“ aus dem gesetzlichen Leistungskatalog zu streichen. Außerdem ist es denkbar, dass im Rahmen einer Integrationsversorgung und von DMP Risikoselektion betrieben wird. Eine Gruppe von Leistungsanbietern mit überdurchschnittlich „gesunden“ chronisch kranken Patienten kann mit einer Krankenversicherung einen für beide Seiten günstigen Vertrag aushandeln, wobei ein Teil der Einsparungen der Krankenkassen an die in diesen Versorgungsstrukturen versorgten Versicherten als Bonus bzw. Beitragssatzreduzierung weitergegeben werden kann. Die drei beteiligten Parteien wären Gewinner, aber zu Lasten anderer bzw. auch des GKV-Gesamthaushalts.

Letztlich erhöhen Zugangsbarrieren und von der GKV nicht finanzierte aber von den Patienten (z.T. auf ärztliches Anraten) nachgefragte Leistungen An-

reize zum Abschluss einer (privaten) Zusatzversicherung. Auch die gegenwärtigen Bedingungen der Weiterentwicklung des gesetzlichen Leistungskataloges können in diese Richtung wirken. Derzeit wird in Institutionen der gemeinsamen Selbstverwaltung über die Aufnahme einer Leistung entscheidenden. Die ökonomischen Rahmenbedingungen setzen den Akteuren aber Anreize, die Entscheidungen möglichst restriktiv zu handhaben (vgl. Urban 2001). Bei Budgets haben Leistungserbringer kein Interesse, zusätzliche Leistungen aufzunehmen. Gleiches gilt für Krankenkassen ohne finanziellen Spielraum, während es für Krankenkassen mit Spielraum im Wettbewerb attraktiv ist, sich Voraussetzungen für ein besonderes Leistungsangebot zu verschaffen. Eine zu restriktive Ausgrenzung von Leistungen und damit einhergehende Anreize für eine private Zusatzversicherung sind aber nichts anderes als eine durch die Hintertür eingeführte Aufspaltung des einheitlichen Leistungskataloges in Grund- und zusätzliche Wahlleistungen, die das Solidaritätsprinzip gefährden.

An diesem und der paritätischen Finanzierung soll auf sozialdemokratischer Linie aber gerade festgehalten werden. Das schließt allerdings eine partielle Neudefinition des Solidaritätsprinzips sowie eine Relativierung der paritätischen Finanzierung nicht aus. Das wird z.B. in Vorschlägen deutlich, neben Löhnen und Gehältern auch andere Einkommensarten zu berücksichtigen oder „versicherungsfremde Leistungen“ aus dem Bereich der Familienpolitik der Steuerfinanzierung zu überantworten (vgl. Eckpunkte für eine ... 2002). Auch diesmal handelt es sich um die „weiche“ Variante einer ansonsten politisch abgelehnten Forderung: den Arbeitgeberanteil an der Finanzierung der Beitragssätze zu reduzieren bzw. festzuschreiben.

Schließlich wird als Anliegen hervorgehoben, die Position des Versicherten und Patienten zu stärken und eine am Leitbild des „mündigen Bürgers“ ausgerichtete „solidarische Wettbewerbsordnung“ zu realisieren. Aber die Stellung der Versicherten und Patienten hängt in erheblichem Umfang (neben dem individuellen Risiko, das sie für Krankenkassen und Leistungserbringer darstellen) von Konkurrenzbedingungen, finanziellen Spielräumen sowie Anreizen ab. Budgetierungen und auf Mengenbegrenzung gerichtete Entgeltsysteme mit Fall- und Kopfpauschalen sind keine günstigen Voraussetzungen. Auch die Auswirkungen evidenzbasierter Richtlinien bzw. von DMP, die schon einmal positiv als Rückkehr zum Leitgedanken der Schulmedizin betrachtet und als „Industrialisierung der Medizin“ bezeichnet werden (vgl. Häussler/Glaeske/Gothe 2001), bleiben abzuwarten. Es werden bereits Sanktionsmöglichkeiten gegenüber Patienten gefordert, die sich ärztlichen Anordnungen nicht fügen.

Die offenen Fragen des rot-grünen Projekts werden vor den Wahlen nicht mehr beantwortet. Möglicherweise werden nach den Wahlen jedoch ganz andere, sehr viel radikalere Antworten auf gesundheitspolitische Problemlagen gegeben.

Demontage der GKV nach den Bundestagswahlen?

Bisher kam es zu keiner „Kostenexplosion“ in der GKV (vgl. Schirmer 2002). Dass sich die Beitragssätze zwischen 1975 und 2001 von 10,5 auf 14 Prozent erhöhten, ist vor allem auf den parallelen Rückgang der Lohnquote von 74 auf 65 Prozent zurückzuführen (Gerlinger/Lenhardt/Stegmüller 2002: 99). Auch in Zukunft werden weder der demographische Wandel noch der medizinisch-technische Fortschritt zwangsläufig zu dramatischen Ausgabensteigerungen der GKV führen (vgl. Kühn 2001). Dennoch ist die finanzielle Lage der Krankenkassen angespannt und der gesundheitspolitische Handlungsdruck ergibt sich in großem Umfang aus der Bedeutung, die Fragen der Finanzierung und Ausgabenbegrenzung beigemessen wird. Demgegenüber treffen Versuche, einen Wandel der Versorgungsstrukturen voranzutreiben, die Qualität zu erhöhen und Rationalisierungsreserven zu erschließen, auf den Widerstand einer in den zu reorganisierenden Versorgungsstrukturen verankerten verbandlichen Interessenvertretung, auf konkurrenzbestimmte Interessenkonstellationen und einen unter den Bedingungen knapper Mittel scharfen Kampf um den Budgetkuchen.

Für 2003, nach den Bundestagswahlen, wurde von der rot-grünen Regierung bereits eine neue „große“ Gesundheitsreform angekündigt. Damit zeichnen sich unabhängig von einem nicht ausgeschlossenen Regierungswechsel möglicherweise weitreichende Veränderungen ab. Insbesondere die Frage nach dem Umfang und der Finanzierung des Leistungskataloges der Gesetzlichen Krankenversicherung wird ein Schlüsselthema sein (vgl. Gerlinger/Lenhardt/Stegmüller 2002: 89). Der Erhalt des gemeinsamen und einheitlichen Leistungskatalogs ist aber schließlich entscheidend für den zukünftigen Charakter des deutschen Gesundheitssystems (vgl. Rosenbrock 2002: 25).

Die CDU fordert – ebenso wie die Unternehmensverbände – die Privatisierung der Krankenbehandlungskosten und tritt für die Aufspaltung in Grund- und Wahlleistungen, für Kostenerstattung, Selbstbehalt und Bonussysteme ein. Die FDP fordert zusätzlich die Auszahlung der Arbeitgeberbeiträge. Während die PDS bisher am eindeutigsten für einen einheitlichen Leistungskatalog eintritt, überwiegen auch bei Bündnis 90/Die Grünen Vorschläge, den Leistungskatalog zu durchforsten, den Beitragszahlerkreis auszuweiten, die Pflichtgrenze anzuheben und weiterhin wettbewerbliche Strukturen im Gesundheitswesen zu fördern.

Ulla Schmidt hat bisher Forderungen nach einer Aufspaltung des Leistungskataloges immer wieder eine deutliche Absage erteilt. Sie will den Stellungsauftrag nicht den Krankenkassen überantworten und am Kollektivvertragssystem festhalten (FAZ, 24.2.2002; Schmidt 2002a). Von SPD-Politikern, in Papieren aus dem Kanzleramt und dem Wirtschaftsministerium sowie von SPD-nahen Wissenschaftlern sind aber auch von Schmidts angekündigten Zielsetzungen (und voneinander) abweichende Positionen vertreten worden. Insofern stellen sich im Hinblick auf Schmidts Ankündigungen Fragen nach dem wahlkampfstrategischen Kalkül der SPD, ihrer generellen sozi-

alpolitischen Ausrichtung und der Stellung von Schmidt in der Partei. Es ist so durchaus angemessen, in Erwägung zu ziehen, dass es nach den Bundestagswahlen zu einer umfassenden Reform kommen kann, die auf einen Systemwechsel der GKV hinausläuft (vgl. Gerlinger 2001).

Umso wichtiger ist der Einfluss, den z.B. die Gewerkschaften (vgl. Derwein 2002, Kreuger 2002, Schmitthenner/Urban 2002), Wohlfahrtsverbände oder Bewegungen wie ATTAC mit ihrem Eintreten für ein solidarisches Gesundheitssystem und die Grundprinzipien der GKV ausüben können. Die Geschichte der GKV begann 1881, als sie von einem autoritären Regime als Bestandteil einer gegen die Arbeiterbewegung gerichteten Strategie ins Leben gerufen wurde (vgl. Rosenbrock 2002: 26). Seitdem ist es – bei zahlreichen Unzulänglichkeiten – gelungen, in einem gesellschaftlichen Teilbereich den Zielsetzungen Gleichheit und Solidarität ein erhebliches Stück näher zu kommen und ein relativ stabiles und auch im Kern modernes System zu errichten (vgl. ebd.), das organisch weiterentwickelt und nicht demontiert werden sollte. „Der gesellschaftliche Umgang mit Krankheit und Gesundheit, seine Nähe und Ferne zu Solidarität und sozialer Gerechtigkeit“ ist ein sensibler Maßstab für das Ausmaß gesellschaftlicher Ungleichheit und als solcher geeignet, gesellschaftliche Machtstrukturen zu entlarven, zu kritisieren und anzugreifen (vgl. Deppe 2000: 258). Dementsprechend vorsichtig wurden bisher selbst kleinere Einschnitte in sozialstaatliche Regelungen vorgenommen, dementsprechend konfliktreich verliefen die Auseinandersetzungen um größere.

Entscheidend für die Zukunft der GKV ist die Zustimmung der Wähler zum Solidaritätsprinzip. Sie ist bisher hoch ausgefallen. Für die Zukunft ist allerdings zu bedenken, dass mit unter den Stichworten „Markt“ und „Wettbewerb“ eingeführten Reformen und der damit einhergehenden Aushöhlung des Solidaritätsprinzips die materiellen Grundlagen ökonomistischer Deutungsmuster geschaffen werden, die als Problemwahrnehmungen bzw. -lösungsvorschläge die Demontage von Grundprinzipien der GKV voranzutreiben drohen. Das in der politischen Konsequenz fast beliebig auslegbare Bild des Homo Oeconomicus (vgl. Reiners 2002: 42) wurde – auch mit gesundheitspolitischen Reformen – in wachsendem Umfang gesellschaftlichen Institutionen eingeschrieben und ideologisch legitimiert. Wenn der Ökonomisierung des Umgangs mit Gesundheit und Krankheit nicht Grenzen gesetzt werden, wird die Gesellschaft immer stärker nach den Modellen neoliberaler Ökonomen und ihrer Auftraggeber gestaltet. Je mehr es ihnen gelingt, die Welt nach ihren Modellen zu gestalten, desto mehr gewinnen auch ihre theoretischen Annahmen und Prämissen insofern an Erklärungskraft, als die Voraussetzungen dafür geschaffen wurden. Dagegen sollte mobilisiert werden – auch und gerade in der Gesundheitspolitik, die einen der Kernbestandteile des Sozialstaates betrifft. Eine zeitgemäße Anpassung des Gesundheitswesens ist organisierbar und finanzierbar, ohne die sozialen Errungenschaften aufzugeben. Das Menschenrecht Gesundheit muss ebenso wie die Ziele soziale Gerechtigkeit und Solidarität ein Kernbestandteil des europäischen Sozialmodells sein.

Literatur

- Auf schmalem Grat (2001); in: AOK Bundesverband (2001): Damit die Balance stimmt. Solidarität im Wettbewerb. Bilanz 2000/2001, 6-7
- Bundestags-Drucksache 14/5681 (2001): Bericht der Bundesregierung über die Untersuchung zu den Wirkungen des Risikostrukturausgleichs in der gesetzlichen Krankenversicherung
- Burkhardt, Wolfram (2001): Der Ministerwechsel im Bundesgesundheitsministerium 2001. Arbeitspapiere aus der Abteilung für medizinische Soziologie, Arbeitspapier Nr. 20, Frankfurt
- Burkhardt, Wolfram (2002): Politisches Kampffeld Gesundheitspolitik 2000-2002. Der Ministerinnenwechsel im Bundesgesundheitsministerium und die Folgen; in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2002), 56-73
- Butterwegge, Christoph (2002): Neokorporatismus oder Neoliberalismus in Rot-Grün? Bilanz der Sozialpolitik seit 1998, in: Z, Nr. 49, März 2002, S. 8-21
- Deppe, Hans-Ulrich (2000): Zur sozialen Anatomie des Gesundheitssystems, Neoliberalismus und Gesundheitspolitik in Deutschland, Frankfurt
- Deppe, Hans-Ulrich (2002): Kommerzialisierung oder Solidarität? Zur grundlegenden Orientierung von Gesundheitspolitik, in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2002), S. 10-23
- Deppe, Hans-Ulrich/ Burkhardt, Wolfram (Hrsg.) (2002): Solidarische Gesundheitspolitik, Hamburg
- Derwein, Ulla (2002): Unser Gesundheitssystem – Solidarisch finanziert. Alternativen von ver.di; in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2001), S. 180-187
- Eberle, Gudrun (1998): Die Entwicklung der GKV zum heutigen Stand; in: Sozialer Fortschritt, 47. Jg. (1998) H. 3, S. 53-58
- Eckpunkte für eine neue Gesundheitspolitik (2002), Vorgelegt zur Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung, Gesprächskreis Arbeit und Soziales, „Gesundheitssysteme im internationalen Vergleich“ am 11. April in Berlin
- Fischer (1999): Die Eckpunkte zur Gesundheitsreform 2000; in: Wirtschaftsdienst, 79. Jg. (1999), H. 4, S. 207-209
- Gerlinger, Thomas (2001): Die Gesetzliche Krankenversicherung vor dem Systemwechsel? Gesundheitspolitik am Scheideweg; in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 46. Jg. (2001) H. 3, S. 345-355
- Gerlinger, Thomas (2001a): Gesundheitspolitische Dilemmata, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 46. Jg. (2001) H. 8, S. 920-923
- Gerlinger, Thomas (2002): Vom korporatistischen zum wettbewerblichen Ordnungsmodell? Über Kontinuität und Wandel politischer Steuerung im Gesundheitswesen; WZ Berlin/Arbeitsgruppe Public Health, im Erscheinen
- Gerlinger, Thomas/ Lenhardt, Uwe/ Stegmüller, Klaus (2002): Kontroversen um den Leistungskatalog der Gesetzlichen Krankenversicherung, in: Deppe/ Burkhardt (Hrsg.) (2002), S. 87-103
- Glaeske, Gerd/Lauterbach, Karl W./Rürup, Bert/Wasem, Jürgen (2001): Weichenstellungen für die Zukunft – Elemente einer neuen Gesundheitspolitik. Vorgelegt zur Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung „Mittel- und langfristige Gestaltung des deutschen Gesundheitswesens“ am 5. Dezember 2001 in Berlin
- Häussler, Bertram/Glaeske, Gerd/Gothe, Holger (2001): Disease-Management in der GKV – Konzept und Durchführung; in: Arbeit und Sozialpolitik, 55. Jg. (2001) H. 9/10, S. 30-37
- Hülsmeier, Christian (2000): Richtfest auf der Reformbaustelle. GKV-Gesundheitsreformgesetz im Überblick; in: Soziale Sicherheit, 49. Jg. (2000) H. 1, S. 2-5
- Knieps, Franz (1999): Der Spitzentanz im Haifischbecken. Die Diskussion um Reformen im Ge-

- sundheitswesen im Widerstreit von unterschiedlichen Politikansätzen und organisierten Interessen; in: *Arbeit und Sozialpolitik*, 53. Jg. (1999) H. 1-2, S. 10-19
- Kreuger, Kerstin (2002): Gesundheitsreform 2003 – Gesundheit für alle!; in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2002), 171-179
- Kühn, Hagen (2001): Finanzierbarkeit der gesetzlichen Krankenversicherung und das Instrument der Budgetierung; WZ Berlin/Arbeitsgruppe Public Health, P01-204, Berlin
- Kühn, Hagen/Rosenbrock, Rolf (1994): Präventionspolitik und Gesundheitswissenschaften. Eine Problemskizze; in: Rosenbrock/Kühn/Köhler (Hrsg.) (1994), S. 39 ff.
- Michelsen, Kai (2002): Blockade oder Stabilisierungsfaktor? Die Selbstverwaltung in der Kritik; in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2002), S. 104-115
- Rosenbrock, Rolf (2002): Kann die soziale Krankenversicherung in der Marktgesellschaft überleben; in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2002), S. 24-35
- Rosenbrock, Rolf/Kühn, Hagen/Köhler, Barbara Maria (Hrsg.) (1994): Präventionspolitik. Gesellschaftliche Strategien der Gesundheitssicherung, Berlin
- Sachverständigenrat für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen (1996/97): Sondergutachten des Sachverständigenrates für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen 1996. Gesundheitswesen in Deutschland. Kostenfaktor und Zukunftsbranche. Bd. I: Demographie, Morbidität, Wirtschaftlichkeitsreserven und Beschäftigung; Baden Baden. Bd. II: Fortschritt und Wachstumsmärkte, Finanzierung und Vergütung, Baden Baden
- Sachverständigenrat für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen (2001): Gutachten des Sachverständigenrates für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen. Bedarfsgerechtigkeit und Wirtschaftlichkeit. Bd. I: Zielbildung, Prävention, Nutzerorientierung und Partizipation, Deutscher Bundestag, Drucksache 14/5660
- Schirmer, Dominik (2002): Mythen, Ideologien und „Geheimoperationen“. Die Gesundheitspolitik der Bundesregierung; in: *isw-report* Nr. 48, S. 18-23
- Schmidt, Ulla (2001): Runder Tisch im Gesundheitswesen; in: *Soziale Sicherheit*, 50. Jg. (2001) H. 5, S. 145
- Schmidt, Ulla (2002): Optimale Versorgung auf der Basis des Solidarsystems; in: *Soziale Sicherheit*, 51. Jg. (2002) H. 1, S. 2-6
- Schmid, Ulla (2002a): Leitlinien sozialdemokratischer Gesundheitspolitik. Rede von Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt auf der Veranstaltung „Gesundheitssysteme im internationalen Vergleich“ der Friedrich-Ebert-Stiftung am 11. April 2002 in Berlin; Bundesministerium für Gesundheit, Pressemitteilung Nr. 40 v. 11. April 2002
- Schmitthenner, Horst/Urban, Hans-Jürgen (2002): Für mehr Qualität und Solidarität im Gesundheitssystem, Positionen der IG Metall zur Gesundheitsreform; in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2002), S. 188-199
- Simon, Michael (2002): Das neue DRG-Fallpauschalensystem für Krankenhäuser. Kritische Anmerkungen zum Konzept einer „Steuerung über den Preis“; in: Deppe/Burkhardt (Hrsg.) (2002), S. 145-158
- Stillfried, Dominik v. (2000): Integrationsversorgung: Innovationspotentiale und Risiken; in: *Sozialer Fortschritt*, 49. Jg. (2000) H. 8/9, S. 175-184
- Stillfried, Dominik v. (2000a): Das Versichertenrisiko als Verteilungskriterium knapper Ressourcen in der GKV; in: *Arbeit und Sozialpolitik*, 54. Jg. (2000) H. 9/10, S. 24-33
- Urban, Hans-Jürgen (2001): „Den im Dunkeln sieht man nicht ...“. Der Bundesausschuss der Ärzte und Krankenkassen und die Kostendämpfungspolitik im Gesundheitswesen; in: *Jahrbuch für kritische Medizin* 35 (2001): Leitlinien, Berlin, S. 45-71

Karl Unger

Globalisierung, Imperialismus und revolutionäres Subjekt

Anmerkungen zur Diskussion der italienischen Linken

Der Schock über den Wahlsieg Berlusconi im Mai vergangenen Jahres war bei der italienischen Linken groß, lähmte sie aber nur für kurze Zeit. Seine Tiefe rührte weniger aus dem Umstand, daß nunmehr die Rechte an den politischen Schalthebeln sitzt, sondern viel mehr aus der Tatsache, daß offenbar das einstmals von der PCI organisierte linke Milieu nun auch bei den Wahlen verschwunden scheint. Doch weil Bewegung fast alles ist, eröffneten sich wenige Wochen später mit den Demonstrationen der Globalisierungsgegner in Genua neue Perspektiven. Es war ein für die Linke unerwartetes Ereignis, dessen psychologischen Stellenwert auch für die theoretische Diskussion nicht zu unterschätzen ist, wie Bellofiore deutlich macht: „Wahrscheinlich hat keiner von uns eine Bewegung dieser Größenordnung, dieser Reichhaltigkeit, dieser Dialogfähigkeit und dieser parteiübergreifenden Universalität erwartet, wo sich von Neuem neue Sensibilität zeigte, die zudem die Arbeitswelt nicht aus-, sondern einschloß“ (Bellofiore, 72). Auch der 11. September hat auf diese Bewegung vergleichsweise wenig demoralisierend gewirkt. Sie hat vielmehr wesentlich zur Organisation der beiden europaweit größten Friedensdemonstrationen beigetragen, an denen sich im Herbst jeweils 250.000 Menschen beteiligten. Aus der Sicht der marxistischen Linken bilanzierte Rossana Rossanda dieses kritische Jahr 2001 so: „Es existierte also ein militantes Bewußtsein, das sich aber nicht unter der roten Fahne formierte, sondern auf den Ruf von ‚no-global‘ und den Pazifisten hörte. Somit waren es die ‚no-globals‘, die der Politik wieder Atem einhauchten“ (Rossanda, 58). Für die PRC (Partito della Rifondazione Comunista) hatte Fausto Bertinotti bereits kurz nach den Wahlen in einer Rede die Bedeutung der Antiglobalisierungsbewegung betont (Bertinotti 2001, 89ff) und der V. Parteitag Anfang April hat ihr in seinen Thesen eine zentrale Bedeutung im antikapitalistischen Kampf zugewiesen. Die italienische Diskussion um die Globalisierung und die Bewegung dagegen ist aus zwei Gründen von besonderem Interesse: *Erstens* ist auf der Apenninenhalbinsel „no global“, die „Bewegung der Bewegungen“ (Bertinotti), im Gegensatz zum restlichen Europa (Frankreich ausgenommen) eine reale politische Kraft und *zweitens* hat die Diskussion der Thesen die grundlegenden theoretischen Divergenzen bei der Analyse der gegenwärtigen Phase des Kapitalismus deutlich gemacht, samt den unterschiedlichen Konsequenzen für die Praxis.

„No global“ und „neuer Kapitalismus“

Unbestritten ist in der Diskussion, daß es sich bei der unter verschiedenen Namen firmierenden und aus unterschiedlichsten Organisationen bestehenden

Bewegung gegen die Globalisierung um eines der wichtigsten politischen und sozialen Phänomene der letzten Jahre handelt. Sie hat nicht nur die Jugend, d.h. eine neue Generation, dazu gebracht, gegen die Ungerechtigkeit in der Welt zu kämpfen, sondern damit auch die Herrschenden in Schwierigkeiten gebracht, ihre neoliberale Politik konsequent umzusetzen und völkerrechtlich zu sanktionieren. „No global“ ist es zudem gelungen, in der öffentlichen Meinung ein Bewußtsein über die negativen Konsequenzen dieser Entwicklung zu schaffen, vor allem was die Probleme der sozialen Gerechtigkeit auf Weltebene und die Zerstörung der Umwelt betrifft.

Die entscheidende Frage jedoch ist, ob diese Bewegung eine Perspektive für die Veränderung Italiens hat. Und das bestreiten ihre Kritiker aus mehreren Gründen. *Erstens* verweisen sie auf die heterogene soziale Zusammensetzung von „no global“, die sich signifikant von der letzten großen spontanen Bewegung, der von 1968/69 unterscheidet. Diese hatte in Italien wesentliche Veränderungen in den Arbeits- und Lebensbedingungen bewirkt, weil sie vor allem von Arbeitern und Studenten getragen wurde, deren Lage und Bewußtsein durch die fordistische Massenproduktion und die Massenuniversität geprägt waren. *Zweitens* machen sie darauf aufmerksam, daß „no global“ Globalisierung mit Neoliberalismus gleichsetzt. Abgesehen davon, daß die protektionistischen Barrieren der hochindustrialisierten Länder gegen die Dritte Welt offenbar gar nicht gesehen werden, zielen die Forderungen lediglich darauf, daß sich die Wirtschaftspolitik von den Rezepten Milton Friedmans und seiner Chicago-Boys verabschiedet und die Nationalstaaten wieder stärker regulierend in das sozialökonomische Geschehen eingreifen sollen. Damit wird die kapitalistische Ordnung als solche nicht in Frage gestellt, was auch nicht erstaunt, da sich die Kritik von „no global“ auf die Zirkulationssphäre konzentriert (wobei die moralische Verwerflichkeit des Drogen-, Menschen- und Organhandels hervorgehoben wird, aber dessen ökonomischer Stellenwert und die systemimmanente Tendenz zur Kriminalisierung der Weltwirtschaft nicht erkannt wird) und die Produktionssphäre nur in ihren extremen Auswüchsen (z.B. Kinderarbeit) erfaßt. *Drittens* halten sie den von Teilen der Bewegung propagierten lokalen Ausstieg aus dem Kapitalismus für eine proudhonistische Illusion. Die reformistischen Utopien sowie die philanthropischen und pazifistischen Arglosigkeiten bestimmen die zwar medial spektakulären, aber für einen gesellschaftlichen Veränderungsprozeß kurzatmigen Aktionsformen. Die von den „no global“-Intellektuellen, die moderierend die öffentliche Meinung gestalten wollen, propagierte Gewaltfreiheit und die Randalen des „schwarzen Blocks“ sind nur die beiden Seiten der gleichen Medaille.

Und schließlich fehlt bei der Kritik auch nicht der Hinweis, daß durch die „Entdeckung“ und Propagierung immer neuer Konfliktfelder (Umwelt, Geschlecht, Rasse, Religion etc.) der Klassenkonflikt zunehmend obsolet erscheint, obwohl doch die Unternehmer durch ihre vom Staat unterstützte Praxis (Liberalisierung des Arbeitsrechts, prekäre Arbeitsverhältnisse, Scheinselbstständigkeit etc.) dessen Bedeutung deutlich machen. Diese Kritik, die sich

im wesentlichen auf traditionelle marxistische Argumentationsmuster stützt, ist ihrerseits in den Thesen der PRC einer Kritik unterzogen worden.

Ausgangspunkt ist „die Veränderung im Wertschöpfungsprozeß des Kapitals“, die unter anderem durch den Prozeß der Monetarisierung, der direkten und indirekten Ausbeutung der nicht-materiellen Arbeit, sowie der direkten Subsumtion der Ausbeutung der Umwelt und der Natur in den kapitalistischen Produktionsprozeß gekennzeichnet ist. Auch wenn es zutreffend ist, daß „der kapitalistische Akkumulationsprozeß seit Anbeginn einen transnationalen Charakter hatte“, haben heute die „Zentralisations- und Konzentrationsprozesse einen übernationalen Charakter ohne Beispiel erreicht“. Das hat zur „Krise des Nationalstaates“ geführt und deshalb können „die heutigen und zukünftigen Konflikte nicht als Widersprüche zwischen den Hauptmächten interpretiert werden“. Sie führen auch weniger zu Auseinandersetzungen, da sie eher bereinigt werden, „zum Schutz des Systems insgesamt, dem sich die 'no global'-Bewegung entgegenstellt“. Entstanden als „eine spezifische Protestbewegung“, haben sich die „Seattle-People“ rasch auf „globaler Ebene“ entfaltet, „d.h. auf der Ebene der Entwicklung des Kapitals“. „No global“ hat nicht nur „die konkreten Mechanismen der Macht, die die Unsicherheit im globalen Maßstab schafft, sichtbar gemacht“, sondern auch „dem Gegner ein Gesicht und einen Namen gegeben“. Letzterer lautet Weltbank-IWF-OECD-WTO. Angesichts dieser substantiellen Vereinheitlichung der Kommandogewalt des Kapitals „erscheint der klassische Imperialismusbegriff nicht mehr adäquat um die aktuelle Phase der kapitalistischen Entwicklung zu charakterisieren“ und es wäre „völlig abwegig die internationalen Gegensätze und Konflikte zwischen den Staaten als innerimperialistische zu betrachten“ (These 5, 14, 22, 23 zit.n. Cavallaro, 59).

Globalisierung, Imperialismus, Empire

In „Le monde diplomatique“, dem wohl renommiertesten Organ der Globalisierungsgegner, wurden in den letzten Jahren unterschiedliche Phänomene als wesentlich für die gegenwärtige Entwicklung hervorgehoben. Da war die Vorstellung der Globalisierung als eines umfassenden Prozesses, der die Produktion, die Finanz- und Warenmärkte sowie den Arbeitsmarkt gleichmäßig erfaßt. Dann gab es die Vision einer in erster Linie von der Suche nach billiger Arbeitskraft getriebenen globalen Ausbreitung des Kapitals, mit der unvermeidlichen Auswirkung, daß sich in den hochindustrialisierten Staaten die Arbeitsbedingungen insgesamt verschlechtern. In der „new economy“ sahen einige die Grundlage einer Wissensgesellschaft, die zu einer strukturellen Beschleunigung des Produktivitätswachstums sowie zu einem bisher nicht gekannten Ausmaß der Mehrwertproduktion führt, und die in sich stabil und immun gegen jegliche Überproduktionskrise ist. Aus dem Zusammenspiel von Globalisierung und „new economy“ meinte man schließlich die Konstituierung eines Empire ohne Zentrum ableiten zu können. Doch diese sich teilweise auch widersprechenden Thesen sind von der ökonomischen und politischen Entwicklung seit Ende 2000 in der Realität widerlegt worden. Bellofiore macht das an einem Beispiel deutlich: „Die unzweifelhaft bedeutsame Globa-

lisierung der Finanzmärkte war Vehikel einer Konzentration und nicht einer Ausbreitung des Kapitalflusses. Die ausländischen Direktinvestitionen haben sich auf die hochentwickelten Staaten, vornehmlich die USA konzentriert. Diese Konzentration der ‚globalen Finanzen‘ hat den USA nicht nur erlaubt, diesen Mechanismus Börsenblase-Konsumrausch-Investitionsboom zu konstruieren, der auf einer klar definierten Geld- und Wechselkurspolitik (und außerdem einer ebensolchen Industrie- und Rüstungspolitik) beruht; sie hat den USA über die realen Effekte dieser Dynamik, die nur dem äußeren Schein nach eine eigene war, auch die Stärke und den Vorrang zurückgegeben ... Ein System also mit einem gut sichtbaren Zentrum“ (Bellofiore, 73).

Zum gleichen Ergebnis kommt auch Cavallaro, der auf Historiker wie Arrighi und Hobsbawm sowie Ökonomen wie Stiglitz und Sen verweist, die darin übereinstimmen, daß das, was allgemein mit dem Begriff Globalisierung belegt wird, die „materielle Basis“ unserer Existenz ist, aber der politische und juristische „Überbau“ nach wie vor nationalstaatlichen Charakter hat. Mit direktem Bezug auf die Thesen fügt er hinzu: „Ich möchte auch daran erinnern, daß es nicht wahr ist, daß ‚die Prozesse der kapitalistischen Zentralisation und Konzentration einen übernationalen Charakter ohne Beispiel‘ angenommen haben, da sie in ihrer quantitativen Dimension denen vor 1913 entsprechen; und daß es auch nicht wahr ist, daß die USA den ‚Motor des Globalisierungsprozesses‘ und der ‚Konstruktion der Herrschaftsinstrumente einer unipolaren und oligarchischen Welt‘ darstellen. Sie sind vielmehr der prinzipielle Gegner eines global governance. Es erscheint zumindest unüberlegt, ‚das Ende des Imperialismus‘ in einem Moment zu proklamieren, in dem der Weltmarkt bei flüchtiger Betrachtung als ‚multipolar‘ erscheinen kann, aber auf Basis der empirischen Daten als in Form einer Pyramide strukturiert angesehen werden muß, an deren Spitze der Imperialismus der stars and stripes steht“ (Cavallaro, 61).

Die Globalisierung ist ohne Zweifel ein objektives Phänomen. Die Schwierigkeit liegt offenbar darin, dieses nicht mit seiner aktuellen konkreten Form, der neoliberalen Politik, zu identifizieren. Wenn Globalisierung aber der Name für die Form ist, dann hat Labica recht, daß sie nur eine neue Wendung des Imperialismus darstellt. Sie entspricht den Kriterien der Leninschen Definition, und ihre außergewöhnliche Dynamik erklärt sich durch die Kombination dreier Phänomene: 1. der Herrschaft des spekulativen Finanzkapitals, 2. der technologischen Revolution in der Informations- und Kommunikationstechnik und 3. dem Zusammenbruch der realsozialistischen Staaten (Labica, 88). Die modische Forderung einer Rückbesinnung auf Marx (d.h. auf die Ausführungen zum Weltmarkt im „Manifest“, in den „Grundrissen“ und im „Kapital“) muß in diesem Zusammenhang als Versuch interpretiert werden, die Leninsche Theorie insgesamt zumindest als veraltet abzustempeln. Trotz aller Veränderungen seit den Zeiten von Marx wird aber der Kapitalismus bekanntlich weiterhin als Kapitalismus bezeichnet, nicht zuletzt deswegen, weil damit ausgedrückt werden soll, daß die grundlegenden Widersprüche immer noch existieren. Weshalb also den Imperialismus nicht Imperialismus nennen, wenn

dessen zentralen Strukturen nach wie vor die Realität bestimmen? Hinzu kommt, wie Sorini bemerkt, ein politisch-psychologisches Element: „Seit fast hundert Jahren, noch vor der Oktoberrevolution, war Imperialismus eine jener analytischen Kategorien die, auch auf der symbolischen Ebene, für die Identität einer kommunistischen und revolutionären Bewegung charakteristisch waren“ (Sorini, 2).

Die Rolle der Arbeit

Parallel mit der Globalisierung gingen strukturelle Veränderungen in der Produktion einher, die ebenfalls Auswirkungen auf die Frage haben, welche Bedeutung „no global“ für die Transformation der bestehenden Gesellschaftsordnung zukommt bzw. wer das revolutionäre Subjekt bildet. In der aktuellen Diskussion lassen sich drei unterschiedliche Positionen ausmachen. Die PRC geht davon aus, daß auch im Postfordismus die Ausbeutung das bestimmende Moment in der Beziehung der Klassen zueinander ist. Wesentliches Kennzeichen der gegenwärtigen Phase ist die Arbeit ohne Ende, die aber nicht homogen und in lokaler Konzentration realisiert wird, sondern fragmentiert und geografisch zerstreut. Die Arbeitsverträge müssen immer mehr individuell ausgehandelt werden, was die Zunahme prekärer und unsicherer Arbeitsverhältnisse zur Folge hat, die in Krisenzeiten relativ schneller als früher zu Massenarbeitslosigkeit führen. Der Postfordismus hat weniger die zentrale Bedeutung der materiellen Produktion zum Verschwinden gebracht, als vielmehr die Solidarität unter den abhängig Beschäftigten. Und das hat natürlich Auswirkungen auf die kommunistische Bewegung selbst, die sich von der Sozialdemokratie immer dadurch unterschied, daß sie ihre organisatorischen Wurzeln dort hat, wo der Konflikt Kapital-Arbeit unmittelbar ist, im Betrieb.

Bertinotti hat deshalb die Analyse der Veränderungen in der Arbeitswelt als eine Frage von Leben und Tod für die PRC bezeichnet: „Ich glaube, daß das Problem der Beziehung zwischen der traditionellen Arbeiterklasse und den neuen Realitäten der Arbeitswelt vergleichbar ist mit jenem zwischen Facharbeitern und ungelernten in der Vergangenheit. Vielleicht ist es sogar noch größer durch die Art und Weise, in der es sich mit der Fragen der Subjektivität und der Geschlechterkultur vermengt. Auch gilt es, die Beziehungen zu untersuchen, die sich zwischen der tatsächlichen Arbeitszeit, in der der Mehrwert produziert wird, und der Fähigkeit des Kapitals herausbilden und tendenziell stabilisieren, dem Markt und der Produktion das ganze Leben einer Gesellschaft zu unterwerfen, die nicht das Ende der Arbeit sieht, sondern den Anbruch einer Arbeit ohne Ende“ (Bertinotti 2002, 57).

Die Gegenposition bildet die These vom Ende der Arbeit, die aus den Phänomenen, die die Restrukturierung des Produktionsapparates bestimmen (lokale Diversifikation, Zerlegung des Arbeitsprozesses etc.), auf eine Entmaterialisierung der Wertschöpfung schließt, weil die Arbeit tendenziell in der „sozialen Produktion“ der Gesellschaft insgesamt aufgehen wird. Deshalb „kann die Ausbeutung weder lokalisiert noch quantifiziert werden“. Ihr Objekt ist nicht

mehr eine spezifische produktive Aktivität, sondern die „universale Kapazität zur Produktion, d.h. die abstrakte soziale Tätigkeit“. Diese ist eine „Aktivität ohne Ort“ bzw. „die intellektuelle Energie und die sprachliche Konstruktion sowie die Kommunikation und die Gefühle der Masse der intellektuellen Arbeiter“. Der Nicht-Ort der Produktionsbeziehungen ist besetzt von der „universalen menschlichen Kreativität, einer Synthese aus Freiheit, Sehnsucht und lebendiger Arbeit“ (Hardt/Negri, 262f). Mit dem Übergang vom „Massenarbeiter“ zum „sozialen Produzenten“ verschwindet auch der Klassenkampf. An seine Stelle treten lokale Revolten, soziale Explosionen, ethnische Antagonismen und Aufstände gegen repressive Apparate. Ihr Subjekt ist der universale Nomade, der die Pluralität der Existenz sozusagen auf den Begriff bringt. Sein Haß richtet sich gegen jegliche Disziplin und Autorität (in Fabrik und Familie) sowie die traditionellen gesellschaftlichen Regeln überhaupt. Und im Schoß der bestehenden Gesellschaft sucht er eine neue, die keine stabilen und starren Autoritätsstrukturen hat.

Eine dritte Position knüpft an die Feststellung Rifkins an, daß der Kapitalismus sich heute qualitativ von seinen früheren Phasen unterscheidet, weil er nicht nur eine Macht der Produktion, sondern auch eine des Konsums und der Visionen ist. Entfremdung und Ausbeutung kennzeichnen deshalb auch den Bereich des materiellen und immateriellen Konsums. Daß diese neue Dimension kapitalistischer Herrschaft über das Leben des Individuums neuen Widerstand in unterschiedlichsten Formen hervorruft, liegt auf der Hand. Doch entscheidend ist, wie Gianni meint, daß es deshalb keinen Sinn macht, „den Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit in den Mittelpunkt oder gegen andere Thematiken zu stellen, die die Bewegung (i.e. „no global“, K.U.) animieren und motivieren“ (Gianni, 16). Auch kann es nicht die Aufgabe der Kommunisten sein, von außen Bewußtsein in die Bewegung hineinzutragen: „Das ist nicht deswegen falsch, weil eine politisch strukturierte Kraft, die Bestandteil der Bewegung ist, nicht das Recht hat, Vorschläge und Thesen einzubringen, sondern weil eine solche Konzeption die neuen Prozesse und Bedingungen der Formierung des antagonistischen Bewußtseins im neuen globalisierten Kapitalismus verkennt.“ (Ebd.)

Das revolutionäre Subjekt

Empirische Tatsache ist, daß die Arbeiterklasse zu einem Zeitpunkt, an dem sie ihre größte globale Ausdehnung erfahren hat, nicht die Avantgarde im Kampf für die mögliche bessere Welt darstellt. Warum das so ist, hat vielfältige Ursachen: „Eine Antwort kann die von Huberman und Sweezy sein, die der Komplizenschaft der westlichen Arbeiterklasse bei der Aufteilung der imperialistischen Beute. Ursache können auch die technologischen Veränderungen in der Organisation der Arbeit, sowie das subjektive Erleben der fälschlicherweise atypisch genannten Arbeit sein, oder die Angst, in Zeiten prekärer Arbeitsverhältnisse und massiver Arbeitsplatzvernichtung durch Restrukturierung, Konzentration und Outsourcing den Job überhaupt zu verlieren. Es kann auch die ambivalente Situation des Arbeiters sein, der durch die Pensionsfonds, aber

nicht allein durch sie, zum Aktionär geworden ist. Und es kann der Langzeiteffekt der Implosion des Realsozialismus sein, der für siebzig Jahre zu garantieren schien, daß eine andere Produktionsweise existieren kann“ (Rossanda, 60).

Doch Genua zeigte, daß revolutionäres Bewußtsein existiert – in Abwesenheit von Klassenbewußtsein und von Kämpfen in der Produktionssphäre. Seine Grundlagen sind ethische Normen und die Erfahrung, daß die subjektive Entfaltung des Individuums, die sich in der Pluralität der Lebensstile ausdrückt, immer wieder an Grenzen stößt. Der Kampf, dessen Basis das quasi lebensphilosophische Problem „was bin ich, was könnte ich sein“ ist, berührt aber in keiner Weise die materiellen Grundlagen des kapitalistischen Produktionsprozesses. Deshalb scheint die Frage angebracht, ob es sich nicht um einen Konflikt innerhalb der Bourgeoisie handelt, von denen es in den letzten Jahrhunderten nicht wenige gegeben hat. Die Betonung des Individuums und der subjektiven Werte eliminiert jegliche Idee einer objektiven Rationalität der Wirklichkeit und löst die Geschichte in viele besondere Geschichten von Gruppen, Regionen und letztendlich einzelnen Individuen auf. Solch philosophischer (bzw. sich philosophisch gebender) Irrationalismus ist, was immer auch seine konkrete Gestalt sei, zentraler Bestandteil imperialistischer Ideologie: „Eine seiner wichtigsten sozialen Aufgaben für die reaktionäre Bourgeoisie besteht nämlich darin, den Menschen einen ‚Komfort‘ auf dem Gebiet der Weltanschauung zu bieten, die Illusion einer vollen Freiheit, die Illusion der persönlichen Selbständigkeit, der moralischen und intellektuellen Höherwertigkeit – bei einem Verhalten, das sie in ihren wirklichen Handlungen ununterbrochen mit der reaktionären Bourgeoisie verknüpft, sie ihr bedingungslos dienstbar macht“ (Lukács 1954, 20f). Wenn die kapitalistische Gesellschaft keine organische und strukturierte Totalität mehr ist, sondern ein Abstraktum des atomisierten Marktes, geprägt durch die Multikulturalität und die Differenz der Konsumbürger, dann gibt es weder eine historisch-kollektive Identität, noch existieren, sowohl im Bereich der materiellen Produktion als auch gegenüber den ideologischen, sozialen und repressiven Apparaten des Überbaus, dauerhafte gemeinsame Interessen. Das Veränderungspotential auch der „Bewegung der Bewegungen“ ist, weil diese sich aus Individuen in ihrer Individualität und Differenz zusammensetzt, grundsätzlich begrenzt, „denn das Individuum steht der objektiven Wirklichkeit notwendig als einem Komplex von starren Dingen gegenüber, die es fertig und unverändert vorfindet, denen gegenüber es nur zum subjektiven Urteile der Anerkennung oder der Ablehnung gelangen kann“ (Lukács 1923, 211).

Dies ist sicherlich auch einer der Gründe, warum im vergangenen Jahrhundert keine spontane Massenbewegung siegreich zu Ende gegangen ist. Die fragmentierte Realität fügt sich eben nicht spontan zusammen. Folgt man aber der These Gianni, hat eine kommunistische Partei sich heute zum Bestandteil einer pluralistischen Bewegung zu machen, die vom Bauern Bové bis zum Popsänger Manu Chao und von Subcomandante Marcos bis Johannes Paul II. reicht. So wird aber nicht nur das dialektische Verhältnis von Partei und Bewegung sowie von Organisation und Spontanität in einen Gegensatz verwan-

delt, sondern auch, wie Bellofiore meint, aus Opportunismus dem notwendigen Kampf um die kulturelle Hegemonie ausgewichen: „Man darf nicht vor der eigenen Verantwortung fliehen, auch nicht vor jener, der Bewegung und uns selbst in einem Moment, in dem wir Antiliberalismus mit Antikapitalismus verwechseln, klar zu machen, wie inkonsistent unsere Alternativvorschläge sind. Auch wenn man auf der politischen Ebene ‚pluralistisch‘ sein darf, so führt der Pluralismus auf der Ebene der Analyse, die doch die Orientierung für unsere Aktion liefern muß, zur geistigen Konfusion. Und deshalb muß man deutlich und laut sagen, dass, wer sich einbildet, das Problem heute sei, die kapitalistische Globalisierung zu beschleunigen oder zu bremsen, oder die Alternative bestehe zwischen Arbeit und Gesellschaft, Markt ohne staatliche Regeln und Weltstaatsordnung, Liberalismus und Regulierung, zu unserer Niederlage beiträgt“ (Bellofiore, 75).

Sozialdemokratie, Politik und Staat

Die Hoffnungen, die innerhalb der Linken auf „no global“ ruhen, sind nicht nur den spektakulären Aktionen von Seattle und Genua geschuldet, sondern resultieren in wahrscheinlich viel größerem Maß aus der Bestürzung über den Niedergang der italienischen wie der europäischen Sozialdemokratie. Ihr Versuch, eine gemäßigt neoliberale Politik unter sozialdemokratischem Markenzeichen zu betreiben, ist für sie zum Desaster geworden: Neben Italien verloren die Sozialdemokraten 2001/02 die Regierungsgewalt auch in Österreich, Dänemark, Norwegen und Portugal. Der einzige Wahlsieg kam durch Abstinenz und Mehrheitswahlrecht zustande: Noch nicht einmal ein Viertel der Wahlberechtigten stimmten für die Labour Party und Tony Blair. Und die politischen Perspektiven sind düster: Zum einen ist es die kapitalistische Krise, die jeglichem organischen Reformismus die Basis entzieht. Zum anderen ist die DS (Democratici di Sinistra), und das gilt auch für die anderen europäischen Sozialdemokratien, nicht durch einen Austausch des Führungspersonals zu verändern, da sie vom ‚Bazillus des Craxismus‘ befallen ist. D.h. nicht, daß sie korrupt ist, aber ihr Hauptanliegen ist die Selbstreproduktion der Führungsschicht, was programmierte Karrieren, Seilschaften und politische Landschaftspflege befördert, aber nicht demokratische Beteiligung. Deshalb scheint es logisch, daß sich die Hoffnung auch der Linken auf „no global“ richtet, ist es aber nicht. Denn der Niedergang der DS hat seine Ursache gerade darin, daß sie das eliminiert hat, was sozialdemokratische Parteien in der Vergangenheit ausgezeichnet hat: das Wissen um die zentrale Bedeutung des Widerspruchs zwischen Kapital und Arbeit, so wie das, wenn auch vage Selbstverständnis, eine Partei der Arbeiter zu sein. An dessen Stelle ist eine Ansammlung von gleichrangigen und gleichberechtigten Werten getreten, d.h. die Ideologie der Multikulturalität bestimmt die politische Praxis. Insofern kann man sagen, daß sich DS und „no global“ im wesentlichen in der Kleidung, den Lebensstilen und der aktuellen Wertepreferenz unterscheiden. Dafür spricht auch, daß klügere Sozialdemokraten wie Jospin kein Problem haben, den Geist von Porto Alegre zu beschwören.

Der Stellenwert, den „no global“ für die Linke hat, bestimmt sich auch durch die Einschätzung des Staates. Laut den Thesen verliert die Politik durch die Globalisierung an Bedeutung, weil „die traditionelle moderierende Rolle des Staates, die er in der Verteidigung der kapitalistischen Gesellschaft gehabt hat, dahin tendiert, durch eine ersetzt zu werden, in der er als besserer Garant für die Investitionsmöglichkeiten des internationalen Kapitals und die Schaffung neuer Märkte fungiert“. Aus diesem Funktionswandel folgt, daß die staatliche und institutionelle Ebene, sowie die der Organisationen, keinesfalls gegenüber der Dynamik der sozialen Kräfte, der Bewegungen und des Massenkampfes bevorzugt werden darf. Hinter dieser Feststellung verbirgt sich auch ein politisch-psychologisches Problem, das man als Togliatti-Trauma bezeichnen könnte. Der hatte kurz nach seiner Rückkehr aus dem Exil im Oktober 1944 in „Rinascita“ geschrieben: „Partei neuen Typus ist eine Partei der Arbeiterklasse und des Volkes, die sich nicht allein auf Kritik und Propaganda beschränkt, sondern positiv und konstruktiv in das Leben des Landes eingreift“ (zit. n. Casati, 16). Auf dieser Basis entwickelte die PCI ihre Politik im Kampf um die Rechte der Arbeiter, um die Befreiung der Frau, um die Laisierung und Demokratisierung Italiens. Das positive Ergebnis der Arbeit in den Institutionen war zumindest eine beachtliche und in weiten Teilen des Volkes verankerte „cultura rossa“. Einer solchen Konzeption wohnt jedoch zwangsläufig eine tendenzielle Überschätzung der relativen Bedeutung von Institutionen inne. Aber die bis heute ungeklärte Frage ist, ob diese Strategie die Ursache des Niedergangs der PCI war, oder nicht vielmehr die Tendenz, die sozialen Konflikte, die zwar als Fundament der Demokratie und der Vitalität der Institutionen angesehen wurden, zu moderieren, statt sie auszutragen.

Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob die Behauptung vom Bedeutungsverlust der Politik und die Darstellung des Marktes als authentischen Dirigenten der Gesellschaft nichts anderes sind als eine Camouflage. Im Bereich der Ökonomie ist festzuhalten, daß etwa 40-60% der Bruttoinlandsprodukts der hochindustrialisierten Staaten immer noch von der öffentlichen Hand generiert werden. Und das ist keine unvermeidliche Folge der Globalisierung, sondern das Ergebnis bewußter politischer Entscheidungen. Außerdem sollte nicht vergessen werden, daß die massivsten Angriffe auf die ökonomische Rolle des Staates in den letzten fünfzig Jahren immer von der Rechten gekommen sind. Und deshalb ist der Funktionsverlust des Staates auch so, wie er ist: Während die Liberalisierung, d.h. die Privatisierung der öffentlichen Dienste, des Gesundheitswesens, der Schule etc. vorangetrieben wird, werden gleichzeitig die Arbeitswelt, die Märkte und der Welthandel durch Deregulierungsvorschriften immer mehr reglementiert. Anders ausgedrückt: Die transnationalen Konzerne sind stark, wenn hinter ihnen ein starker Staat steht, der sich gleichzeitig gegenüber der Arbeitswelt schwach, d.h. liberal, gibt. Seit dem 11. September wird von einer „Rückkehr des Staates“ gesprochen. Das ist insofern richtig, als erneut und in größerem Ausmaß sowohl keynesianische Steuerungselemente eingesetzt werden, als auch der Abbau demokratischer Rechte zügiger und offener voranschreitet. Diese Tendenzen aber waren, wie etwa das Wirt-

schaftsprogramm der Bush-Administration belegt, bereits vorher vorhanden, wenn auch teilweise in verdeckter Form, wie in der bewußten Verlagerung von Entscheidungen in die EU-Kommission, die weder demokratisch legitimiert noch kontrolliert ist.

Der Staat ist nach wie vor ein wichtiges Instrument in der Klassenseinsetzung, und das nicht zu sehen, heißt in eine ideologische Falle tappen. Denn ihm „jegliche Effizienz zu bestreiten, ist die Konsequenz eines präzisen politischen Programms“ (Cavallaro, 61), das u.a. darin besteht, aus gesellschaftlichen Einrichtungen wie der Schule oder dem Gesundheitswesen Waren zu machen. Wenn „no global“ auf die Schaffung paralleler Strukturen zielt, die durchaus bemerkenswert sind, so ändert sich damit nichts an den existenten Mechanismen der Macht. Vielmehr tragen der Humanismus und die hehren ethischen Prinzipien insbesondere der NGOs zur Verschleierung der Machtverhältnisse, wenn nicht gar zu einem reibungsloseren Funktionieren des Systems bei. Mit ihrem aktivistischen Einsatz für das, was die herrschende Klasse als Rechtsstaat, Menschenrechte und internationale Rechtsordnung ausgibt, trägt die „Bewegung der Bewegungen“ zur Verfestigung der neoliberalen Ideologie bei. Aber das kann nicht erstaunen, da die weltanschauliche Basis von „no global“ im Grunde der Liberalismus ist, was nicht zuletzt dann deutlich wird, wenn es um die traditionellen staatsbürgerlichen Aktivitäten geht: „Nicht zufällig lehrt die Erfahrung, daß bei Wahlen viele Wortführer und Sympathisanten selbst der fortschrittlichsten Bewegungen kaum bereit sind, eine Kraft, die im öffentlichen Vorurteil als isolierte Minderheit betrachtet wird, zu wählen und die Enthaltung oder die 'nützliche Stimme' vorziehen“ (Chiarante, 56).

Literaturverzeichnis:

Abkürzungen:

E l'ernesto – rivista comunista

ES l'ernesto speciale

R la rivista del manifesto

Bellofiore, Riccardo, Su Rifondazione e sulla Rivista, in: R 22 (11/01), S. 72ff.

Bertinotti, Fausto (2001), Rifondazione Comunista und die italienische Linke nach den Wahlen, in: Z 47 März 2001, S. 89ff.

Bertinotti, Fausto (2002), Le tentazioni dell'ortodossia, in: R 25 (2/02), S. 54ff.

Casati, Bruno, Il Congresso e Togliatti. Il Partito e il movimento, in: E 5/01, S. 13ff.

Cavallaro, Luigi, Sulle Tesi del Prc, in: R 24 (1/02), S. 58ff.

Chiarante, Giuseppe, Il punto debole, in: R 26 (3/02), S. 53ff.

Gianni, Alfonso, Nulla è più come prima, in: ES 4/01, S. 15ff.

Hardt, Michael/Negri, Antonio, Empire, Paris 2000

Labica, Georges, Dall'imperialismo alla globalizzazione, in: E 1/02, S. 86ff.

Lukács, Georg (1923), Geschichte und Klassenbewußtsein, Berlin 1923

Lukács, Georg (1954), Die Zerstörung der Vernunft, Berlin (DDR) 1954

Rossanda, Rossana, La politica della teoria, in: R 25 (2/02), S. 58ff.

Sorini, Fausto, Globalizzazione imperialista, lotta per la pace e scioglimento della Nato, in: ES 6/01, S. 2ff.

Hansgeorg Conert

Neues „Manifest“ oder Mystifikationen?

„Empire“ von Michael Hardt und Antonio Negri

„Ärgerlich“ ist wohl kein angemessenes Wort zur Kennzeichnung einer sachlich anspruchsvollen Analyse. Aber genau diese Emotion löste die Lektüre von Hardt/Negris „Empire“ bei mir aus und ich halte sie auch nach erneuter Überprüfung für gerechtfertigt. In Z Nr. 48 veröffentlichte Jörg Goldberg eine positive, stellenweise fast euphorische Besprechung¹ der französischen Ausgabe. Ich z.B. halte die Marxsche Kapitalanalyse für fruchtbar, bezweifle aber, daß die Autoren dieser gerecht werden. Auf Goldbergs Besprechung werde ich nicht näher eingehen, denn sie ist nicht der primäre Anstoß zu meiner Intervention. Dieser ist vielmehr die jetzt erfolgte deutsche Ausgabe von *Empire*², die erwarten läßt, daß sich nunmehr auch hierzulande eine Diskussion des Buches entwickelt, wie sie bisher in Kreisen der angelsächsischen Linken recht kontrovers stattfand, in Deutschland meines Wissens dagegen so gut wie nicht.

Zunächst ein sehr verkürzter Abriß der thematischen Abfolge der Analyse von Hardt/Negri: Gegenstand der Studie sind Genese, Entwicklung, Widersprüche, Tendenzen und Perspektiven der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Diese allgemeinste Kennzeichnung läßt auf eine Untersuchung in marxistischer Tradition schließen. Das trifft partiell bzw. selektiv zu. Wesentlich ist jedoch, daß sich die Autoren – nicht durchgängig, aber maßgeblich – einer besonderen Begrifflichkeit bedienen, die keineswegs nur nomineller Art ist, sondern eine der Sache, des Gegenstandes. Das *erste Kapitel*, „Die politische Konstitution der Gegenwart“, gibt vor allem eine z.T. in recht abstraktem Sprachduktus erfolgende Einführung und Erläuterung der Hauptkategorien Empire und Biopolitik, Biomacht, biopolitische Produktion. Weiterhin werden politische und gesellschaftliche Formen, Tendenzen und Alternativen innerhalb des *Empire* diskutiert. *Kapitel zwei*, „Phasen und Übergänge von Souveränität“, hat, in sechs Unterkapitel gegliedert, politische Philosophie, politische Ideengeschichte und Geschichte der Staatsgewalt vom 16. bis 18. Jahr-

¹ Zum Beispiel: „Dieses Buch gehört auf den Weihnachtstisch all jener, die die Marxsche Analyse des Kapitalismus für fruchtbar halten.“ („Der Kapitalismus als Weltreich“, Z 48, S. 189-193, hier: S. 189). Ich werde nachfolgend eine Reihe von Eigenarten der Arbeit von Hardt/Negri monieren, die von Goldberg überhaupt nicht angesprochen werden. Diese sind für mich so gewichtig, daß ich zu einem negativen Gesamturteil des Buches gelange, obgleich ich keineswegs leugne, daß in dem Text aus kapitalismuskritischer Sicht viel Richtiges steht (das allerdings oft wenig originell ist). Meine folgende Kritik ist eine exemplarische, keine systematische und umfassende. Zitiert wird nach der englischsprachigen Ausgabe (M. Hardt, A. Negri, Empire, Cambridge/Mass. und London, 2000).

² Die deutschsprachige Ausgabe ist jetzt unter dem Titel „Empire. Die neue Weltordnung“, bei Campus, Frankfurt/M., erschienen (Anm. d. Red.).

hundert zum Gegenstand. Es ist vermutlich Negri, der hier profunde und umfassende philosophische und historische Gelehrtheit demonstriert. Für sich genommen, sind all' diese z.T. umfassenden und detaillierten Ausführungen nicht zu monieren; zu beachten ist jedoch, daß hier ein politizistischer Ansatz der Genese bürgerlicher Gesellschaft ausgeführt wird, der sich vom materialistischen Paradigma Marxens, bei Umwälzungen einer gesellschaftlichen Produktionsweise anzusetzen, unterscheidet. Die Entfaltung der Formen der Staatsmacht, begleitet von politischer Philosophie der Aufklärung und politisch-gesellschaftlichen Rechtfertigungslehren, wird vom Spätfudalismus über den Absolutismus bzw. das ancien régime verfolgt hin zur kolonialen Herrschaft und zur Form nationalstaatlicher Souveränität. Mit der Idee, Ideologie und Realität der Nationalstaatlichkeit setzen sich die Autoren eingehend und kritisch auseinander. Große Sympathie erweisen sie der nordamerikanischen Revolution, in der sie eine reale Chance zum Übergang der Staatsmacht auf die Massen (*multitude*) sehen, die jedoch letztlich nicht realisiert wird. In den kapitalistischen Gesellschaften setzt sich die Form *imperialer Souveränität* durch, die zu der des Empire übergeht.

Kapitel drei, „Verlauf und Übergänge der Produktion“, umfaßt, wieder in sechs Unterkapitel unterteilt, die Hochphase von *Empire*, beginnend etwa zur Zeit des New Deal in den USA. „Produktion“ in der Kapitelüberschrift ist, wie schon zuvor, im Doppelsinne von materieller ökonomischer Produktion und von „biopolitischer Produktion“, Erzeugung von personaler Subjektivitätsform und Gesellschaft, zu verstehen. Die Verhältnisse und Tendenzen in dieser Ära werden in den Unterkapiteln verfolgt im Hinblick auf Staatsgewalt, Staatsfunktionen, Politik, soziale Widersprüche und Konflikte, Handeln der „multitude“ (der Massen), Technologieentwicklung, Arbeitsverhältnisse, Weltordnung usw. Diese Analysen decken sich zum beträchtlichen Teil mit denen anderer Linker und kritischer Soziologen, wobei allerdings Einschätzung und Wertung der Sachverhalte und Tendenzen von der spezifischen Begrifflichkeit der Autoren affiziert werden. Im Schlußkapitel „Niedergang und Ende des Empire“ entwickeln die Autoren Argumente und Begründungen für die in der Überschrift bezeichnete Sichtweise und Prognose.

Meine exemplarische Kritik folgt nicht dem Verlauf der Analyse. Sie ist höchst unvollständig schon deshalb, weil sie z.T. nur durch raumbeanspruchende Zitate verständlich gemacht werden kann.

- Jede (in unserem Fall sozial-)wissenschaftliche Analyse basiert auf einer Theorie, auf einem methodisch begründeten Verständnis ihres Gegenstandes, hier also: der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. In der Untersuchung von Hardt/Negri kommen zahlreiche unterschiedliche philosophische, historische und theoretische Paradigmen zur Sprache und Anwendung, es überwiegen jedoch offensichtlich Anleihen bei der Marxschen Analyse und Kritik kapitalistischer Ökonomie und Gesellschaft sowie bei (vor allem französischen) „postmodernen“ Philosophen und Sozialwissenschaftlern wie Foucault, Deleuze, Guattari u.a. Methodologisch, d.h. bezogen auf die Grundbestimmung

gen der materialistischen Theorie der Gesellschaft, folgen die Autoren Marx allerdings nicht oder allenfalls partiell. Dazu nur ein Beispiel: Am Anfang des ersten Kapitels „Die politische Konstitution der Gegenwart“ gehen Hardt/Negri auf die Gründung der Vereinten Nationen gegen Ende des zweiten Weltkriegs ein. Bekanntlich waren die USA die treibende Kraft, die sich der Zustimmung Großbritanniens und der Beteiligung der UdSSR versichert hatten. Zu erwarten wäre eine Reflexion der Interessenkonstellation der Großmächte gewesen, nicht zuletzt im Hinblick auf Lehren aus der internationalen Politik in den 20er und 30er Jahren. Den Autoren ist allerdings der eingehendere Nachweis wichtiger, daß die präsentierte Vorlage weitgehend einem in der Zwischenkriegszeit von Hans Kelsen erarbeiteten Konzept für eine internationale Ordnung auf völkerrechtlich verbindlicher Grundlage entsprach. Generell ist unverkennbar, daß die Autoren – ich vermute vor allem Negri – die Diskussion aktueller politischer und gesellschaftlicher Phänomene, Institutionen und Prozesse mit Exkursen dazu unterbrechen, wie vergleichbare Sachverhalte, Vorgänge oder Probleme von Denkern der Antike oder des späten Mittelalters erfaßt, beurteilt und behandelt wurden („Wie Thukydides, Livius und Tacitus lehren...“, S. 15). Das ist interessant und lehrreich, methodisch jedoch anfechtbar. So verbietet z.B. die von Marx unter dem Begriff der gesellschaftlichen (oder historischen) *Formbestimmtheit* gefaßte Einsicht, daß Handlungen, Institutionen, Dinge, die äußerlich oder auch funktional identisch *erscheinen*, in dem sozial, historisch oder kulturell *besonderen* Beziehungsgeflecht, in das sie eingebunden sind, andere Wirkungen zeitigen, den Schluß von antiken auf kapitalistische Märkte und umgekehrt.

- Jede ausgearbeitete Theorie bedient sich bestimmter Grundbegriffe, die die wesentlichen Phänomene, Faktoren, Zusammenhänge etc. ihres Gegenstandes mit einem *besonderen* Bedeutungsgehalt ausdrücken. Hardt und Negri bedienen sich neben einer großen Anzahl gängiger sozialwissenschaftlicher Begriffe einer Reihe *spezifischer eigener*, die für ihre Analyse offenkundig zentrale Bedeutung beanspruchen, wie vor allem Empire, Biopolitik bzw. Biomacht, *multitude* (Menschenmenge, Masse) und einige weitere. Außerdem erhalten bei ihnen manche traditionellen Kategorien, wie z.B. Souveränität, eine vom üblichen Gebrauch mehr oder weniger abweichende Bedeutung.

Diese eigene und auch eigenartige Begrifflichkeit scheint anzuzeigen, daß die Autoren eine eigene Theorie entwickeln. Im Ergebnis trifft das m.E. zu, und zwar in Form einer Geschichtsphilosophie, die allerdings nicht systematisch entwickelt und vorgestellt, sondern eher implizit deutlich wird. Und erzielt wird dieses Resultat weniger aufgrund einer neuen Theorie, sondern eher aus dem spezifischen Bedeutungsgehalt einiger Begriffe. Es stellt sich mithin die Frage nach dem Erkenntnisgewinn der Untersuchung und ihrer Lektüre. Ohne Umschweife gesagt: Ich vermag ihn nicht zu erkennen.³ Ich stimme vielen

³ Ohne versteckten Dünkel: Es mag das unzureichendem Rezeptionsvermögen geschuldet sein. Ich lasse mich gern belehren.

Ausführungen, Argumenten und Urteilen der Autoren zu, gewinne dabei aber keine neuen Einsichten. Und umgekehrt: wo ich ihre Sichtweisen und Aussagen für originell halte, stimme ich ihnen nicht zu, weil ich sie für Mystifikationen halte. Dafür später einige Beispiele.

• Zunächst zur Hauptkategorie „Empire“. Einleitend (S. 8ff.) geben die Verfasser einen gelehrten Abriss des Begriffs „Imperium“ und seines Wandels seit der Antike. Daß dieser nicht der derjenigen Kategorie ist, die Hardt/Negri gebrauchen, vermutet man rasch. Eine konzise Definition von „Empire“ im Sinne ihrer Analyse geben die Verfasser nicht, dafür aber über das ganze Buch verteilt einzelne Bestimmungen, insbesondere auf S. 13/14. Für die Herrschaftsform „Empire“ ist das „Modell imperialer Macht“ (oder auch Gewalt, authority) unterscheidendes Merkmal gegenüber der vorausgehenden Phase „kolonialer Macht“ (oder Gewalt). Großenteils sind diese Kennzeichnungen von Empire hoch abstrakt formuliert, wie z.B.: „Dieses imperiale Paradigma ist qualitativ unterschieden von verschiedenen Versuchen in der Übergangsphase, einen Entwurf für eine internationale Ordnung zu fixieren. Während die früheren Übergangsperspektiven die Aufmerksamkeit auf die Legitimationsdynamik konzentrierten, die zu der neuen Ordnung führen sollte, ist es in dem neuen Paradigma so, als wenn die neue Ordnung bereits konstituiert wäre. Die konzeptionelle Untrennbarkeit von Titel und der Ausübung von Macht ist von Beginn an als das effektive a priori des Systems anerkannt. Die unvollständige Entsprechung, oder besser die ständigen zeitlichen und räumlichen Trennungen zwischen der neuen Zentralmacht und dem Anwendungsbereich ihrer Regulation führt nicht zur Krise oder Paralyse, sondern zwingt eher das System, sie (vermutlich die Trennungen, H.C.) zu vermindern oder zu überwinden. Kurz, der Paradigmenwechsel ist bestimmt, zumindest ursprünglich, durch die Anerkennung, daß nur eine etablierte Macht, überdeterminiert im Hinblick auf und relativ autonom gegenüber den souveränen Nationalstaaten, fähig ist, als das Zentrum einer neuen Weltordnung zu fungieren ...“ Oder an ganz anderer Stelle: „Empire kann nur erfaßt werden als eine universelle Republik, ein Netzwerk von Mächten und Gegenmächten, strukturiert in einer grenzenlosen und umfassenden Architektur.“⁴

Schon in diesem Satz zeigt sich eine Eigenart der Ausdrucksweise der Autoren, die ich generell moniere: Abstraktheit mit einem Trend zur Mystifizierung. Dagegen läßt sich das wesentliche von dem, was sie unter „Empire“ verstehen, knapp so ausdrücken: Empire bezeichnet keinen Staat, er bezieht sich z.B. nicht auf die USA. Es geht vielmehr um eine *Form von Herrschaft*, die als heute global dominierende verstanden wird. Im Unterschied zu der ihr bei Hardt/Negri vorausgehenden Form kolonialer Souveränität⁵ ist die imperiale Souveränität des *Empire* eine *apersonale*. Es ist die Macht der Netzwer-

⁴ Hardt/Negri, a.a.O., S. 14/15 u. 166. Diese wie die folgenden Übersetzungen von mir, H.C.

⁵ Bei Hardt/Negri hat „Souveränität“ die Bedeutung der Gesamtheit staatlicher Macht- und Gewaltmittel

ke, der transnationalen Konzerne, der Imperative von Profit, Akkumulation, Expansion. Das Empire artikuliert sich nicht durch Personen, sondern durch die ökonomischen, politischen, sozialen und anderen *Wirkungen*, die es erzeugt. Die Kennzeichnung des Empire durch apersonale Herrschaft trifft sich mit dem gleichen Verständnis von Marx: im entwickelten Kapitalismus ist für ihn die Grundlage von Herrschaft weder ein Königstitel noch die Position eines Staatspräsidenten, eine Regierung oder eine Oligarchie; die Exekution von Herrschaft ist vielmehr eingelassen in die Funktionsgesetze der Mehrwertproduktion und -akkumulation, deren monetäre und soziale Resultate über Existenzbedingungen und Lebenschancen entscheiden. Aber auf diese Quelle rekurrieren die Autoren nicht.

• Ein zentrales Moment der Herrschaftsform Empire ist das, was Hardt/Negri mit M. Foucault als „Biopolitik“ oder *biopolitische Macht* bezeichnen: die Konditionierung der psychischen und emotionalen Persönlichkeitsstruktur der sozialen Individuen durch die Verarbeitungs- und Verinnerlichungsweisen der Bedingungen und Zwänge abhängiger Arbeit, normierten Alltags und entfremdeter Gesellschaft. Die so erzeugte Depravierung von Personalität ist sicher ein wesentliches Merkmal der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften der Gegenwart, das dem bürgerlichen Denken nicht zugänglich ist und auch von großen Teilen der einstigen Linken negiert wurde. Nachdem jedoch die Kritische Theorie der sogenannten Frankfurter Schule in den 30er und 40er Jahren diesem psychosozialen Phänomen theoretische und empirische Studien widmete und dieses Thema erneut im Gefolge der 68er Bewegung aufgegriffen wurde, Debatten auslöste und eine beträchtliche Zahl von Publikationen hervorbrachte, kann die berechnete Bedeutung, die diese Problematik bei Hardt/Negri erhält, schwerlich Originalität beanspruchen. So konstatierte Marx lange vor Foucault und anderen Postmodernen: „Im Fortgang der kapitalistischen Produktion entwickelt sich eine Arbeiterklasse, die aus Erziehung, Tradition, Gewohnheit die Anforderungen jener Produktionsweise als selbstverständliche Naturgesetze anerkennt. [...] ... der stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse besiegelt die Herrschaft des Kapitals über den Arbeiter.“⁶

Was vermerkt Marx hier anderes als das, was bei Foucault *Biomacht* heißt?

• Wie bereits festgestellt, steht die Arbeit von Hardt/Negri als Analyse der Entwicklungsformen und -phasen kapitalistischer Herrschaft, Politik und Ökonomie durchaus nicht außerhalb der linken gesellschafts- und ökonomiekritischen Tradition. Mehr oder weniger teilt sie methodisch, thematisch und argumentativ Ansätze, Sichtweisen, Interpretationen und Resultate der Marxschen und marxistischen Analyse und Kritik, jene der Kritischen Theorie der „Frankfurter Schule“, des Fordismus-Paradigmas, des Anarchismus und anderer linker Richtungen. Wenn heute diese fundamentalkritischen Gesell-

⁶ Marx, K.: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Band 1, in: MEW Bd. 23, Berlin (DDR) 1972, 765.

schaftsanalysen in den vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Diskursen noch randständiger sind als schon zuvor, so ist das weniger gesicherter Widerlegung der Analysen als offenkundiger Ferne von Chancen geschuldet, die politisch-gesellschaftlichen *Konsequenzen der Kritik* in Form grundlegender Veränderungen von Strukturen, Institutionen und Funktionsweisen zu realisieren. Die m.E. verständliche Verunsicherung vieler einstiger Linker findet sich bei Hardt/Negri kaum. Ihre optimistischere Sicht wird – ein zentraler Aspekt meiner Kritik – allerdings nicht überzeugend begründet, sondern formuliert, konstruiert und rhetorisch dekretiert.

Die Unbestimmtheit beginnt mit dem Subjekt der praktischen, verändernden Kritik, der *multitude*. Diese, die Menge oder Masse, tritt als revolutionäres Subjekt an die Stelle des klassentheoretisch definierten Proletariats tradierten marxistischen Verständnisses.⁷ Dessen Begründung konnte sich in den letzten Dezennien des 19. und in den ersten des 20. Jahrhunderts auf empirisch und theoretisch gehaltvolle Argumente stützen; der Rekurs der Autoren auf politische und allgemeine Philosophiegeschichte ist ideengeschichtlich korrekt, überzeugt aber nicht analytisch: „Die Art von Geld, auf dessen Notwendigkeit Machiavelli besteht, mag faktisch in der Produktivität der Masse wohnen, des unmittelbaren Akteurs der biopolitischen Produktion und Reproduktion. Die Art der Waffen, um die es hier geht, mögen in den Fähigkeiten der Massen enthalten sein, mit ihrer eigenen produktiven Kraft die parasitäre Ordnung der postmodernen Herrschaft zu sabotieren und zu zerstören. Heute sollte ein Manifest, ein politischer Diskurs, die Erfüllung einer spinozistischen Funktion anstreben, die Funktion des immanenten Bedürfnisses, das die Massen organisiert.“ (Hardt/Negri, a.a.O., S. 65/66)

Die *multitude*, die Menge, erhält bei Hardt/Negri keine konkretere Bestimmung als, in der Berufung auf Hobbes, die Abgrenzung gegenüber dem Volk: „Endlich ist es für den Staat, und besonders für den monarchischen, von größtem Nachteil, daß man nicht genügend das Volk von der bloßen Menge unterscheidet. Das Volk ist eine Einheit mit *einem* Willen und ist *einer* Handlung fähig; all das kann von einer Menge nicht gesagt werden.“⁸

Es ist mithin nicht das Volk, das nach Hobbes fähig ist, einen gemeinsamen Willen zu artikulieren und dessen Durchsetzung zu befördern, sondern die amorphe Menge, die die geballte wirtschaftliche und politische Macht des Kapitals herauszufordern vermag: „Die Formierung der Menge ausgebeuteter und unterworfenen Produzenten kann klarer im Kontext der Geschichte der Revolutionen des 20. Jahrhunderts gelesen werden. Zwischen den kommunistischen Revolutionen von 1917 und 1949, den großen antifaschistischen

⁷ Daß diese traditionelle Bestimmung des Subjektes gesellschaftlicher Umgestaltung heute unzureichend ist und erheblicher Modifizierungen und Präzisierungen bedarf, ist mir bewußt; muß hier aber nicht ausgeführt werden.

⁸ Zitiert bei Hardt/Negri S. 103. Übersetzung hier nach: Thomas Hobbes: *Lehre vom Menschen, Lehre vom Bürger*, zweiter und dritter Teil, Leipzig 1949 (Felix Meiner), S. 201. Markierungen im Original.

Kämpfen der 1930er und 1940er Jahre und den zahllosen Freiheitskämpfen der 1960er hin zu 1989 wurden die Bedingungen der Bürgerschaft der Menge geboren, verbreitet und gefestigt. Weit davon, besiegt zu werden, trieb jede der Revolutionen des 20. Jahrhunderts die Bedingungen des Klassenkonflikts voran und verwandelte sie in Bedingungen einer neuen politischen Subjektivität, eine aufständische Menge gegen imperiale Macht. [...] Wenn die *multitude* arbeitet, erzeugt und reproduziert sie autonom die gesamte Lebenswelt.“ (Hardt/Negri, a.a.O., S. 394/95)

Passagen dieser Art, wie sie sich bei Hardt/Negri hundertfach finden, vermag ich nicht anders zu rezipieren und zu bezeichnen als Euphemismen und Mystifikationen.

• Der von Hardt und Negri gezeichnete Gang von der Herrschaftsform „koloniale Souveränität“ im Kapitalismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, d.h. vom Überwiegen direkter Gewaltmethoden zur Niederhaltung protestierender Massen, verläuft über die zur Zeit des New Deal in den USA einsetzende Periode „imperial Souveränität“, in der die Wirksamkeit von „Biopolitik“ und „Biomacht“ die direkten Gewaltmittel im Regelfall entbehrlich machten – da die Massen die Funktionserfordernisse der (fordistischen) Kapitalproduktion und -akkumulation verinnerlichten und ihre Kräfte allenfalls noch in Formen manifestieren, die nicht den Bestand des Systems bedrohen – hin zum „Niedergang und Fall des Empire“ in Gegenwart oder naher Zukunft, wo sich die *multitude* ihrer Macht erneut bewußt wird und sie zur Überwindung „imperial Souveränität“ einzusetzen gehalten ist. Es sind das die Übergänge (*passages*) einer die Sphäre der realen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse und Prozesse transzendierenden *Geschichtsphilosophie*. Sie erreicht ihren Gipfel im letzten Unterkapitel (4.3.) „Die Masse gegen das Empire“: „Die imperiale Macht kann nicht länger den Konflikt der sozialen Kräfte bewältigen durch vermittelnde Schemata, die Kategorien von Konflikt vermeiden. Die sozialen Konflikte, die das Politische konstituieren, konfrontieren sich direkt, ohne jede Vermittlung. Das ist das essentiell Neue der imperialen Situation. Empire bringt ein größeres Potential für Revolutionen hervor als die modernen Systeme der Macht, weil es uns, entlang der Maschine der Herrschaft, eine Alternative präsentiert: die Menge aller Ausgebeuteten und Unterdrückten, eine Masse, die dem Empire direkt gegenübergestellt ist, ohne Vermittlung zwischen ihnen.“ (S. 393).

Diese These bekräftigen die Autoren durch ein Augustinus-Zitat (was Zweifeln verunsichern wird).

• Besonderes Gewicht im angesagten Kampf der Massen gegen das Empire messen die Autoren den globalen Migrationsbewegungen zu: „In der Zirkulation der Massen erfolgt Wiederaneignung von Raum und sie konstituieren sich selbst zum aktiven Subjekt. [...] Diese Bewegungen kosten oft schreckliches Leid, aber in ihnen ist auch der Wunsch nach Befreiung, der unstillbar ist ohne Wiederaneignung neuer Räume, um die herum neue Freiheiten entstehen. Überall, wo diese Bewegungen ankommen, und entlang ihrer Wege be-

gründen sie neue Formen des Lebens und der Zusammenarbeit – überall schaffen sie den Wohlstand, den der parasitäre postmoderne Kapitalismus ohnedem nicht aus dem Blut des Proletariats auszusaugen wüßte, weil heute zunehmend Produktion in Bewegungen und Kooperation stattfindet, in Exodus und Gemeinschaft.“ (397).

Immerhin erwähnen unsere Philosophen das Leid, aber es wiegt gering gegenüber der Befreiungs- und Wohlstandsperspektive. Bedauerlicherweise stehen Leid, Demütigung, Drangsal, Ausbeutung für Realität und Emanzipation und Wohlstand für Ungewißheit und Unabsehbarkeit. Auch überzeugen die nachfolgenden Versicherungen der Autoren nicht, diese Befreiungsperspektive sei schon darin begründet, daß das globale Kapital dieser Quelle der Ausbeutung bedürfe.⁹ Bislang konnte man nicht vernehmen, daß etwa Protagonisten des EU-Kapitals ihre Regierungen gedrängt hätten, Asylanten und andere Immigranten weniger schroff abzuweisen und brutal abzuschieben.

• Die emanzipatorische Perspektive der Migranten gehört zu den letzten Abschnitten des Buches, die weitere optimistische Aussichten eröffnen (soweit man die Aspekte der Befreiung und Persönlichkeitsentfaltung nicht als Postulate, sondern als reale Tendenzen liest). Das erste Moment ist ein überraschend bescheidenes: das Recht auf einen Soziallohn (vor einigen Jahren hierzulande von der FDP als bedenkenswertes Projekt in die Diskussion gebracht). Zu den Begründungen der Autoren gehört die Versicherung, daß die Logik der technischen und ökonomischen Entwicklung auf eine „Zeit jenseits des Messens“, die schon zuvor als ein „Reich der Freiheit“ (Marx) definiert wurde, hinausläuft. Im biopolitischen Kontext des Empire konvergieren demnach die Produktion von Kapital und die des sozialen Lebens zunehmend; die Unterscheidung von produktiver, reproduktiver und unproduktiver Arbeit sei nicht mehr möglich, Zeit und Wert nicht mehr meßbar.¹⁰ (402) Auch Arbeitszeit und Freizeit seien nicht mehr unterscheidbar; dennoch existiere weiterhin Ausbeutung. Die Profitkalküle der Protagonisten des Industrie- und des Finanzkapitals, die unter dem Gebot von „shareholder value“ verfeinert und rigider wurden, finden alles andere als „jenseits des Messens“ statt, woran der Zeitfaktor immer beteiligt ist. Auch hier also eines der zahlreichen die Realität transzendierenden Konstrukte der Autoren, die sich in den letzten Abschnitten über „Das Recht auf Wiederaneignung“ und „Posse“ (abgeleitet von *potentia*) fortsetzen.

Hier wird besonders deutlich: Was die Behandlungsweise des Gegenstandes und den Duktus der Darlegungen so verwirrend macht, ist der ständige Wech-

⁹ Das Kapital, vor allem in der dritten Welt selbst, nutzt natürlich die Chancen zu übermäßiger Ausbeutung und kleineres und mittleres Kapital benötigt hier u.U. diese Pauperisierten tatsächlich. Aber das führende und wirtschaftsstärkste Kapital, auf das es ankommt, kann ohne sie prosperieren.

¹⁰ „Wert“ als realabstrakte Größe war im strikten Sinne nie meßbar, weder einzel-, noch gesamtwirtschaftlich. Nach meiner Überzeugung dienen die gemessenen Werte im Marxschen Werk der *Veranschaulichung*.

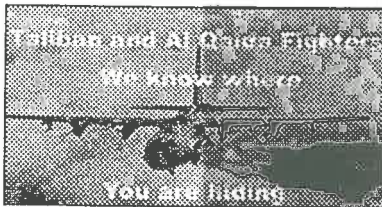
sel der Autoren zwischen Empirie, Geschichte, Theorie/Philosophie und Spekulation in den Formen Konstruktion und Mystifizierung. Mir ist verständlich, daß Schöngelster und Ästhetiker an dem Werk Gefallen finden. Das Buch sagt auch viel aus über die – prekäre und brisante – soziale, politische, wirtschaftliche und menschliche Realität der Gesellschaften des globalisierten, hypertrophen Kapitalismus der Gegenwart; darunter aber kaum Realitätshaltiges, das neue Erkenntnisse bietet.

antimilitarismus information

**Das aktuelle
Themenheft ist da !**

3/02 **ami**

TERROR



**Krieg ohne Grenzen
Teil II**

monatliche Informationen und
Analysen zu Militär, Friedens-
forschung und -bewegung

Abo: 12 Normal- und Themenhefte € 30,70;
Ausland: € 40,90; Normalheft € 2,60;
Themenheft € 3,10 (+Porto). *Probeheft gratis*
Bezug: Verein für friedenspolitische
Publizistik e.V. Kurfürstenstr. 14,
10785 Berlin, Fon/Fax: ++30-25 79 73 42
redaktion@antimilitarismus-information.de
www.antimilitarismus-information.de

Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner

Postfordistische Globalisierung

In unserem Beitrag in Z 48 haben wir Theorien der Globalisierung bilanziert und methodische Anmerkungen zu einer neuen Theorie der Globalisierung gemacht. In Z 49 haben wir argumentiert, dass es sich bei der Globalisierung um einen allgemeinen Prozess der Menschheitsgeschichte handelt, d.h. dass jede Gesellschaftsformation Globalisierungsschübe erfährt. Die kapitalistische Form der Globalisierung ist eine antagonistische, die auf Dichotomisierungen, Prekarisierungen, Ausbeutung, Exklusion und ungleicher Verteilung von Wohlstand und Macht basiert. Noch unbeantwortet geblieben ist die Frage, was die neue Qualität der gegenwärtigen Globalisierung ausmacht. Bei der Antwort darauf gilt es, zwei Extreme zu vermeiden: Erstens die Annahme, die Globalisierung sei etwas vollständig Neues. Zweitens die Annahme, die heutige Phase des Kapitalismus und die damit verbundene Globalisierung zeige keine neuen Qualitäten, sondern folge vollständig der bekannten Logik. An diesen beiden Extremen verläuft jedoch heute häufig der Globalisierungsdiskurs.

Wir gehen davon aus, dass methodologisch eine Dialektik von Altem und Neuem gilt: Globalisierung ist ein allgemeiner Prozess jeder Gesellschaftsformation, in der kapitalistischen nimmt sie antagonistische Züge an und in der gegenwärtigen Phase kommt es zu neuen Qualitäten der Globalisierung in Ökonomie, Politik, Kultur und Technik. Wir werden einige dieser Aspekte in den Bereichen Ökonomie, Politik und Kultur, städtische Raumstrukturen und Technik skizzieren.

Ökonomische Globalisierung

Fast schon täglich finden sich in den Medien Berichte über Unternehmen, die ihre Produktion in andere Länder verlagern, da sie dort günstigere Standortbedingungen vorfinden. Es drängt sich dabei die Frage auf, was das qualitativ Neue der ökonomischen Globalisierung ist. Dass internationaler Handel über den Weltmarkt betrieben wird? Dass Unternehmen im Ausland investieren? Wohl kaum, denn all das war seit jeher Teil des Kapitalismus.

Es könnte argumentiert werden, dass die ökonomische Globalisierung eigentlich ein Mythos sei, da die Exportquoten der kapitalistischen Länder schon vor etwa hundert Jahren so hoch waren wie heute oder dass etwa drei Viertel der ausländischen Direktinvestitionen der OECD-Ländern innerhalb dieses Raumes verbleiben und sich daran in den letzten 15 Jahren nicht viel geändert hat. Wird die Verteilung der Ausländischen Direktinvestitionen (ADI) der NAFTA-Länder und Westeuropas betrachtet, so zeigt sich, dass 1985 74 % der ADI in Länder aus NAFTA, EU und EFTA gingen, 1992 hatte sich diese Zahl nur geringfügig auf 77 % erhöht; 1985 gingen 6 % nach Südostasien, 1992 7 %; in den Rest der Welt gingen 1985 20 %, 1992 gar nur mehr 16 % (vgl. Ofner 1997, S. 289f). Der Anteil des internationalen Handels an der

Weltproduktion betrug 1950 7 %, 1973 12 % und 1993 15 %. Werden die OECD-Länder betrachtet, so hat der durchschnittliche Anteil des Außenhandels von 1960 12,5 % auf 1990 18,6 % zugenommen (Krugman 1995, S. 327). Dies bedeutet zwar eine Zunahme des Welthandels, Anfang des 20. Jahrhunderts wurden jedoch bereits ähnliche Werte erreicht.

Aus statistischen Daten ist also ersichtlich, dass der Welthandel keine wesentlich neuen Quantitäten aufweist. Globalisierung kann also nicht eine Zunahme der internationalen Handelstätigkeiten bezeichnen. Der Kapitalexport und das (notwendigerweise) globale Agieren des Kapitals wurden bereits in der traditionellen marxistischen Theorie beschrieben. Was ist dann das qualitativ Neue an der ökonomischen Globalisierung im heutigen Kapitalismus? Um diese Frage beantworten zu können, ist ein Blick auf die Veränderungen notwendig, die dem Übergang vom Fordismus zum Postfordismus zugeschrieben werden.

Ende der 60er-/Anfang der 70er-Jahre traten die Widersprüche des Fordismus deutlich hervor. Dafür gab es laut der Regulationstheorie mehrere Gründe, u.a. die Internationalisierung der Produktion, das Erreichen organisatorischer, physischer und psychischer Grenzen der tayloristischen Produktionsweise sowie eine ideologische und staatliche Krise. Die monotone Fabrikarbeit wurde als immer entfremdender empfunden, technisch und organisatorisch war wenig Flexibilität der Produktion möglich, was zu immer höheren Unregelmäßigkeiten führte (zu den Ursachen der Krise des Fordismus vgl. auch Fuchs 2002, Aglietta 1979, Destanne de Bernis 1988, Hirsch/Roth 1986, Lipietz 1987). Des weiteren stieg durch die voranschreitende Automation die organische Zusammensetzung des Kapitals immer weiter an, wodurch eine Krise der Wertproduktion einsetzte, da keine ausreichenden Gegenmaßnahmen organisiert werden konnten, die das Fallen der Profitraten ausglich (vgl. Fuchs 2002). Im Zuge der Krise des Fordismus ergab sich hinsichtlich der Produktionsweise das, was heute vielfach als Übergang zum Postfordismus bezeichnet wird. Die heutigen gesellschaftlichen Veränderungen sind also vielfach Folge einer anhaltenden gesellschaftlichen Krise, die zu Restrukturierungsmaßnahmen geführt hat, von denen man sich erhofft, dass der Krise ein Ende gesetzt werden kann.

Die mikroelektronische Revolution leitete eine neue Entwicklungsphase der kapitalistischen Gesellschaftsformation ein. Information in ihrer systematisierten, organisierten und integrierten Form des Wissens wird heute zu einer immer wichtigeren Produktivkraft. Mit der Verwissenschaftlichung der Produktion und der immer stärkeren Zunahme der Bedeutung der Produktivkraft Wissen werden wissenschaftliche Vorleistungen, die Schaffung von Know-How durch Forschung und die Ausbildung qualifizierter ArbeiterInnen an Universitäten immer essenzieller.

Wissen hat Eigenschaften wie langsamen Verschleiß, einfache und billige Vervielfältigung, geringe Reproduktionskosten, Komprimierbarkeit und schnelle globale Distribution über Netzwerkstrukturen, die es zu einem ökonomisch vorteilhaften Faktor machen. Die Informatisierung der Ökonomie ist also Resultat der Krise des Fordismus; auch durch die Zunahme der Bedeutung des

Wissens als Produktionsfaktor soll die anhaltende gesellschaftliche Krise beendet werden.

In den letzten Jahrzehnten hat eine immer stärkere Verlagerung der Tätigkeiten vom primären und sekundären ökonomischen Bereich in den Dienstleistungssektor stattgefunden. Es kann aber nicht gefolgert werden, dass deshalb heute ein Übergang zu einer postindustriellen Gesellschaft (Bell 1976) stattfindet. Vielmehr entspringt diese Veränderung der Logik der ökonomischen Entwicklung. Daraus entsteht ein Zwang für die Unternehmen, die Produktivität permanent zu steigern, also immer mehr in immer kürzerer Zeit zu produzieren. Daraus ergeben sich die Automatisierung und der technische Fortschritt. Resultat ist auch, dass immer weniger menschliche Arbeitskraft benötigt wird, um Waren zu produzieren: Die Masse der im industriellen Bereich verausgabten Arbeit nimmt ab. Durch die mikroelektronische Revolution und die Computerisierung der Arbeit werden diese Entwicklungen beschleunigt. Die heutige Ökonomie ist aber nicht „nachindustriell“, da trotz aller Informatisierung und Immaterialisierung die Wertproduktion weiterhin auf einer materiellen Basis beruht.

Die Ausweitung des Dienstleistungssektors stellt nun einerseits den Versuch dar, freigesetzte Arbeitende zu absorbieren. Andererseits wird nach neuen Investitionsterritorien gesucht, die es ermöglichen sollen, die anhaltende ökonomische Krise in den Griff zu bekommen. Es erscheint zumindest fraglich, ob der Dienstleistungsbereich das Phänomen der Massenarbeitslosigkeit kompensieren kann, denn auch er unterliegt Rationalisierungstendenzen (z.B. in Versicherungen und Banken, beim Internetversand und E-Commerce, durch Kassenautomaten, Kundenkarten, Scannerkassen, Online-Banking, etc.). Es zeigt sich ein Qualifikationsproblem (die Rationalisierungsoffer sind immer noch vorwiegend Menschen in niedrig qualifizierten Bereichen, deren Tätigkeiten maschinell standardisiert werden können; die neu entstehenden Jobs in der New Economy verlangen aber zumeist hohe Qualifikationen) und es kommt zu dem Problem, dass mit dem Anstieg der Arbeitslosigkeit aus Käufern Nichtkäufer werden, woraus sich eine Verstärkung von Nachfrageschwierigkeiten und Realisierungsproblemen in verschiedenen ökonomischen Bereichen ergibt.

Dass die ökonomische Krise des Weltsystems weiter anhält, zeigt sich daran, dass das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts der westlichen Länder und der Profitraten heute wesentlich geringer ist als im „Goldenen Zeitalter“ des Fordismus. Aus fallenden Profitraten ergibt sich die Suche nach neuen Investitionsbereichen. Auch dies ist ein Grund für den Boom des Dienstleistungssektors und dabei vor allem der Softwareindustrie, des E-Commerce, der Lizenzvergaben und sonstiger Bereiche der New Economy. In der Tat zeigten sich hier extrem hohe Wachstumsraten, die Hoffnungen auf einen gesamtwirtschaftlichen Aufschwung aufkommen ließen. Allerdings ist die New Economy ein Bereich, der weiter dazu beiträgt, dass im Rahmen der Automatisierung lebendige Arbeit durch tote ersetzt wird. Dem von Marx formulierten Wertge-

setz (vgl. Marx 1867, S. 54f) zu Folge schafft jedoch nur lebendige Arbeit Wert. Daher ist denkbar, dass der Boom der New Economy die Krise der „Old Economy“ verschärft. Auch im Zuge der Pleitenwelle seit 2000 und der Einbrüche an den Technologiebörsen wurde deutlich, dass die New Economy selbst krisenanfällig ist. Die realökonomische Krise des Kapitalismus hat seit Mitte der 80er zu großen Hoffnungen in die New Economy geführt, was zu einem irrationalen Überschwang der Börsenwerte solcher Unternehmen an den Aktienmärkten geführt hat. Da diese fiktiven Werte aber kein reales Fundament haben, sondern einen Vorgriff auf erst zu akkumulierendes Kapital darstellen, ist eine gewaltige Finanzblase die Folge. Die Börsenwerte der New Economy-Unternehmen stimmen also meist nicht mit jenen realökonomischen Werten überein, die tatsächlich erzielt werden. Wenn sich die Hoffnungen auf hohe Gewinne schließlich nicht einstellen, platzt die Finanzblase auf, Panikwellen führen zu Rückzügen und Verkäufen, fallenden Börsenkursen und Konkursen.

Die standardisierte Massenproduktion wird heute immer stärker durch eine diversifizierte Qualitätsproduktion ersetzt, die sich durch Kundenorientierung und kleine Stückzahlen von hoher Qualität charakterisieren lässt. Produziert wird immer häufiger mit einer flexiblen Fertigungsmaschinerie, die individuell gefertigte Produktserien im Rahmen einer Just-in-Time-Produktion ermöglicht. Produktionseinheiten folgen heute immer weniger einem zentralistischen Aufbau, sondern differenzieren sich immer stärker aus. Der Produktionsprozess wird zunehmend in autonom voneinander abwickelbare Teile zerlegt, die in selbständige betriebliche Einheiten gegliedert sind. Innerbetrieblich kommt es zum Aufstieg von Teamarbeit und teilautonomen Arbeitsgruppen. Auf die gesamtbetriebliche Organisationsstruktur bezogen zeigt sich eine Tendenz zum Outsourcing, d.h. zur Auslagerung von Teilen der Produktion in Subunternehmen und günstige Zulieferfirmen. Das moderne kapitalistische Unternehmen und die Ökonomie bekommen immer stärker Netzwerkcharakter.

Die alten zentralistischen, kommandohaften, auf Überwachung und Kontrolle basierenden Organisationsmethoden des Taylorismus scheinen passé, gefragt sind heute bei den Beschäftigten nicht die Eingliederung in einen monotonen Arbeitsprozess, sondern Motivation, Selbstbewusstsein, Verantwortungsbewusstsein, Identifikation mit dem Betrieb, Kooperationsfähigkeit, Qualitätsbewusstsein, Eigeninitiative, permanentes Lernen und verantwortungsvolles Handeln. Arbeitende sollen stärker unternehmerisch denken, woraus sich automatisch die Frage ergibt, ob die neuen flexiblen und partizipativen Arbeitsformen eine stärkere Selbstbestimmung der Arbeitenden mit sich bringen oder eine neue, raffinierte Form der Ausbeutung darstellen.

Die ökonomische Globalisierung muss im Zusammenhang mit dem Übergang zu Postfordismus und Neoliberalismus gesehen werden. Globalisierung umfasst dabei auch die Deregulierung von Schranken wie Schutzzöllen und Steuern sowie von sozialen Sicherungssystemen. Wird die *ökonomische Globalisierung*

im Kontext der Einheit eines Akkumulations- und Regulationsmodells erfasst, so bezeichnet sie heute nicht eine Zunahme des internationalen Warenhandels, sondern vor allem die Schaffung neuer Rahmenbedingungen für die Verwertungsprozesse des Kapitals in der Form des zunehmenden Abbaus von institutionellen Schranken und Grenzen dieser Prozesse sowie die Internationalisierung des Kapitalverhältnisses, die sich als Triadisierung des Welthandels und des Kapitalexports in Form ausländischer Direktinvestitionen zeigt.

Die transnationalen Konzerne (TNK) spielen heute eine wesentliche Rolle in der Weltökonomie. Aus den rund 7.000 TNK, die in den 60er Jahren existierten, sind heute etwa 37.000 geworden. „Ihre Gesamtverkäufe haben ein größeres Volumen als alle Welthandelsexporte zusammen“ (Chomsky/Dieterich 1999, S. 44). Bei der Internationalisierung des Kapitals waren bis in die 70er Jahre vor allem die Exportstrategie und die Multinationalisierung wesentlich. Bei der Exportstrategie vertreibt eine von einer Zentrale aus kontrollierte ausländische Niederlassung eines Konzerns das entsprechende Produkt. Bei der multinationalen Strategie sind die ausländischen Niederlassungen relativ autonom und verfolgen eine selbständige Kontrolle der nationalen und regionalen Märkte. Charakteristisch für den Postfordismus ist die globale und die transnationale Strategie¹. Bei der globalen versucht ein Konzern, sein Produkt weltweit durchzusetzen. Die Produktion erfolgt dezentral, eine wesentliche Rolle dabei spielt die Auslagerung (Outsourcing) von Teilen des Produktionsprozesses in Regionen, die für die entsprechende Aufgabe optimale Bedingungen bieten. Die transnationale Strategie läuft darauf hinaus, dass global verteilte Unternehmen eines Konzerns bei der Erzeugung eines vielfältigen Produktschemas zusammenarbeiten. Jedes Unternehmen spezialisiert sich und konzentriert sich auf die Vermarktung des Produktprogrammes des Konzerns in der Region vor Ort. Globale und transnationale Strategie sind nicht zu trennen, TNK verfolgen zumeist beide.

Das qualitativ Neue an der ökonomischen Globalisierung ist nun, dass es zur Triadisierung des Welthandels und einer Deregulierung der im Fordismus gesetzten Schranken der Kapitalakkumulation kommt. Der Weltmarkt verändert sich qualitativ durch einen Konzentrationsprozess des Handels auf große ökonomische Räume, die durch Freihandelsabkommen wie die EU, NAFTA oder APEC entstanden sind. Da die Globalisierung eben nicht ausschließlich ökonomisch zu verstehen ist, sondern auch Aspekte der Regulation, der Technik und der Ideologie eine wesentliche Rolle spielen, müssen weitere Dimensionen der Globalisierung erfaßt werden.

Politische und kulturelle Globalisierung

Der Fordismus war mit der Ausbildung des keynesianischen Wohlfahrtsstaats verbunden. Dabei handelt es sich vornehmlich um kollektive soziale Schutz-

¹ Siehe für die folgende Unterteilung in Exportstrategie, multinationale, globale und transnationale Strategie Hirsch-Kreinsen (1996) S. 12f

maßnahmen, die die physische und psychische Existenz der Arbeitenden garantieren sollten. Das Modell des Massenkonsums und der Massenproduktion konnte nur durch eine solche Strategie ermöglicht werden. Andererseits war der Wohlfahrtsstaat ein Ergebnis der Kämpfe der Arbeitenden. Die staatliche Sozialpolitik garantierte die Reproduktion der Arbeitskräfte und regulierte das Angebot an Arbeitskräften.

Heute wird vielfach die Krise des Staates festgestellt. Diese ist einerseits logische Konsequenz der Krise des Fordismus, da strukturelle ökonomische Krisen und die sich durch die voranschreitende Rationalisierung ausbreitende Massenarbeitslosigkeit auch eine Verringerung der Steuereinnahmen mit sich bringen, andererseits wurde die Dynamik des Deficit-Spendings im Rahmen einer Krise der Kapitalakkumulation unterschätzt. Deficit-Spending stellt einen permanenten steuerlichen Vorgriff auf erst zu erwirtschaftendes Kapital dar. Wenn sich aber realökonomische Krisenprobleme ergeben – die ohnehin auf Grund der vorhandenen antagonistischen ökonomischen Strukturen unvermeidlich sind, was aber wegen der großen Hoffnungen auf eine immerwährende fordistische Prosperität übersehen wurde –, so ist ein Scheitern einer solchen politischen Strategie vorprogrammiert.

Im Kontext des Postfordismus und der ökonomischen Globalisierung ist die Herausbildung des Nationalen Wettbewerbsstaates (vgl. Hirsch 1995, S. 103-121, 139-143) von Bedeutung. Die einzelnen Staaten treten miteinander in einen Wettbewerb um die günstigsten Rahmenbedingungen für ökonomische Investitionen. Die staatliche Politik konzentriert sich „zunehmend darauf, einem global immer flexibler agierenden Kapital in Konkurrenz mit anderen Staaten günstige Verwertungsvoraussetzungen zu verschaffen“ (Hirsch 1995, S. 103).

Staatliche Politik wird daher immer mehr vom Diktat der Standortpolitik geleitet. In diesem Kontext steht auch die Deregulierung von Arbeitsrechten und sozialen Sicherungssystemen. Der Staat zieht sich im Neoliberalismus als regulierende Instanz immer stärker aus der Ökonomie zurück und vermindert durch Sozialabbau die Qualität und Quantität der Eingriffe in den sozialen Bereich.

Die Politik des Neoliberalismus basiert auf dem sich selbst regulierenden Markt. Pierre Bourdieu charakterisierte sie folgendermaßen: „Das neo-liberale Modell basiert auf drei Prinzipien. *Zuerst*: die Wirtschaft ist ein vom Sozialen getrennter Bereich, in dem Naturgesetze und universelle Gesetze herrschen, die die Regierungen nicht konterkarieren sollten. Das *zweite* Prinzip: Der Markt ist das optimale Mittel, um die Produktion und den Austausch in demokratischen Gesellschaften auf effektive und gerechte Weise zu organisieren. Das *dritte* Prinzip, das mehr konjunktureller Natur ist: Die Globalisierung erfordert eine Reduzierung der öffentlichen Ausgaben, vor allem im sozialen Bereich, soziale Rechte in den Bereichen Arbeit und Sozialversicherung gelten als kostenaufwendig und dysfunktional“ (Bourdieu 1999).

Noam Chomsky hält es für ein Charakteristikum des Neoliberalismus, daß Menschen, die in prekären Verhältnissen leben, auf sich selbst gestellt wer-

den, während der Staat Reiche und Unternehmen finanziell unterstützt: „Staatsprotektionismus und öffentliche Subventionen für die Reichen, Marktdisziplin für die Armen. Diese Ideologie ruft nach ‚Kürzungen bei den Sozialausgaben‘ und Gesundheitskosten für die Armen und Älteren, verweigert Hilfen für Kinder und kürzt die Wohlfahrtsprogramme – für die Armen. Sie verlangt ebenfalls steigenden Wohlstand für die Reichen, auf die klassische Weise: zurückhaltende fiskalische Maßnahmen und vorbehaltlose Subventionen. Das erste meint steuerliche Ausnahmen für Unternehmen und die Wohlhabenden, Abschaffung von Kapitalertragssteuern usw., das zweite meint Zuschüsse aus Steuermitteln für Investitionen in Fabriken und Betriebsanlagen, bessere Abschreibungsmöglichkeiten, Zerschlagung des Regulationsapparates“ (Chomsky/Dieterich 1999, S. 30).

Pierre Bourdieu sieht den Neoliberalismus als Gefahr und einen konservativen Rückschritt, der sich progressiv präsentiert: „Der Neoliberalismus gibt sich als progressive Bewegung aus, dabei ist er eine zutiefst konservative Revolution. Es ist eine Restauration, die im Mäntelchen der Neuerung auftritt. Die neoliberale Botschaft ist konservativ: Arbeitet viel, ohne Garantie und Sicherheit! Es handelt sich um einen Rückschritt hin zum Unternehmertum des 19. Jahrhunderts“ (Bourdieu 2000).

Der Staat verändert seine innere Organisation im Postfordismus nicht grundsätzlich, aber er greift immer weniger regulierend in die Nationalökonomie ein, was im Fordismus für die Ermöglichung des Massenproduktions- und Massenkonsummodells notwendig war. Die transnationalen Konzerne sind heute die wesentlichen ökonomischen Akteure, der Einfluss der Nationalstaaten auf ökonomische Entscheidungen, die von globaler Bedeutung sind, wird immer geringer. Das Leben der Weltbevölkerung wird heute immer mehr von Entscheidungen gelenkt, die tausende Kilometer entfernt in den Schaltzentralen der transnationalen Konzerne des Weltsystems getroffen werden. Der Nationale Wettbewerbsstaat bedeutet keinen „schwachen Staat“, vielmehr geht die Prekarisierung der Lebensverhältnisse großer Teile der Weltbevölkerung und die Peripherisierung der westlichen Staaten mit einer Militarisierung der Gesellschaft in Richtung von Überwachungsstaaten mit umfassenden Kontrollmöglichkeiten einher. „The myth of the powerless state is a concept that clouds intelligent analysis of what is actually going on“ (Marcuse 2000).

Politische Globalisierung bezeichnet heute nicht nur über den Nationalstaat hinausgehende, überstaatliche politische, ökonomische und militärische Bündnisse herrschender politischer und ökonomischer Gruppen (z.B. G8, UNO, Weltsicherheitsrat, NATO, Weltbank, IWF, OECD, WHO etc.), sondern eröffnet auch die durch die soziale, kommunikative und technische Vernetzung gegebene Möglichkeit der gemeinsamen politischen Organisation von Nichtregierungsorganisationen und sozialen Bewegungen. Weltinnenpolitik ist also nicht bloßes Aggregat der staatlichen Außenpolitiken, sondern es betreten darüber hinaus neue politische Akteure das Parkett der internationa-

len Beziehungen: die internationalen Nichtregierungsorganisationen und die Speerspitzen der neuen sozialen Bewegungen.

In die Vernetzung der sozialen Protestbewegungen können Hoffnungen in Bezug auf die Humanisierung und Demokratisierung der Gesellschaft gesetzt werden. Die veränderte gesellschaftliche Landschaft bedeutet nicht nur neue Gefahren und eine Zunahme der Globalisierung, sondern bietet auch neue Chancen auf Veränderungen, die sozial und ökologisch nachhaltige gesellschaftliche Entwicklungen einleiten könnten. Dazu wäre jedoch eine globale Bewegung selbstbewusster und -bestimmter, politisch agierender Subjekte notwendig. Global vernetzte politische Akteure müssen keine homogene Interessen haben und auf eine Homogenisierung ihrer Politik abzielen, um eine gemeinsame politische Perspektive zu erlangen. Sie müssen auch nicht auf ein Zulassen aller möglichen politischen Richtungen innerhalb ihres rhizomatischen Netzwerkes hinarbeiten. Vielmehr können sie einerseits die Unterschiede in ihren politischen Herangehensweisen und Vorstellungen sowie in der Ausprägung in ihren spezifischen lokalen und regionalen politischen Situation betonen und andererseits gleichzeitig eine gemeinsame Perspektive entwickeln, indem sie das Verbindende betonen und als Leitbild der politischen Praxis verwenden. Steven Best und Douglas Kellner (1997) sehen eine solche politische Position als Synthese von moderner und postmoderner Politik. Notwendig sei eine Einheit von Herangehensweisen der „modernen Politik“ wie die Betonung von Solidarität, Allianzen, Konsens, universellen Rechten und einer Makropolitik sowie von Herangehensweisen der „postmodernen Politik“ wie die Betonung von Differenz, Pluralität, Multiperspektivität, Identität und einer Mikropolitik. Eine solche politische Dialektik von Einheit und Vielfalt, Moderne und Postmoderne könnte bei der Lösung der großen politischen Probleme ebenso fruchtbar sein wie eine kulturelle Einheit in der Vielfalt (siehe dazu unseren Beitrag in Z Nr. 49). „A postmodern politics must learn to be at once local, national, and global, depending on specific territorial conditions and problems. [...] To the slogan, ‘Think globally, act locally’, we may thus add the slogan, ‘Think locally, act globally’. [...] The task today is to construct what Hegel called a ‘differentiated unity’, where the various threads of historical development come together in a rich and mediated way“ (Best/Kellner 2001, S. 115f).

Räumliche Globalisierung

Die Veränderung der politischen Raumstruktur führt auch dazu, dass zwischen den global operierenden Unternehmen und dem Netz der Städte ein wichtiger Zusammenhang besteht. Die globalen Städte sind die „primären geographischen Knotenpunkte“ des transnationalen Kapitalismus (Sassen 1991; Moulaert/Swyngedouw 1990; Krätke 1991, Castells 1989). Die bedeutendsten Großstädte sind daher jene, in denen die wesentlichen politischen Entscheidungen getroffen werden. New York, London, Tokyo, Paris, Frankfurt, Zürich, Amsterdam, Los Angeles, Sydney, São Paulo, Mexiko City und Hong Kong zeichnen sich derzeit dadurch aus, dass sie als politische und ökonomische Kommandostellen fungieren. Sie sind Kommandostellen in der Or-

ganisation der Weltökonomie, Marktplätze und Standorte der führenden Industrien und Produktionsräume ihrer Innovation (Sassen 1998, S. 180).

Moulaert/Swyngedouw (1990) gehen davon aus, dass die ökonomische Gesellschaftsstruktur mit einer spezifischen räumlichen Struktur korrespondiert. Durch die Flexibilisierung der Ökonomie komme es zu einer Erschließung neuer Räume. Einige bisher abgelegene Städte könnten nun vermehrt als Standorte fungieren, da das Kapital Faktoren wie geringe Lohnkosten nutze. Krätke (1991, S. 32) beschreibt, dass sich im Postfordismus auf internationaler Ebene flexible Produktionsstrukturen vor allem in verschiedenen Gebieten ansiedeln: in Randzonen von Großstädten, in innerstädtischen Büro- und Geschäftszentren, in bisher nicht-industrialisierten Regionen sowie in traditionell handwerklich geprägten Regionen.

Castells (1989) setzt sich mit der Rolle der Stadt im Informationszeitalter auseinander. Die globalen, informationellen Städte seien Kontrollpunkte der globalisierten Ökonomie. Ein hoher Prozentsatz der Beschäftigten dieser Städte (etwa 30 Prozent) seien Informationsarbeiter, und hier seien die wesentlichen politischen und ökonomischen Kräfte versammelt. Die Mehrheit der neu entstehenden Jobs sei instabil und mit schlechter sozialer Absicherung, schlechter Bezahlung und niedriger Qualifikation verbunden. Dies treffe z.B. für Reinigungspersonal, VerkäuferInnen, Babysitter, KellnerInnen etc. zu. So entstehe eine neue Unterklasse, während nebenher eine kleinen Elite Privilegierter (hohe Löhne, hohe Qualifikationen, aber auch lange Arbeitszeiten, viel Stress) existiert. Die informationelle Stadt zeichne sich durch krasse soziale Unterschiede und Spaltungen aus. Castells (1989, S. 224) erläutert eine neue Form des urbanen Dualismus von Reichtum und Armut. Mike Davis (1990) spricht von einer Südafrikanisierung der Städte, die Exklusion der Armen bedeute die Schaffung von „high-tech castles“ (Davis 1990, S. 248).

Eine neue Qualität ist, dass Leid und Armut devisualisiert werden sollen. Reiche Stadtteile werden immer häufiger von Polizei und privaten Sicherheitskräften abgeriegelt, eine klare Trennung und Unterscheidbarkeit zwischen Reich und Arm soll territorial hergestellt und fixiert werden. Erst- und Drittweltverhältnisse vermischen sich in den Zentren des Kapitalismus immer deutlicher, sie werden aber auch immer intensiver voneinander abgeschottet.

Der Lebensstil der neuen Elite, die zunehmend eine hegemoniale Klasse forme, so Castells, präge das Leben in den globalen Städten. Sie habe vielfältige Interessen, einen hohen Lebensstandard, internationale Kontakte und einen dynamischen Lebensstil. Die sich ausweitende und immer weiter verarmende Unterklasse sei von diesem Luxus ausgeschlossen und müsse ums Überleben kämpfen.

Den globalisierten Städten mit ihrem akkumulierten Reichtum stehen die lokalisierten Armen im Westen und der Dritten Welt gegenüber, es kommt zu einer mit der sozialen und ökonomischen Polarisierung einhergehenden räumlichen Konzentration und Dichotomisierung. „The more globally the economy becomes, the higher the agglomeration of central functions in a relatively few sites, that is, the global cities“ (Sassen 1991, S. 5).

Die globalen Städte sind im Gegensatz zu unterentwickelten Regionen reich an Infrastruktur. Aber auch in diesen Städten gibt es ein Gefälle, eine Geographie mit Unterschieden von Zentralität und Marginalität. Eine globale Stadt differenziert sich intern in zentrale und marginale Räume. Die räumlichen Ungleichheiten der globalen Städte sind eng mit jenen des virtuellen Raums verknüpft. Sassen (1998) argumentiert, das dezentrale Internet führe zu neuen virtuellen und real-räumlichen Zentralisierungen und Segmentierungen: Die mächtigsten und infrastrukturell weit überlegenen Räume seien die Finanzzentren des Kapitalismus, weniger entwickelte Regionen haben hingegen kaum Anteil an der angeblich „virtuellen Gemeinschaft“. Dies bedeute ungleiche Zugangsbedingungen und -geographien. Globale Ökonomie und globale Kommunikation können in Bezug auf das Internet somit vor allem als ein Ausdruck asymmetrischer Machtverteilung betrachtet werden. Es zeigt sich eine neue Geographie der Macht und Zentralität im realen und im elektronischen Raum: „The sharpening inequalities in the distribution of the infrastructure for electronic space, whether private computer networks or the Net, in the conditions for access to high-powered segments and features, are all contributing to new geographies of centrality on the ground and in electronic space“ (Sassen 1998, S. 178).

Technische Globalisierung

Globale Prozesse und die Veränderung von Raum und Zeit durch I&K-Systeme stehen offensichtlich in einem Zusammenhang. Gesellschaftliche Probleme werden durch die kapitalistische Anwendung der Technik vermittelt und verstärkt.

Im Kapitalismus besteht der Hauptsinn von Technik in der effektiven Organisation der Kapitalakkumulation in Form des technischen Produktionsmittels. Technik dient nicht den Menschen zur Erleichterung ihres Daseins und ihrer Auseinandersetzung mit der Natur, sondern der effektiven Produktion von Mehrwert, die zur Ausbeutung der Arbeitenden durch das Kapital führt. Sie ist dadurch in die Widersprüchlichkeit des Kapitalismus eingebunden.

Moderne Technologien sind Medium und Resultat der Rationalisierung und der gesellschaftlichen Globalisierung. Auf der einen Seite ermöglichen I&K-Systeme durch die Herstellung von raum-zeitlicher Entfernung den Einfluss lokaler Prozesse auf das weltweite Geschehen und umgekehrt. Dadurch stellen sich sowohl eine räumliche als auch eine zeitliche Unabhängigkeit ein. Daher sind die modernen Informations- und Kommunikationssysteme Medium der Globalisierung. Sie ermöglichen und vereinfachen die Beschleunigung der Vernetzung in Weltwirtschaft, Weltpolitik und Weltkultur. Sie sind jedoch nicht ausschließlich Medium der ökonomischen Globalisierung, sondern auch eines der politischen und kulturellen.

Gérard Raulet (1988) bezeichnet in diesem Zusammenhang die Schaffung räumlicher Unabhängigkeit als Delokalisierung. Diese hat zur Folge, dass alle Orte von jedem anderen gleichermaßen erreichbar sind: „In den neuen Kommunikati-

onsnetzen gleichen sich alle Orte einander an und werden insofern austauschbar, als sie im Prinzip alle von jedem x-beliebigen unter ihnen aus gleichermaßen erreichbar sind, der seinerseits weder einen Ausgangs-, noch einen bevorzugten Endpunkt darstellt. [...] Die Delokalisierung betrifft jedoch nicht nur die Position im Raum, sondern auch die *in der Zeit*. So gibt es im Falle der digitalen Bilder kein Vorher und Nachher mehr" (Raulet 1988, S. 286f). In ähnlicher Weise betont Paul Virilio (1990), dass es das wesentliche Moment des Computers ist, dass er eine Zeit- und Ortsunabhängigkeit herstellt. Durch die Annäherung an die Lichtgeschwindigkeit werde der Ort unbedeutend. Dadurch gehe auch die Zeitdifferenz zwischen dem Auftauchen eines Bedürfnisses und dessen Befriedigung gegen Null. Damit werde der Stillstand zur ultimativen Beschleunigung, zum rasenden Stillstand (Virilio 1992). Durch moderne I&K-Systeme könnten die Körper prinzipiell stillstehen und durch den vernetzten Datentransport trotzdem jeden Punkt und jede Bewegung im Raum wahrnehmen.

Anthony Giddens spricht in diesem Zusammenhang von der Entbettung (Disembedding) als einem wesentlichen Prozess der Moderne. Darunter versteht er die raum-zeitliche Entfernung von sozialen Beziehungen. Sie gehe einher mit einem Prozess der Wiedereinbettung (Reembedding), bei dem die ausgelagerten sozialen Beziehungen wieder an die lokalen (zeitlichen und örtlichen) Gegebenheiten angepasst werden. Die Entbettung versteht Giddens als „Herausheben sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen und ihre unbegrenzte Raum-Zeit-Spannen übergreifende Umstrukturierung" (Giddens 1995, S. 33).

Als ein Beispiel dafür nennt er, dass Verwandte in der Moderne oft durch die Entbettung örtlich voneinander weit entfernt leben. Moderne Transport- und Kommunikationsmittel ermöglichen aber das Reembedding in dem Sinn, dass der kommunikative Kontakt und Besuch jederzeit möglich ist. Ein anderes Beispiel für das Verhältnis von Dis- und Reembedding ist der Zusammenhang von Globalem und Lokalem. Durch die Entbettung werden lokale Angelegenheiten global erfahrbar. Andererseits drückt sich Globales im Lokalen in dem Sinn aus, dass globale Geschehnisse auf lokale Prozesse zurückwirken und diese beeinflussen. Über das Fernsehen und über das Internet beeinflusst das Weltgeschehen das alltägliche Handeln der Menschen. Damit ist auch der Zusammenhang von Globalisierung, I&K-Systemen und Entbettung verdeutlicht: I&K-Systeme ermöglichen die Herstellung raum-zeitlicher Entfernung.

Auch Castells (1989, 1996) betont die durch I&K-Technologien vermittelte Auflösung von räumlichen und zeitlichen Distanzen im *Space of Flows*. Die gesellschaftliche Evolution zeichne sich durch die Einheit der Entwicklung eines ökonomischen (Produktionsweise) und eines technischen Modells (Entwicklungsweise) aus (vgl. Castells 1989, S. 10-12). Die derzeitige Entwicklungsweise sei die informationelle Entwicklungsweise (Informational Mode of Development), die das informationstechnologische Paradigma konstituiere (vgl. Castells 1996, S. 60-65). Resultate davon seien neue Geographien und eine Netzwerklogik. Wesentliches Moment dieser Logik ist bei Castells der

Raum der Flüsse (Space of Flows). Dieser besitzt eine technische (Kreislauf elektronischer Impulse, die die technologische Infrastruktur des Netzwerks bilden), eine geographische (Topologie des Raumes, die sich durch Knoten und Zentren auszeichnet) und eine soziale Ebene (räumliche Organisation der Elite des Managements, die das Netzwerk benutzt).

Im Space of Flows zeigt sich nun für Castells die Aufhebung von raum-zeitlicher Entfernung. Er zeichne sich durch die zeitlose Zeit und den ortlosen Raum aus. Der Raum der Flüsse löst die sequentielle zeitliche Organisation durch die Herstellung einer Gleichzeitigkeit auf. Genauso wie die zeitliche löst sich die räumliche Distanz auf: „The more organizations depend, ultimately, upon flows and networks, the less they are influenced by the social context associated with the places of their location" (Castells 1989, S. 169). Der Space of Flows sei die dominante soziale Logik in der Netzwerkgesellschaft. Da die Menschen jedoch im realen physikalischen Raum leben (im *Space of Places*), zeige sich eine Schizophrenie der Räume, die einen Verlust des Selbst der Individuen bedeute. Dieser drücke sich wiederum in Versuchen der Wiederfindung der eigenen Identität aus, die charakteristisch für das informationelle Zeitalter seien (Castells 1997). Damit verbunden sei die zunehmende Bedeutung der Neuen Sozialen Bewegungen.

I&K-Systeme sind andererseits nicht nur Medium der Globalisierung, sondern auch deren Resultat. Es liegt in der Logik des Kapitalismus begründet, dass die Produktivität permanent gesteigert werden muss. Daher kann ebenfalls gefolgert werden, dass I&K-Systeme und die vernetzenden Technologien sich nur durchsetzen konnten, da sie sich auf die Organisation des Kapitalismus positiv auswirken und diesen in dem Sinn bereichern, dass sie die Internationalisierung des Kapitals vereinfachen. In diesem Sinn können sie auch als Resultat der Globalisierung verstanden werden. Sie bedingen als Medium einerseits die Globalisierung, sind also eine von deren Voraussetzungen. Andererseits ist die Globalisierung, wie wir gesehen haben, ein dem Kapitalismus innewohnender Prozess. Die Internationalisierung des Kapitals, also die notwendigerweise vorhandene globale Dimension des Kapitalismus, benötigt für ihre effiziente Gestaltung entsprechende Verkehrsformen. Die Entwicklung und vor allem die globale Durchsetzung von Schifffahrt, Eisenbahn, Telegraf, Telefon, Funk und Fernsehen, Auto, Flugzeug, Computer und letzten Endes von I&K-Systemen erscheint daher logisch als das Resultat der internationalen Dimension des Kapitalismus. Die Informatisierung der Gesellschaft und der Einsatz des Computers in der Wirtschaft beruhen auf Investitionen, die Arbeitskräfte einsparen und zugleich arbeit- und kapitalsparend sind. Damit boten sie für die Unternehmen in gewisser Hinsicht einen Ausweg aus den Krisenerscheinungen der 70er/80er Jahre des 20. Jahrhunderts (siehe Fleissner u.a., Kap. 7 u. 8).

Ausblick

Es wird heute viel Aufsehen um die neuen Technologien gemacht. In technikzentristischer und -deterministischer Manier zeigen sich Hoffnungen auf

ein neues goldenes Zeitalter des ökonomischen Wachstums und des globalen Wohlstands. Tatsächlich wird heute das Gegenteil sichtbar: Die antagonistische Logik der Globalisierung des Kapitalismus hat dazu geführt, dass sich die globalen Probleme immer weiter verschärfen und die sozialen Unterschiede immer größer werden. Die neuen Technologien sind nicht die Ursache, aber ein wesentliches Medium dieser Probleme, da sie die Restrukturierung, Dezentralisierung, Flexibilisierung und Informatisierung der Weltproduktion vermitteln. Eine Bewertung sollte jedoch durchweg ambivalent ausfallen, denn neue Technologien sind in die bestehenden Antagonismen eingebunden, bieten aber auch neue Möglichkeiten für emanzipatorische Prozesse.

Durch die weltweite Vernetzung und die dezentrale Struktur der Verknüpfung von Netzwerkknoten im Internet entsteht ein neuer technischer virtueller Raum. Nur ca. 1 % der Weltbevölkerung hat Zugang zum Internet, dies sind hauptsächlich weiße männliche Amerikaner. Die bestehenden gesellschaftlichen Macht-, Herrschafts- und Besitzverhältnisse reproduzieren sich auch im virtuellen Raum. Es besteht also eine Verbindung zwischen den realen sozialen, politischen und ökonomischen Räumen und dem virtuellen Raum – gesellschaftliche Ungleichheiten werden im virtuellen Raum widergespiegelt. Sassen (1998) argumentiert, das dezentrale Internet führe zu neuen virtuellen und real-räumlichen Zentralisierungen und Segmentierungen.

Es sind jedoch weder Technikpessimismus noch -optimismus hinsichtlich der neuen Medien angebracht. Es zeigen sich emanzipatorische Nutzungsformen; soziale Protestbewegungen greifen immer stärker auf moderne Technologien zurück, um einen globalen Netzwerkcharakter zu erlangen (vgl. Fuchs 2001b, S. 153-172, bes. 166ff). Gerade die „Anti-Globalisierungs-Bewegung“, die eine Bewegung für eine humane, solidarische globale Gesellschaft darstellt, sollte einen bedeutenden Anknüpfungspunkt für eine politische Praxis der Einheit in der Vielfalt darstellen. Die globalen Probleme sind eine qualitativ neue Dimension der kapitalistischen Moderne. Es eröffnen sich mehrere Möglichkeiten: Die weitere Notstandsverwaltung des kapitalistischen Weltsystems oder aber die qualitative gesellschaftliche Veränderung in einer globalen Dimension, die die Antagonismen beseitigt, denen die Krisen- und Problemhaftigkeit des Kapitalismus zu Grunde liegt. Dazu bedarf es aber vor allem der sozialen Selbstorganisation der sozialen Subjekte.

Literatur:

- Aglietta, Michel (1979) *A Theory of Capitalist Regulation. The US Experience*. London.
 Bell, Daniel (1976) *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
 Best, Steven/Kellner, Douglas (1997) *The Postmodern Turn*. New York/London.
 Best, Steven/Kellner, Douglas (2001) *The Postmodern Adventure*. New York/London.
 Bourdieu, Pierre (1999) Neoliberalismus, in: *Die Tageszeitung*, 4/12/1999.
 Bourdieu, Pierre (2000) Der Neoliberalismus ist konservativ. Will Gegenfeuer legen: Pierre Bourdieu sieht im Neoliberalismus eine Gefahr für Europa. Interview mit Pierre Bourdieu, in: *Tagesanzeiger* 20/05/2000.
 Castells, Manuel (1989) *The Informational City. Information Technology, Economic Restructuring and the Urban Regional Process*. Cambridge, Mass./Oxford.

- Castells, Manuel (1996) *The Rise of the Network Society. The Information Age: Economy, Society and Culture*, Vol. I. Cambridge, Mass./Oxford.
 Castells, Manuel (1997) *The Power of Identity. The Information Age: Economy, Society and Culture*, Vol. II. Cambridge, Mass./Oxford.
 Chomsky, Noam/Dieterich, Heinz (1999) *Globalisierung im Cyberspace. Globale Gesellschaft, Märkte, Demokratie und Erziehung*. Bad Honnef.
 Davis, Mike (1990) *City of Quartz. Excavating the Future in Los Angeles*.
 Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1977) *Rhizom*. Berlin.
 Destanne de Bernis, Gérard (1988) Propositions for analysing the crisis, in: *International Journal of Political Economy*, Summer 1988
 Fleissner, Peter u.a. (1996) *Der Mensch lebt nicht vom Bit allein*. Wien.
 Fuchs, Christian (2001b) *Soziale Selbstorganisation im informationsgesellschaftlichen Kapitalismus. Gesellschaftliche Verhältnisse heute und Möglichkeiten zukünftiger Transformationen*. Wien/Norderstedt.
 Fuchs, Christian (2002) Aspekte der evolutionären Systemtheorie in ökonomischen Krisentheorien unter besonderer Berücksichtigung techniksoziologischer Bezüge. Wien, i. E.
 Giddens, Anthony (1995) *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/Main.
 Hirsch, Joachim (1995) *Der nationale Wettbewerbsstaat*. Berlin.
 Hirsch Joachim/Roth, Roland (1986) *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus*. Hamburg.
 Hirsch-Kreinsen, Hartmut (1996) Internationalisierung der Produktion. Strategien, Organisationsformen und Folgen für die Industriearbeit, in: *WSI-Mitteilungen*. 1/1996. S. 11-18
 Krätke, Stefan (1991) *Strukturwandel der Städte. Städtessystem und Grundstücksmarkt in der „post-fordistischen“ Ära*. Frankfurt am Main/New York.
 Krugman, Paul (1995) Growing World Trade. Causes and Consequences, in: *Brooking Papers on Economic Activity*. 1/1995. S. 327-362
 Lipietz, Alain (1987) *Mirages and Miracles. The Crises of Global Fordism*. London.
 Marcuse, Peter (2000) *The Language of Globalization*. *Monthly Review*, vol 52, 3, p. 23-27
 Marx, Karl (1867) *Das Kapital*, Bd. I: *Der Produktionsprozeß des Kapitals*, MEW 23. Berlin.
 Moulaert, Frank/Swyngedouw, Erik (1990) *Regional Development and the Geography of the Flexible Production System. Theoretical Arguments and Empirical Evidence from Western Europe and the U.S.*, in: Borst, Renate u.a. (1990) (Hg.) *Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte*. Basel/Boston/Berlin.
 Ofner, Franz (1997) *Machtverteilung und Organisation. Zur Dynamik von wirtschaftlicher Entwicklung, Arbeitsbeziehungen und betrieblichen Strukturierungsprozessen*, Klagenfurt
 Raulet, Gérard (1988) *Die neue Utopie. Die soziologische und philosophische Bedeutung der neuen Kommunikationstechnologien*, in: Frank, Manfred u.a. (Hg.) (1988) *Die Frage nach dem Subjekt*. Frankfurt/M., S. 283-317
 Rosenau, James N. (1990) *Turbulence in World Politics. A Theory of Change and Continuity*. New York.
 Sassen, Saskia (1991) *The Global City*. Princeton, New York, Princeton.
 Sassen, Saskia (1998) *Globalization and its Discontents*. New York.
 Virilio, Paul (1990) *Das dritte Intervall. Ein kritischer Übergang*, in: Decker, Edith/Weibel, Peter (Hg.) (1990) *Vom Verschwinden der Ferne*. Köln, S. 335-346
 Virilio, Paul (1992) *Rasender Stillstand*. München/Wien.

Produktion und Konsumtion

Zur Dynamik der Geschichte

1.

„Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.“¹

So also Marx in einem seiner berühmten Dikta. Und in der Tat: Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber jeweils im Kontext, auf der Grundlage des Überlieferten, d.h. der geronnenen, objektivierten Handlungen früherer Generationen, der historischen Praxis, die Spuren hinterließ. Im Rahmen dieser Umstände (Produktivkräfte, Sprache, Mentalität einer Gesellschaft, überhaupt alle Verhältnisse und Sachen, die auf uns gekommen sind) geht die aktuelle Praxis vor sich, und zwar dergestalt, daß, was auch immer getan wird, unterschiedslos vom Komplex der tradierten Handlungsbedingungen wenn auch nicht direkt festgelegt, so doch negativ determiniert, in seinem Spielraum eingeschränkt wird² – subjektiv in dem Sinn, daß bestimmte Handlungsalternativen als nicht praktikabel erscheinen, objektiv in dem Sinn, daß die Wahrscheinlichkeit ihrer Realisierung gegen Null zu tendiert. Und indem die Akteure agieren, modifizieren, verändern oder wandeln sie (wenn auch bisher planlos und unbewußt) die Umstände – den Handlungsrahmen nachfolgender Generationen.

2.

Alle menschlichen Handlungen zielen darauf ab, die genetisch tradierten Impulse (das genetisch festgelegte „Programm“) – direkt oder indirekt – zu realisieren (Selbsterhaltung, Erhaltung der Art, Sexualität, Kommunikation, Selbstbetätigung, Streben nach Wissen, Spiel, Genuß oder Vergnügen).³

¹ K. Marx, Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte, in: MEW 8, S. 115.

² Man könnte hier analogisch an die Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* bei F. de Saussure oder die zwischen Kompetenz und Performanz bei N. Chomsky erinnern. – Wie Chomsky gezeigt hat, tut das der Kreativität keinen Abbruch – im Gegenteil.

³ „Bei der Geburt bringen wir nicht mehr mit als eine ähnliche Organisation, wie andere Lebewesen sie besitzen, die gleichen Bedürfnisse, den Hang zu den gleichen Freuden, die gemeinsame Abneigung gegen die gleichen Qualen: das allein macht den Menschen aus, wie er ist, und muß die Moral begründen, die ihm entspricht.“ (D. Diderot, Nachtrag zu Bougainvilles Reise, in: Das erzählerische Werk, Bd. 4, Rütten & Loening, Berlin 1984, S. 324) „Eine Kultur wäre schlecht beraten, wenn sie jene Art von Bedürfnissen unterdrücken wollte, die wir vermöge unseres vom jungen Marx so genannten ‚Gattungswesens‘ haben – Bedürfnisse wie Nahrung, Schlaf, ein Dach über dem Kopf, Wärme, körperliche Unversehrtheit, menschliche Gesellschaft, sexuelle Befriedigung, ein gewisses Maß an persönlicher Würde, Freiheit von Schmerz, Leiden und Unterdrückung, ein bescheidenes Maß an Selbstbestimmung und dergleichen.“ (T. Eagleton, Was ist Kultur?, Beck, München, 2001, S. 140)

Um diesem genetischen Regulativ entsprechen zu können, muß trivialerweise produziert und konsumiert werden. In dieser Perspektive könnte man sagen, daß produktive Handlungen in der Regel (aber nicht ausschließlich) *Voraussetzung* der Realisierung des genetischen Programms, konsumtive Handlungen in der Regel (aber nicht ausschließlich) mehr oder weniger direkte Realisierung der genetischen Vorgaben selbst sind.⁴

Kurz: Die Verwirklichung der genetisch tradierten Impulse erschöpft sich in einem Zusammenspiel von produktiver und konsumtiver Praxis. So etwa, um das physische Überleben (die Selbsterhaltung) zu sichern, müssen, um nur das banalste Beispiel zu wählen, Lebensmittel erzeugt, hervorgebracht, aber auch in eine konsumtive Form umgesetzt und schließlich auf irgendeine Weise „vernichtet“, verzehrt, aufgebraucht werden (hier spielen dann die Zubereitungsweisen, die „Tischsitten“, die Rituale [wie das Opfer] herein).

3.

Demnach lassen sich solche Handlungen, die Güter hervorbringen, die also den Gebrauchswert von Dingen setzen, von solchen unterscheiden, die diesen Gebrauchswert nutzen, die Güter unproduktiv verbrauchen, ohne daß dabei neue Güter entstehen und in den Kreislauf eingehen würden, welcher Kreislauf an diesem Ort vielmehr abbricht: Der *Output* konsumtiver Betätigungen wird nicht wieder zum *Input* oder nur indirekt (so etwa die Selbsterhaltung zugleich als Wiederherstellung der Arbeitskraft oder die Entdeckung mathematischer Methoden, die unter Umständen später in der Produktion Anwendung finden).

Produktion ist also die Bereitstellung von Dingen (und Diensten), die dann in anderen Prozessen (seien sie produktiver oder konsumtiver Natur) Eingang finden. Demgegenüber ist Konsumtion die Umsetzung geronnener oder gerinnender Arbeit (Güter respektive Dienstleistungen) in Vergnügen, Repräsentation, Machterweiterung oder -erhaltung, Aufrechterhaltung der Ordnung, Kult und Kontakt mit dem Überirdischen, Erwerb und Weitergabe von Wissen, kurz: in Lebensprozesse, die ihren Impuls in erster Linie in sich selber tragen. Konsumtion wäre so gesehen die Umsetzung von toter Arbeit in lebendige Betätigung, welche sich selbst genügt, d.h. nicht im Hinblick auf einen Zweck jenseits der jeweiligen Handlung erfolgt, obwohl das objektive Resultat sehr wohl (und auch sehr oft) außerhalb ihrer selbst liegen mag. Der General führt Krieg, um Krieg zu führen – der Ehre halber –, nicht um Gebiete zu erobern, die man als Rohstoffquellen nutzen kann, auch wenn dieser Krieg für die Bourgeoisie nichts ist als ein Moment, die Selbstverwertung des Wertes zu steigern.

Es versteht sich von selbst, daß, wo Güter verbraucht werden, auch Arbeitskraft zum Einsatz kommt, zumal in einer Klassengesellschaft. Diese unpro-

⁴ Im traditionellen Handwerk kommt ein Moment der Selbstbetätigung vor, das dann mit dem Aufkommen des Fabrik- und Bürosystems fast vollständig schwindet oder nur äußerst verstümmelt überlebt. So nennt noch Diderot in der *Encyclopédie* die Handwerker „Künstler“, ihre Handwerke „Künste“.

duktiven Arbeiter⁵ (die man als „Konsumtionsarbeiter“ bezeichnen könnte) – der Soldat, der Beamte, der Türsteher, der Küster, der Lehrer, der Musiker, die Prostituierte – leisten nun diese Hilfestellung („Dienste“) nicht im Hinblick auf die direkte Realisierung ihres genetischen Programms, sondern im Hinblick auf den Lebenserwerb, auf irgendeine Form der Vergütung (also hinsichtlich der Sicherung des Lebensunterhalts), und sei dies eben nur das frugale Mahl, die Kleiderfetzen und die Hütte des Sklaven. Der objektive Gehalt ihrer Tätigkeit ist jedoch *konsumtiver* Natur: es handelt sich hier um die definitive Umwandlung von Gütern in konsumtive Aggregatzustände (für andere freilich als die, die sich betätigen).⁶

4.

Daß diese Unterscheidung in Produktion und Konsumtion keine starre ist, sondern nur *operativ* Bedeutung gewinnt, ersieht man unter anderem daraus, daß die Handlungen auf einer Skala ein Kontinuum bilden, vom Pol der Produktion gewissermaßen zum Pol der Konsumtion, etwa eine Reihe wie: Säen, Ernten, Zubereiten, Verzehren.

Desgleichen weist jede Handlung (jeder Handlungskomplex) einen „produktiven“ und einen „konsumtiven“ Aspekt auf, je nach dem Blickwinkel, so bei den Kulthandlungen (Riten wie etwa Regentänze), die auf der einen Seite die Fruchtbarkeit der Felder sichern sollen (also als *produktiv* aufgefaßt werden müssen),⁷ aber auch auf der anderen Seite Kommunikation, Kontakt mit der übernatürlichen Welt oder einfach Vergnügen bedeuten.

Handlungsweisen unterscheiden sich, wie wir gesehen haben, weiterhin danach, ob sie primär produktiver oder primär konsumtiver Natur sind, d.h. Güter und Dienste eher hervorbringen oder eher verbrauchen: die Nahrungsaufnahme ist zweifellos unerlässlich für die Regeneration (Wiederherstellung) der

⁵ „... Geistliche, Juristen, Ärzte, Gelehrte aller Art, Schauspieler, Possenreißer, Musiker, Opernsänger, Operntänzer usw.“ – die unproduktiven Arbeiter bei Adam Smith.

⁶ In Klassengesellschaften fallen überhaupt die produktiven Funktionen hauptsächlich den unteren Klassen, die konsumtiven Funktionen hauptsächlich der herrschenden Klasse zu.

⁷ „Die wesentliche kulturelle Funktion der Magie besteht deshalb im Überbrücken von Lücken und Unzulänglichkeiten bei höchst wichtigen Tätigkeiten, die vom Menschen noch nicht völlig beherrscht werden. Um dieses Ziel zu erreichen, versieht die Magie den primitiven Menschen mit einem festen Glauben an seine Erfolgskraft; sie versieht ihn auch mit einer bestimmten geistigen und pragmatischen Fähigkeit, wenn seine gewöhnlichen Mittel versagen. So befähigt sie den Menschen, seine lebenswichtigen Aufgaben zuversichtlich auszuführen und sein Gleichgewicht und seine geistige Integrität unter Umständen aufrechtzuerhalten, die ihn ohne die Hilfe der Magie aufgrund von Verzweiflung und Angst, aus Furcht und Abneigung, aus unerwiderter Liebe und ohnmächtigem Haß demoralisieren würden.“ (B. Malinowski, *Der Mythos in der Psychologie der Primitiven*, in: ders., *Magie, Wissenschaft und Religion*, Fischer, Frankfurt/M. 1983, S. 121f.) „... totemistische Handlungen und Enthaltungen (fördern) nicht nur die gemeinschaftliche Verbundenheit, sondern auch die Erfolgsaussichten des Jägers, indem sie ihm Vertrauen geben und ihn mit den Gewohnheiten des Totentiers vertraut machen.“ (V. G. Childe, *Stufen der Kultur*, Kohlhammer, Stuttgart 1952, S. 58f.)

Arbeitskraft, die erneut in den Produktionsprozeß eingeht, aber dies ist nur ein sekundärer Aspekt, primär ist der Aspekt der Erhaltung des Lebens, der physischen Existenz.

5.

Produktionsweisen und Konsumtionsweisen sind historisch entstandene, mehr oder weniger stabile Schemata von Handlungsweisen jeweils auf der Basis der überlieferten Umstände.

Die Produktionsweise einer Gesellschaft ist die Art und Weise, den Stoffwechsel mit der Natur zu organisieren: die Art und Weise der Reproduktion des Lebens der Gruppe oder Gemeinschaft (und dies in zweifacher Hinsicht: im Hinblick darauf, 1. den Lebensunterhalt – im weitesten Sinn – zu gewinnen und 2. sich fortzupflanzen).⁸ Die Konsumtionsweise einer Gesellschaft ist demgegenüber die Art und Weise, die produzierten Güter (und Dienste) zu verbrauchen, sich dieser Güter zu bedienen – in der Verwaltung, im Krieg, im Kult, in der Kunst, im Ausbildungswesen, in der Wissenschaft, an der Börse, bei öffentlichen Vergnügungen (Jagd, Sport) und schließlich im Haushalt (im unmittelbaren Alltagsleben): Es ist der Modus der ultimativen Realisierung der genetisch tradierten Impulse als „Kern“ und ihrer Organisation als umgebende „Schale“.

6.

Produktionsweise und Konsumtionsweise einer Gesellschaft sind an und für sich autonom, voneinander im Prinzip unabhängig: Sie gehorchen je eigenen Gesetzen des Wandels. Die respektiven Veränderungen derselben laufen daher auch zumeist parallel nebeneinander her, wobei die Konsumtionsweise fallweise analogisch („mimetisch“) zur Produktionsweise, die hier gleichsam als Modell fungiert, in Relation steht. Diese „konsumtive Mimesis“ zeigt sich etwa im Falle der Vasallität als eines Verhältnisses innerhalb der herrschenden Klasse, das die Verteilung und den Verzehr des Mehrprodukts (ja selbst den Aufbau des Machtapparats) nach dem Vorbild (Muster) der feudalen Abhängigkeit der unmittelbaren Produzenten (Hörige, Leibeigene) von den Grundherren regelt.

Die Konsumtionsweise einer Gesellschaft wird also nicht unmittelbar von deren Produktionsweise determiniert: Sie gehorcht, wie wir sahen, einer inneren Dynamik.

Diese Dynamik der Veränderung der Konsumtionsweise hängt nun ab:

1. von der Notwendigkeit des Aufeinanderabstimmens dieser diversen Formen von der inneren Logik der verschiedenen Konsumtionsformen (sofern sie funktional aufeinander bezogen sind);
2. von der Modulation durch ideologische Praxis.

⁸ „... die Produktion des Lebens, sowohl des eignen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung ...“ (K. Marx/ F. Engels, *Die deutsche Ideologie*, in: MEW 3, S. 29); vgl. auch: F. Engels, *Der Ursprung der Familie des Privateigentums und des Staats*, in: MEW 21, S. 27.

Ideologisches Handeln ist überhaupt das hauptsächliche endogene Movens (der innere Motor) der Transformationen der Konsumtionsweise, insofern als es sich hier darum handelt, das „Bild der Welt“ *faktisch* werden zu lassen, zu „materialisieren“, zu objektivieren. Und dies hat zur Folge, daß die konsumtiven Verhaltensweisen entsprechend diesem „Bild“ in neue Bahnen geleitet, in neue Kanäle umgelenkt werden.

7.

Transformationen der Konsumtionsweise jedoch, die aufgrund einer gewissen Eigendynamik erfolgen und welche *auf irgendeine Weise Sand in das Getriebe des Produktionsprozesses streuen*, mithin die Reproduktion des Lebens (in ihrem doppelten Aspekt als physische und genetische Reproduktion) zerrütten respektive das Surplus schmälern, auf welchem seinerseits nicht nur die erweiterte Reproduktion der Produktionsgrundlagen, sondern auch – als der Basis des konsumtiven Universums in einer Klassengesellschaft – höhere Formen der Realisierung der genetischen Vorgaben ruhen, stoßen an gewisse Grenzen (in einer Art negativer Determination)⁹ und werden eben deswegen in ihrem Fortgang behindert: Denn die Produktion ist die *Voraussetzung* der Konsumtion, welche die genetisch tradierten Impulse ultimativ realisiert, und überhaupt (wenn man bis ins Extrem geht) des Überlebens der Gesellschaft. Und sie werden in ihrer Entfaltung gehemmt, insofern die *Produktionsweise* einer jeden Gesellschaft aufgrund des jeweils gegebenen Standes der Produktivkräfte (des Produktivkraftniveaus) nicht ad hoc abgeändert, nicht willkürlich an neue Konsumtionsformen angepaßt werden kann: Denn dies würde voraussetzen, daß die Bedingungen der Anpassung jeweils schon vorhanden sind. Daher sind, kurz, solche Transformationen, welche – sagen wir über die Abzweigung von Arbeitszeit aus der Produktion, die Deterioration der ökologischen Bedingungen, die Schmälerung der Arbeitskapazität, die Minderung der Reproduktionsfähigkeit usw. – die Produktion (jeweils in einem bestimmten historischen Kontext genommen) negativ tangieren, ausgeschlossen oder sie setzen sich auf lange Sicht nicht durch.

Diese „Blockierung“ gelangt folgendermaßen zur Wirkung:

1. Entweder vermeiden die Akteure alles das mehr oder weniger bewußt (Tradition), was das Funktionieren des Produktionsprozesses beeinträchtigen könnte: Es fällt schlicht der gesellschaftlichen Ächtung anheim (sanktioniert durch Verbote, Gesetze, Tabus, Mythen, mentale Dispositionen usw.);¹⁰

⁹ „Determinatio est negatio.“ (Spinoza)

¹⁰ Was G. Duby über die produktiven Verfahren sagt, gilt nicht minder für die „Verfahren“ der Konsumtion: „Ihr Überleben (der agrarischen Gesellschaften, N.E.) hängt von der Stabilität eines kohärenten Systems empirischer Verfahren ab, dessen Gleichgewicht als Ergebnis langwieriger Bemühungen, die natürlichen Gegebenheiten bestmöglich zu nutzen, zerbrechlich erscheint und tatsächlich um so zerbrechlicher ist, je primitiver die Techniken sind. Daher leben diese Gesellschaften in der Furcht vor Neuheiten, die das Gleichgewicht zerstören könnten,

2. oder man gibt bestimmte neue Konsumtionsformen bewußt auf, sobald sie mit der Produktionsweise in Konflikt geraten;
3. oder bestimmte Formen der Konsumtion treten überhaupt nicht in den Gesichtskreis: Sie sind einfach *undenkbar*;
4. oder sie gehen schließlich, sofern die Konsequenzen langfristig sind und nicht sofort realisiert werden können, d.h. unterschwellig wirken und nicht absehbar sind, mit der Unterminierung der produktiven Basis, ihrer Dysfunktionalität, der Verengung der produktiven Grundlagen, der Auflösung oder Krise einer Gesellschaft, nach einer bestimmten Zeit selbst zugrunde.

Mit einem Wort: Was mit der gegebenen Produktionsweise nicht vereinbar ist, das wird vermieden, verwelkt rasch oder hat keine Aussicht darauf, langfristig zu überleben.

Das Oberhaupt einer Horde etwa, das es sich in den Kopf setzen würde, sich (wie bescheiden auch immer) eine Pyramide als Grabstätte zu errichten, würde durch dieses sein Vorhaben die Produktion (im Rahmen der aneignenden Produktionsweise) derart zerrütten – durch die Abzweigung von Arbeitskraft aus der unmittelbaren Lebensmittelproduktion –, daß diese Horde schlicht und einfach verhungern, physisch zugrunde gehen würde: und mit ihr der Bau von Pyramiden. Pyramiden kommen daher auch wohlweislich in dieser Gesellschaftsformation nicht vor.

Wenn ein Produktivsystem auf einer Art Milpa (Brandrodungsfeldbau) beruht, welche an sich – mehr als andere traditionelle Anbausysteme – große Erträge erbringt, sofern man dem Boden ausreichend Zeit gibt, sich zu erholen,¹¹ man andererseits aufgrund des Wachstums der Städte, der konsumtiven Struktur (Zeremonien, Luxus, Bauten, Verwaltung und Krieg) nicht umhin kann, die Zeit der Brache zu schmälern, so hat das auf kurz oder lang Auswirkungen auf den Ertrag der Nahrungsversorgung. Denn wenn der Boden zu knapp wird, eine extensive Exploitation daher nicht mehr in Betracht kommt, dann schlitert ein Stadtstaat, der sich auf dieses überforderte Agrarsystem stützt, in eine Phase von Krisen (da ja die ländliche Produktion nicht aus dem Nichts produktiver gemacht werden kann).¹² Er erlebt einen Zustand der Schwäche, fällt

zum Schutz ziehen sie sich unter einen Panzer von Gewohnheiten zurück und finden ihre Sicherheit im Respekt vor einer Weisheit, deren Gewährsleute die Alten sind.“ (G. Duby, Geschichte der Ideologien, in: ders., Wirklichkeit und höfischer Traum, Wagenbach, Berlin 1986, S. 34f.)

¹¹ Beim Brandrodungsfeldbau ist die Anzahl der Hektare, die ein Haushalt zu seiner permanenten Subsistenz benötigt, fünf bis zwölf Mal größer als die bearbeitete Bodenfläche zu einem gegebenen Zeitpunkt. Abhängig vom Bodentyp und den Bearbeitungsmethoden muß ein Feld, das zwei oder drei Jahre hintereinander bebaut wird, zehn bis 25 Jahre brachliegen, damit die Vegetation nachwachsen kann und zwar in dem Ausmaß, das erforderlich ist, damit die Brandrodung die benötigte Nährstoffmenge liefert. Vgl. dazu auch die Bemerkungen von E. Wolf, Pueblos y culturas de Mesoamérica, Biblioteca Era 1993, S. 64.

¹² Vor allem dort nicht, wo Großvieh und damit natürlicher Dünger fehlt und nur eine Getreidesorte angebaut wird, was den Fruchtwechsel ausschließt.

in Chaos und Wirren (da die Ausbeutungsrate erhöht werden muß, um das aktuelle Niveau des Konsums zu behaupten, und zugleich der Konflikt mit anderen Städten sich um die Ländereien verschärft), und das ist ein fruchtbarer Boden für Invasionen barbarischer Völker, die, angelockt durch den Glanz und den scheinbaren Reichtum, dem Koloß auf tönernen Füßen wenn nicht den Todesstoß geben, so doch ihn auf eine frühere Stufe zurückzuwerfen vermögen. Das war es vielleicht, was die klassische Zivilisation der Maya zu Fall gebracht hat.¹³

Andererseits dürfte es kaum überraschen, daß auf der Stufe der kapitalistischen Produktion (und auf der Grundlage des ungeheuren Surplus, das sie hervorbringt) diese Schranken der Konsumtionsweise immer weiter zurücktreten bis zu dem Punkt, wo sie als nicht vorhanden erscheinen.

8.

Wenn daher den Transformationen der Konsumtionsweise Grenzen gesetzt sind, so gilt das umgekehrt für die Transformationen der Produktionsweise nicht.

Endogene Veränderungen der Produktionsweise nämlich, welche durch bestimmte vorgefundene Konsumtionsformen in ihrer Entfaltung gehemmt werden mögen, setzen sich dennoch langfristig durch. Denn sobald man diese Modi durch andere und zwar adäquatere substituiert, berührt dies weder die Produktion negativ (oder doch nur marginal)¹⁴ – da sie schließlich *an diese letztere* angepaßt werden – noch auch den Konsumtionsprozeß selbst, die ultimative Realisierung der genetisch tradierten Impulse, da die Substitution der einen durch andere Modi die *Funktion* als solche intakt läßt: Das genetische Programm kann so oder so realisiert werden, ohne daß dies Auswirkungen auf die Realisierung als *Realisierung* zeitigen würde (wenn man auch „geistige Krisen“ einer Gesellschaft nicht ausschließen kann).¹⁵

Die traditionellen Formen der Belustigung und Zerstreuung, die Jahrmärkte, der Karneval, Kirchweihfeste, Hochzeiten, öffentliche Hinrichtungen und Wanderschauspiele, mögen mit der Zeitdisziplin der kapitalistischen Produktion nicht vereinbar gewesen sein,¹⁶ sie wurden eben deswegen auch über kurz oder lang durch die Freizeit, eine täglich, respektive wöchentlich, einge-

¹³ Vgl. E. Nalda, México prehispánico, in: E. Semo (Hg.), Mexico, un pueblo en la historia, Bd. 1, Alianza Editorial 1992, S. 64.

¹⁴ Ein bestimmter Kult mag für das Gedeihen der Saaten als unerläßlich erscheinen; man hält also hartnäckig daran fest. Allein, auch ohne Regentänze regnet es, während eine Ernte ohne Feldarbeit (und sei dies eben nur das Ernten) ein Ding der Unmöglichkeit ist.

¹⁵ Konsumtionsformen sind „willkürlich“ im Sinne des Saussureschen „*arbitraire du signe*“: Sie erfüllen eine bestimmte Funktion, aber diese Funktion könnte auch von anderen Konsumtionsformen übernommen werden.

¹⁶ Zur aufgabenorientierten Zeiteinteilung in traditionellen Gesellschaften, der diese Konsumtionsformen entsprechen vgl. E. P. Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: ders., Plebeische Kultur und moralische Ökonomie, Ullstein, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1980, S. 39, S. 44ff.

streute und streng fixierte Zerstreuungsphase verdrängt (mit ihren spezifischen Modi wie etwa Kino und Fernsehen), ohne daß dies im Prinzip dem Maß an Vergnügen, das in einer *Klassengesellschaft* zur Rekreation der subalternen Klassen erheischt ist, Abbruch getan hätte.¹⁷

Und da die neuen Konsumtionsformen *an die Produktionsweise* zu adaptieren sind, sind die Voraussetzungen dieser Adaptierung jeweils gegeben oder doch zumindest im Entstehen begriffen. Die Konsumtionsweise beruht zwar auf den jeweiligen „Konsumtivkräften“ (worunter alles das zu verstehen ist, was notwendig erscheint, bestimmte Modi der Konsumtion gewissermaßen in Funktion zu setzen: die diversen Maschinen, Apparate, Geräte, Methoden der Konsumtion), diese entsprechen aber logischerweise der gegebenen Produktionsweise (da sie der *Produktion* entspringen), so daß die Anpassung der Konsumtionsformen an die Notwendigkeiten der Produktion stets die Kräfte vorfindet, die durch sie erheischt sind. Daher ist es ein Leichtes, bestimmte Formen der Konsumtion aufzugeben und durch andere, adäquatere zu ersetzen, ohne daß dies prinzipiell dramatische Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Die Dynamik der Produktionssphäre setzt sich so, sobald ein „Konflikt“ auftritt und sofern der Impuls nur mächtig genug ist, gegen die gegebenen Konsumtionsformen früher oder später stets durch, selbst wenn man das Beharrungsvermögen, den hemmenden und blockierenden Einfluß der letzteren in Betracht zieht: Die Transformationen der Produktionsweise sprengen die Fesseln, die sie in der Sphäre der Konsumtion vorfinden mögen.

9.

Das soll nun nicht heißen, daß Veränderungen der Konsumtionsweise nicht auch Veränderungen der Produktionsweise auslösen, initiieren oder zumindest beschleunigen könnten (in einer Art Katalysatorfunktion), aber dies stets nur dann, wenn die Produktionsweise dazu *disponiert* ist, wenn sie bereits den Keim der Veränderung in sich trägt.

So können die Kriege der römischen Republik als Auslöser (Beschleuniger) des Übergangs zur Latifundienproduktion mithilfe von Sklaven aufgefaßt werden, zu welchen letzteren dann ironischerweise die ständigen Kriege ohne Mühe verhalfen. Denn es waren Kriege, welche die Bauernsoldaten, die mehr Zeit auf dem Schlachtfeld als auf den Feldern verbrachten, indirekt oder direkt ruinierten (und deshalb zum Verkauf ihrer Güter bestimmten), auf der anderen Seite jedoch – sei es der Nobilität die Mittel (die Beute) verschafften, mehr und mehr Grundbesitz zu erwerben (eben das Land der ruinierten Legionäre), sei es das Staatsland (auf geraubtem Gebiet) – den *ager publicus* – anwachsen ließen, welchen dann diese Oligarchie usurpierte.

Oder nehmen wir das Jahr 1000, dessen Dynamik (der Aufschwung der ländlichen Produktion, das Wiederaufleben von Handel und Städten und damit der

¹⁷ Sieht man von einer Übergangsphase ab bis zu dem Zeitpunkt, wo der relative über den absoluten Mehrwert den Sieg davontrug.

Keimform des Kapitals) auf der Zersplitterung des karolingischen Reiches und der permanenten Rivalität zwischen den unscheinbar kleinen Herrschaftsbereichen der Burgherrn beruhte.¹⁸

10.

Wir können daher folgendes Resümee ziehen: Betrachten wir die Geschichte statisch als jeweiligen Komplex von Handlungen, die sich im Rahmen der überlieferten Handlungsbedingungen entfalten, dann finden wir, daß sämtliche Umstände, welcher Natur sie auch immer sein mögen, gleicherweise den Kontext der aktuellen Handlungen bilden. Betrachten wir die Geschichte dagegen dynamisch, dann müssen wir einräumen, daß der Produktion im historischen Prozeß der Vorrang gebührt.¹⁹ Und nichts anderes hat Marx schließlich behauptet.²⁰

¹⁸ Vgl. dazu E. Nyikos, *La liberté dévoilée. Versuch über die Naturgeschichte der bürgerlichen Freiheit*, Passagen, Wien 1994, S. 37ff.; ders., *Die Utopie der kapitalistischen Gesellschaft*, in: Z - Nr. 38 (1999). – Man beachte, daß die neuen agrarischen Methoden (unter anderem das Dreifeldersystem) schon auf den Domänen der karolingischen Zeit angewandt wurden (sh. G. Duby, *Krieger und Bauern, Syndikat*, Frankfurt/M. 1981², S. 193). Außerdem gab es jungfräulichen Boden für die innere Kolonisation in Überfülle. Die Disposition des Produktivsystems war also gegeben.

¹⁹ Es sollte indessen klar sein, daß die hier skizzierte Ansicht diesen Vorrang rein theoretisch begründet. Damit ist noch nichts über die konkrete Analyse historischer Prozesse gesagt. Diese hat, so füge ich hinzu, stets von einer Totalität auszugehen.

²⁰ „Wir müssen ... damit anfangen, daß wir die erste Voraussetzung aller menschlichen Existenz, also auch aller Geschichte konstatieren, nämlich die Voraussetzung, daß die Menschen in-stande sein müssen zu leben, um 'Geschichte machen' zu können. Zum Leben aber gehört vor allem Essen und Trinken, Wohnung, Kleidung und noch einiges andere. Die erste geschichtliche Tat ist also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse, die Produktion des materiellen Lebens selbst ...“ (K. Marx/ F. Engels, *Die deutsche Ideologie*, in: MEW 3, S. 28) „... die handgreifliche, aber bisher total übersehene Tatsache, daß die Menschen vor allem essen, trinken, wohnen und sich kleiden, also arbeiten müssen, ehe sie um die Herrschaft streiten, Politik, Religion, Philosophie usw. treiben können ...“ (F. Engels, *Das Begräbnis von Karl Marx*, in: MEW 19, S. 335)

Hermann Jacobs

Was ist Austausch - und was nicht?

Zur Diskussion um Warenproduktion und Werttheorie

Jetzt liegt mit dem Protokoll der Reden, die auf dem Kolloquium der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen im April 2001 (des Themas „Ist sozialistische Marktwirtschaft möglich?“) gehalten wurden¹, auch der vollständige Text des Beitrages von Horst Richter vor; „Z“ 46/2001 hatte ihn – leicht gekürzt – unter dem Titel „Warenproduktion, Werttheorie und Markt - theoriegeschichtliche Aspekte“ veröffentlicht. Im Protokoll lautet er: „Vereinbarkeit von Marx' Theorie der Warenproduktion mit einer sozialistischen Marktwirtschaft“.²

Horst Richter ist – mir sei diese Rückblende erlaubt – zusammen mit Waldfried Schließer Autor des wohl letzten Lehrheftes für Hochschulen und Universitäten der DDR zum Thema „Warenproduktion und Wertgesetz im Sozialismus“. Dargelegt ist hierin die zuletzt entwickelte, quasi offizielle Auffassung der DDR-Wissenschaft resp. auch der von Partei und Staat in dieser Sache; Horst Richter ist somit nicht irgendwer. Dass er heute manches anders sagt als im Lehrheft, sollte man zunächst gelten lassen (man hat ja dazugelernt und manches, sagen wir Zweifel, früher nicht benannt, die heute aber ausgesprochen werden müssen). Darüber, z.B. über seine heutige Wertung von NÖP und NÖS, hier also keine Kritik (obwohl ich NÖP und NÖS anders einschätze als Richter), aber es gibt in diesen Texten eine Passage, die für die auf Marx sich berufende Wissenschaft wesentlich ist und die man daher nicht unkommentiert passieren lassen sollte. Sie ist ganz abstrakt, Theorie auf der höchsten Stufe, und deshalb so wichtig, weil damit eine Richtung des Denkens, ja, eine gesellschaftliche Orientierung der Linken bestimmt wird.

Richter meint, nur Marx – und sein früheres Lehrheft – wiederzugeben:

„Die Existenz eines vielgliedrigen Systems der Arbeitsteilung und (*und!*, *man beachte die Parallelität*, H. J.) voneinander unabhängiger, selbstständiger Pri-

¹ Die ich hier nicht rezensieren will, aber worauf ich gerne aufmerksam mache: „Ist sozialistische Marktwirtschaft möglich? / Pro und Kontra“; Beiträge des Kolloquiums in Leipzig am 21. April 2001; herausgegeben von Eva Müller, Horst Richter und Joachim Tesch, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V.; Leipzig 04107, Harkortstraße 10, Tel. (0341-9608531). Ein Bericht über diese Tagung – von Dieter Janke – ist ebenfalls in Z 46/01 veröffentlicht.

² Im Schlußteil, der in Z 46 nicht enthalten ist, antwortet er auf die Frage der Vereinbarkeit so: „Sollten (*in einem künftigen Sozialismus*, J.) ... Marktbeziehungen unverzichtbar sein, dann ergibt sich aus Marx' Theorie der Warenproduktion... zumindest die logische Konsequenz, dass neben den Vorteilen der Marktwirtschaft auch ihre negativen Folgen existieren werden ... Es ist dann Aufgabe des Staates ..., das Ausufern negativer sozialer Erscheinungen in Grenzen zu halten.“ (Protokoll S. 27) – Also, mindestens der Staat soll ein sozialistischer/sozialer sein; woher nehmen, wenn die Wirtschaft eine marktwirtschaftliche bleibt, das unterstellt ja sich *behauptende* marktwirtschaftliche ökonomische Subjekte, wer steht also für den manifesten politischen Wandel im Staat?

vatproduzenten bedingt, dass das Produkt objektiv die Warenform annimmt. *Ware zu sein heißt, dass sie einen Gebrauchswert für andere hat und gegen einen anderen Gebrauchswert ausgetauscht wird. (Kursiv von mir, J.)* Nur durch den Warenaustausch ist es möglich, die eigene Produktion fortzuführen.³

Den hervorgehobenen Satz, in dem Richter erklärt, was eine Ware, folglich ihr Austausch ist, wird man im „Kapital“ – oder anderen Werken von Marx (siehe dazu den Anhang) – vergeblich suchen (und übrigens auch im angeführten DDR-Lehrheft von Richter/Schließer selbst.⁴ Nicht nur, dass wir es hier mit einer falschen inhaltlichen Fixierung dessen, was der Warenaustausch, oder weitergehend Warenproduktion, ist, zu tun haben: Man gerät einfach in Schwierigkeit, den Kommunismus, das Gegenteil der Warenproduktion, richtig zu bestimmen, wenn die Warenproduktion falsch bestimmt wird; wenn – in dieser Ebene der Abstraktion – entweder die Warenproduktion wie der Kommunismus oder der Kommunismus wie die Warenproduktion erkannt wird. Es ist für eine Kommunismus-Auffassung (ich mache hier keinen Unterschied zu einer Sozialismus-Auffassung) aber existentiell, konstitutiv, sich eine Arbeitsteilung, d.h. einen Händewechsel der Arbeitsgüter als Gebrauchswerte, ohne die Warenform des Produkts vorzustellen. Der Kommunismus kann nicht mehr in seinem spezifischen Verhältnis verstanden werden, wenn dieses bereits für die Warenproduktion, als das warenproduzierende Verhältnis unterstellt ist. (Das ist weder für die Warenproduktion, noch für den Kommunismus gut). D.h., dass man Gebrauchswerte für andere, also gesell-

³ Seite 13 Protokoll; in „Z“ 46 Seite 74.

⁴ In diesem Lehrheft fällt allerdings schon die Gebrauchswertzentrierung der Definition der Ware auf (die Richter jetzt offensichtlich nur auf den Punkt bringt). Im Sozialismus kann die Gebrauchswertzentrierung allerdings bedeuten – und dem entsprachen Richter/Schließer –, dass dem Gebrauchswert als Ziel und Sinn der sozialistischen Produktion Genüge getan werden sollte. Und 2. fällt im Lehrheft auf, dass – ich nehme hier vorweg, worum es in meinem Text dann geht – die eindeutige Definition der Wertform fehlt. Es gibt also im Lehrheft noch keine falsche Definition der Ware hinsichtlich des Gebrauchswertes, aber schon keine richtige mehr hinsichtlich der Wertform – dies zum letzten Stand, oder eigentlichen Widerspruch, der DDR-Ökonomen. Sie wollten die Ware fortsetzen, und mußten das Eigentum (das aufgehoben) aus der Ursächlichkeit herausdefinieren – die Inthronisation des Gebrauchswertes und der Abgesang (das Verschwinden im Nebel) der Wertform müssen die logische Konsequenz in der Theorie sein.

Im Lehrheft (Dietz Verlag Berlin, 1986) heißt es: „Der Wert bedingt (!, mehr nicht, er ist es nicht, zu dem, zu dessen gesellschaftlicher Form, getauscht wird, J.) die Austauschfähigkeit der von den sozialistischen Betrieben zur Befriedigung gesellschaftlicher und persönlicher Bedürfnisse produzierten materiellen Güter und ist Vermittler des Gebrauchswertes (!) im Austauschprozess, der den Gebrauchswert dem Konsumenten zuführt“ (Seite 57). Der Wert bedingt die *Austauschfähigkeit der Gebrauchswerte* (sie haben ihre „Austauschfähigkeit“ wohl nicht von ihren inneren Eigenschaften her, da muß der Wert helfen?), und Austauschprozess heißt, so Richter/Schließer, dass Gebrauchswerte den Konsumenten zugeführt werden; da ist er, der Fehler – in Bezug auf das Verständnis der Wertform, oder das verschämte Richtige des im Sozialismus Gemeinten. Nicht um den *Wert* mehr geht es, sondern um das *Geld*: es vermittelt Gebrauchswerte; und das ist natürlich richtig – aber nur für den Sozialismus (und nie für die Wertform). Was fehlt, ist dies: eine richtige Definition dessen, was das Geld im Sozialismus ist.

schaftliche Konsumenten produziert, und so, in dieser Eigenschaft als Konsument von Gebrauchswerten, auch von ihr Güter bezieht, ist rein dem Werden eines gesellschaftlichen Charakters der Arbeit zuzuschreiben⁵ und kann daher keinen Inhalt des Austausches der Gebrauchswerte als *Waren* oder Bestimmung rein eines *Verhältnisses* zur Arbeit ergeben. Arbeitsteilung ist a priori unabhängig von der Warenproduktion zu behandeln, und innerhalb der Warenproduktion mindestens als deren Widerspruch, wenn nicht Gegensatz. Arbeitsteilung, Gesellschaftsbewegung der Produkte, wird immer sein – sobald die menschliche Arbeit ihren gesellschaftlichen Charakter erreicht hat –, auch, oder erst recht, im tiefsten Kommunismus. Und wenn Richter meint, nur durch Warenaustausch ist es möglich, die eigene (was heißt eigene?) Produktion fortzuführen, so widersprechen wir hier aus dem *gleichen Grund*, weil wir Erhalt der besonderen Produktionen sehr gut aus gegenseitiger Konsumtion der Gebrauchswerte – nach Bedarf der „eigenen“ Produktion (sofern es um die Produktion geht) – erklären können.

Die Ware wird also enden, und der Händewechsel der Produkte als Gebrauchswerte wird bleiben.

Aber wenn das so ist, dass eine Gebrauchswertdefinition für den Austausch entfällt, was ist dann der Austausch? Der Austausch der Güter als *Waren*? Etwas, was im Kommunismus endet, also *nicht* bleibt? Hier geht es eben darum, zu erkennen – und sich wirklich zu bekennen –, dass eine Doppelform vorliegt. Auf die eine dieser beiden Formen kommt es an, damit von einem Austausch die Rede sein kann oder wir seinen *spezifischen* Inhalt erkennen. Gesellschaftlichkeit ist hier von spezifischem Inhalt: Wert. Austausch heißt, nicht dass der Gebrauchswert zu einem anderen wechselt – nicht diese Art von Gesellschaftlichkeit ist gemeint (obwohl sie gemeint sein könnte, und Kommunismus hieße, dass diese gemeint ist), sondern die Ware zu ihrer *Wertform tauscht* (und der Gebrauchswert als Fluß des Produkts zu einem anderen, gesellschaftlichen Konsumenten hin, spielt hierbei nur die Rolle eines Trägers dieser Prozedur; das heißt auch: Einer gesellschaftlichen Entwicklung der Arbeit wurde Gewalt – eine andere gesellschaftliche Gewalt – angetan, und deshalb, aus diesem anderen Grund, die Doppelform, d.h. Warenform des Produkts). Die *Wertform* ist als das spezifisch zu Entwickelnde des Austausches zu erkennen. Wertform (also Ware und deren Austausch) heißt, dass *eine* Form zu einer *anderen* Form *getauscht* wird; es liegt Auswechslung der Formen vor. Das Unentwickelte ist zu entwickeln, das ist die Wertform der Ware. Die unmittelbare, gesellschaftlich *nicht* vermittelte, *gesellschaftlich nicht gültige* Form, die die Ware – oder richtig: deren Wert – zunächst ist, ist zu einer *gültigen, daher unmittelbaren* Form ihrer Gesellschaftlichkeit zu entwickeln, das gilt allein für die Wertform – und Tausch ist die Bewegung, über die das geschieht. „*Ware*“ wechselt zu *Ware*, „*Wertform*“ zu *Wertform*,

⁵ Und muß einmal ohne gesellschaftliches Verhältnis = Warenproduktion, und andermal mit gesellschaftlichem Verhältnis = Kommunismus verstanden werden.

das Latente zum Realen. Es handelt sich um reinen Wechsel zweier Formen für den Wert, worin die eine die andere – oder die äußere die innere – aus ihrer *privaten* Daseinsweise erlöst. Der Wert hat hier eine private, unmittelbar nicht gesellschaftliche Daseinsweise und muß tauschen mit seiner/in seine gesellschaftlichen Daseinsweise. Innerhalb ihrer gesellschaftlichen Daseinsweise des Wertes befindlich ist private Arbeit von allgemeiner Daseinsweise und unterscheiden sich private Arbeiten nur noch quantitativ voneinander. Dass sie sich auch qualitativ voneinander/untereinander unterscheiden, d.h. als Gebrauchswert von ihrer Wertform unterscheiden (oder als konkrete von ihrer abstrakten Seite der Arbeit unterscheiden), ist nun überwunden. Die Ware muß ihren Gegensatz, den sie eingeht – von Gebrauchswert und Wert, Kommunismus und Eigentum –, dadurch überwinden, dass sie die in der Ware gesetzte Einheit des Gegensatzes aufgibt – und gibt diesen auf oder löst ihren Gegensatz, indem sie zu ihrer eigenen gesellschaftlichen Form findet, d.h. woraufhin sie *Eigentum* ist. Waren (Arbeiten) beziehen sich nur noch als Werte aufeinander. Was die Gesellschaft – des Privateigentums – angeht, so hat sie in der Wertform zu ihrer Gesellschaftlichkeit gefunden. Sie kommuniziert über den Wert. Wert ist das, was sie im gegenseitigen Verhältnis untereinander respektieren, sich gegenseitig garantieren (im Schnitt). So dass sie trotz des gegenteiligen Bodens, auf den sie geraten und auf dem sie auch (!) agieren, als *Eigentum* einander reproduzieren, deren *Gegenstand* der Wert und seine Menge. Mit dem Gebrauchswert hat das nichts zu tun; dieser ist a priori gesellschaftlichen Charakters und steht hier nicht zur Debatte. Es gibt also keinen privaten Charakter des Gebrauchswertes, der erst ein gesellschaftlicher werden muß – und weshalb die Tauschform die Form des gesellschaftlichen Gebrauchswertes wäre. Der *Gebrauchswert* bleibt während dieser Prozedur des Tauschs immer derselbe, er tauscht gerade nicht (weil er das gar nicht kann).

Worum es bei der Ware geht, ist, dass ihr unmittelbar nicht gesellschaftliches Verhältnis (gleich ihr Wert im unmittelbar privaten Sinne) zu ihrem gesellschaftlich unmittelbaren Verhältnis (gleich ihrem Wert im unmittelbar gesellschaftlichen Sinne) wechselt, eben tauscht, das ist der ganze Inhalt des Austauschs und worin das Produkt eine *Ware* ist. Aber die Wertform setzt nur um, was für dieses spezifische Privateigentum gilt; sie sagt nur auf gegenständliche Weise, was für ihren lebendigen Eigentümer zu sagen ist. Die Wertform kann gründlich mißverstanden werden, wenn sie, die äußerlich zum Eigentum erscheint, äußerlich zum Eigentum auch, also aus sich selbst heraus, verstanden sein will; z.B. *aus der Arbeit*.

Man darf sich nicht um die private Voraussetzung der hier gesellschaftlich wirkenden Arbeit herumgeln. Sie befindet sich in einem Widerspruch; unmittelbar ist sie private Arbeit, die aber an ein gesellschaftliches Umfeld geraten ist, Privatarbeit produziert ihr Produkt für andere, gesellschaftliche Konsumenten. Aber was produziert sie für sich? Das ist doch ihr Problem, dass sie unter dieser Bedingung gesellschaftlicher Produktion etwas für sich produzieren muß (sonst könnte man in Warenproduktionen auch assoziierte Produktionen erkennen – und das sollte ja der Fall sein, da ist ja das Problem – für Lin-

ke). Private, Eigentümer hören doch nicht dadurch, dass sie gesellschaftlich produzieren, auf, für sich, für die Privatheit, für das Eigentum zu produzieren. Auch ein Laie kann sich unter der Bedingung, dass es der Gebrauchswert nicht ist, den sie für sich aneignen, vorstellen, dass es etwas anderes sein muß, was sie an deren Stelle als Eigentum aneignen, so daß sich das Verständnis des Sinns der Wertform von selbst ergibt. Wert ist, sagen wir das doch einmal, eine *Eigentumsform der Aneignung*. Keineswegs wird schlechthin der Arbeitsaufwand, wie man den Wert ja auch zu definieren hat, angeeignet, sondern als ein Eigentum angeeignet, und in einer allgemeinen Form. Warum allgemeinen Form? Weil Privatarbeit, Privateigentum, die an einen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit geraten, nur unter der Bedingung privat sein können, dass sie allgemein sind; es kann nicht mehr um Privatarbeit/-eigentum gehen, das sich von der Gesellschaft isoliert, abkapselt. D.h. die private Arbeit muß sich in der Gesamtarbeit bewähren. Man kann sich die Gesamtarbeit (oder gesellschaftliche Arbeit) ohne Privatform der Arbeit vorstellen, aber man kann sich Privatarbeit unter der Bedingung von gesellschaftlicher Gesamtarbeit nur noch als allgemeine Privatarbeit vorstellen.

Der Arbeit wird hier ein doppelter, zweiter Inhalt abverlangt; zu dem, von Gebrauchswert zu sein, kommt der hinzu, von Wert zu sein. Der eine Inhalt der Arbeit wird also aufgegeben, zu ihm wird (noch) kein gesellschaftliches Verhältnis hergestellt (aufgeben heißt hier, zu dieser Seite der Arbeit kein Verhältnis aufzubauen), damit das Verhältnis für einen *anderen gesellschaftlichen Inhalt der Arbeit* freigemacht werden kann. (Es geht auch nicht darum, dass die Arbeit doppelten Charakters ist, zwei Seiten hat; sondern es geht darum, dass zu den beiden Seiten der Arbeit ein jeweils spezifisches gesellschaftliches Verhältnis hergestellt sein kann, d.h. zwei Gesellschaftsformen; geschichtlich zunächst also nur die eine).

Der Widerspruch, zu zwei gesellschaftlichen Verhältnissen genutzt werden zu können – wenn man will zum Privateigentum (bis zum Kapitalismus) und zum Kommunismus –, ist dieser Produktionsweise, der *Warenproduktion* – oder ihrem Widerspruch –, immanent; sie ist a priori doppelten gesellschaftlichen Ansatzes. Die Möglichkeit, die Seiten, Umstände, Bedingungen einander zu verwechseln, liegt in der Natur dieses doppelten Charakters von einerseits privater und andererseits gesellschaftlicher Arbeit. Die Präzision in der Definition des allgemeinen Verhältnisses der warenproduzierenden Privatarbeit, dass Austausch tatsächlich eng begrenzt werden muß auf die Form für den Wert, ist deshalb wichtig, weil das, was im gesellschaftsformatorischen Verständnis nur ein Ausschluß sein kann, in der Warenproduktion nur eine Einheit bildet. Genau auf diese Einheit darf man also nicht hereinfallen. (Weshalb es in der Kommunismus-Theorie immer falsch war, vom Kommunismus als einer Produktionsweise zu sprechen, die im Kapitalismus *keine* Voraussetzungen, *keine* vor„gefertigten“ Formen vorfindet; in diesem allgemeinen Sinn stimmt das nicht, es beruht im Gegenteil die *Logik* des Kommunismus auf diesem doppeltgesellschaftlichen Ansatz im Rahmen der Produktion, die zunächst als Warenproduktion beginnt).

Nichts ist also von der Erklärung der Warenproduktion genommen – wenn so erklärt –, genommen ist nur von ihr, dass sie/ihre Wertform falsch erklärt wird. Aus der Arbeitsteilung ergibt sich keine Notwendigkeit für die Wertform. Arbeitsteilung verfügt ja über ein eigenes Aneignungsregime gesellschaftlicher Art. Dieses ist dem Gebrauchswert immanent, d.h. aus ihm abgeleitet, und beflügelt ebenso die Produktion; ja, ohne diese Grundlage wäre die Wertform Nonsens, gar nicht herstellbar. Ohne dass Eigentumsarbeit von ihrem Gegenteil, Gesellschaftsarbeit, partizipiert, könnte Eigentumsarbeit gar keine Gesellschaftsarbeit sein.

Ist der erste Teil der zitierten Passage bei Richter noch richtig (und entspricht er Marx) – er hätte nur auf den widersprüchlichen Charakter von einerseits Arbeitsteilung und andererseits privater Produktion, also Eigentumsproduktion aufmerksam machen müssen (und dann stört natürlich dieses „und“, die Parallelität von Existenzbedingung und Ursache) –, so ist eben die Fortsetzung, der zweite Satz, direkt falsch. Die stete *gleich berechnete* Behandlung von Arbeitsteilung und Privatproduktion als Ursache der Warenproduktion, von der im ganzen Verlauf des realen Sozialismus die wissenschaftliche Literatur nicht losgekommen ist, führt (führte) die Marxsche Theorie aus einem klaren, geklärten Zustand in einen wieder ungeklärten Zustand zurück.⁶ Das erlaubt, den Austausch ebenso aus dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit wie aus dem Privateigentum zu erklären, erlaubt, vom Händewechsel der Gebrauchswerte ebenso wie von der Wertform als dem Austausch zu sprechen; und das heißt auch, deren beiden spezifischen Inhalte ineinander laufen zu lassen, miteinander zu vermischen und den Unterschied – der ja ein gesellschaftlicher ist – zu verwischen. Die Warenproduktion erfährt so eine ungemäße historische Erweiterung, wenn man von einer Beziehung, die immer bleibt, sagt, dass sie den Austausch erfordert. Dann sagt man von ihr, dass sie eine Spezifik ist, die allgemein. Dann muß auch die Wertform immer bleiben. Das heißt, indem das private Eigentum (Privatarbeit) als Ursache der Warenproduktion „verschwindet“ (per Definition), ist die Warenproduktion Allerweltsproduktionsweise. Und das Eigentum (als Ursache) verschwindet, wenn es als die *alleinige* Ursache der Warenform der Produkte verschwindet und neben ihr noch eine andere „Ursache“, oder neben der Wertform auch noch der Gebrauchswert als Austausch/auszutauschen auftaucht.⁷ Man kritisierte ja dann den Kommunismus, wenn man die Waren-

produktion der geschichtlichen Kritik aussetzte. D.h. die Verkehrung ist vollkommen, der Kommunismus, die Kommunisten, sind außerhalb der Logik gesetzt. Oder sind überflüssig, wenn das, was sie im Kommunismus erreichen wollen, schon in der „sozialistischen Marktwirtschaft“ erreichbar ist.

Bestimmte „Definitionen“, die im realen Sozialismus der Begründung der Warenproduktion im Sozialismus dienten – und die immer, auch wenn gut gemeint, falsch waren –, und heute ihrer Überform, der „sozialistischen Marktwirtschaft“ dienen sollen – und einfach falsch sind (für die Wertform, die „Markt“wirtschaft) –, dürfen nicht fortgesetzt, sondern müssen endlich überwunden werden. Nicht noch unklarer, sondern wirklich klar – zurück in eine Rekonstitutionsphase (mindestens der Theorie⁸) des Sozialismus.

*

Apropos: Im Sozialismus realisieren die Konsumenten (Betriebe eingeschlossen) die Güter als Gebrauchswerte. Sie eignen (eigneten) noch über Geld an. Aber die für sie gebildeten oder aus den Einnahmen abgeleiteten Geldfonds waren *Kauffonds*, also konsumtiv bestimmte Fonds oder Rechte. Ein abstraktes, aus der eigenen Leistung, also Arbeitszeit (oder „sozialistischen abstrakten Arbeit“), abgeleitetes Recht, diese Zeit in einer allgemeinen Form anzueignen und als Recht der Aneignung zu besitzen, existierte für die „Käufer“ (Individuen, Betriebe) nicht. Geld existierte, Preise existierten, Kosten mußten ermittelt werden, aber die Wertform als anzueignendes Recht existierte nicht. Die Preise wurden *deshalb*, weil *kein Recht* mit ihnen verbunden – und es ja unsinnig ist, ein solches Recht auf den Wert zu formulieren, wenn ein anderes Recht (auf den Gebrauchswert) formuliert worden –, hinsichtlich der Werte „ungenau“. Wir verstehen diese Veränderung, die eine im Verhältnis zum Wert, der Wertform ist, erst richtig, wenn wir vorausschauen „in den Kommunismus“. Dann ist das Geld, Preis usw. (in der Marxschen Voraussicht) verschwunden. Was bleibt, ist der Gebrauchswert, der vom Produzenten zum Konsumenten läuft – wie schon gehabt (seit Tausenden Jahren in der Warenpro-

von „privaten, selbstständigen Produzenten“ als „ausschlaggebend (*reicht das?*, H. J.) ... für die Existenz der Warenproduktion“ (ebd., S. 13, Protokoll). Aber dann wäre 1. der angeführte Satz (Austausch ist Gebrauchswert gegen Gebrauchswert) auch falsch, und 2. wollen wir uns das einmal ansehen, wie er den Zusammenhang von Arbeitsteilung und Warenproduktion „dialektisch“ erfasst: „Zwischen Existenzbedingung und Ursache der Warenproduktion besteht eine enge Wechselwirkung, die vor allem für das Verständnis der Entfaltung der Warenproduktion und das Verständnis des Wertbegriffs von Bedeutung ist“ (S. 13, in: Z 46, S. 74). Dass die Entfaltung der Arbeitsteilung für eine Entfaltbarkeit auch der Warenproduktion steht, ist klar: Das ist aber auch schon das Ganze an „Wechselwirkung“. Zur „Ursache“ dagegen besteht keine solche, weil die Arbeitsteilung als Ursache/verursachend gedacht eben *keine* Warenproduktion hervorruft; und der letzte Gedanke, „Wechselwirkung ... für das Verständnis der Wertform“ ist dann eben das Falsche, worin das Eigentum verschwindet und die Arbeitsteilung das Eigentum ersetzt.

⁸ In einer Situation (wie der jetzigen), in der es in der Politik darauf ankommt, neue Wege zu finden und zu gehen, drückt der Umstand, dass in der Theorie wie eh und je am Ziel festgehalten wird (und damit am gesellschaftlichen Unterschied), aus, dass vom gleichen Subjekt ausgegangen wird.

⁶ Die „Rückführung in den unklaren Zustand“ hat keineswegs geendet. In der ersten Ausgabe der „Marxistischen Blätter“ 2002, deren Hauptthema – aus Anlass der Euro-Einführung – das Geld ist, legt Klaus Wagener eine Genese der Ware und ihrer Wertform vor, in der unter dem Stichwort Ursachen das private Eigentum mit sage und schreibe keinem einzigen Wort erwähnt ist, dagegen ist die Arbeitsteilung nur erwähnt; d.h. Richter – oder eine „sozialistische Interessiertheit“ am Thema – ist noch gesteigert: Die Arbeitsteilung wird in der Tat zur Voraussetzung der Wertform der Arbeitsprodukte, also ihrer Warenform. Weil Gebrauchswerte hin und her wandern, habe sich das Interesse am Wert ergeben, aus diesem sei jenes abgeleitet worden – und deshalb die Wertform. Wo bleibt da die Logik? Das sind schlechte Aussichten für den Kommunismus. (Klaus Wagener: „Wa(h)re Werte“, MBI 1/2002)

⁷ Horst Richter könnte sich darauf berufen, dass er – an anderer Stelle (und explizit in seinem Lehrheft) – von der Arbeitsteilung als einer Existenzbedingung der Warenproduktion spricht, und

duktion). Die gesellschaftliche Anerkennungsfunktion gilt jetzt dem Gebrauchswert und wird dadurch realisiert, dass der Gebrauchswert konsumiert wird; Konsum ist Anerkennung. Darauf kann sich der Produzent berufen, ist nun seinerseits anerkannt, und kann als zur Konsumtion berechtigt auftreten. Das *Signal*, das vom Konsumenten an den Produzenten gesendet wird, und von diesem an die ihm vorausgesetzt Produzierenden weitergereicht wird – wie aber auch an eine Zentrale, die über die Proportionalität der Produktion anhand der Bedürfnisse in ihrer Gesamtheit entscheidet –, entspricht der Bewegung, die das *sozialistische Geld* ausführt, d.h. wir erkennen in der ersten Phase – oder in den Bewegungen des Geldes dieser Phase – eine Vorwegnahme der zweiten Phase, so dass eine Einheit beider Phasen dem Inhalt nach festzustellen ist, und ein Unterschied nur in der Form. Das war – im realen Sozialismus – theoretisch zu begreifen, und nun ermesse man, wie schwer es war, im Grunde unmöglich, hier hinein die Wertform als eigene Form der Aneignung zu plazieren, d.h. dem Geld, dieser bloßen Form, seinen alten Inhalt abzunehmen, statt ihn anhand der neuen Bewegung neu zu bestimmen. Theoretisch mochte das noch angegangen sein, praktisch eben nur im Widerspruch zum neuen gesellschaftlichen System.

*

Anhang: Noch einmal zu dem, was Marx gesagt hat

„In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform (*also nur in dieser, H. J.*) bilden sie (*die Gebrauchswerte, H. J.*) zugleich die stofflichen Träger des – Tauscherts.“

„Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen ...“⁹

„Andererseits aber ist es gerade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten, was das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisiert.“ (*Damit kommen wir der Sache schon näher, H. J.*).

⁹ Dies der Satz bei Marx, auf den sich Richter – und weitere – formell berufen könnten: *Gebrauchswerte* tauschen einander; aber hier fallen Verkauf und Kauf noch nicht zeitlich und räumlich auseinander und daher erscheint die Wertform noch nicht frei von der Gebrauchswertform. Bereits hier entdeckt Marx aber die Wertform als selbstständige Tauschform der Ware, indem er schreibt: „Der Tauschwert erscheint ...“. Marx ist der Tauschwert wichtig; das aber unterstellt, dass die relative Wertstellung – der Ware, die das gesellschaftliche Verhältnis sucht – hergestellt ist bereits im ersten Austausch. Die eingetauschte Ware ist in Funktion für die Wertform als selbstständige Tauschform gebracht. Die relative Wertstellung ändert im Lauf der Warenproduktion ihre Form nie, einmal entwickelt, ist sie immer entwickelt. Was sie ausdrückt resp. ausdrücken will, ist das Allgemeine – „Arbeit im nämlichen (gleichen) Sinne“ –, und dies ist um so besser ausgedrückt, wenn in einer Form, die zugleich die allgemeine, also Form für alle ist – und um so selbstständiger ausgedrückt, wenn sich Verkauf und Kauf räumlich und zeitlich trennen; wenn das Interesse an der anderen, äußeren Ware als der andere, äußere Gebrauchswert zurücktritt und das Interesse an der eigenen Ware als bloßem Wert (in den Tauschwert zu wechselndem Wert) hervortritt. Nur die äquivalente Stellung unterliegt also einer Entwicklung, und dies ist dann die Entwicklung der Warenproduktion *als historische für die Wertform*).

„Seine Ware hat für ihn (*für den Warenproduzenten, H. J.*) keinen unmittelbaren Gebrauchswert... Für ihn hat sie unmittelbar nur den Gebrauchswert, Träger von Tauschwert und so Tauschmittel zu sein ... Alle Waren sind Nicht-Gebrauchswerte für ihre Besitzer, Gebrauchswerte für ihre Nichtbesitzer. Sie müssen also allseitig die Hände wechseln. Aber dieser Händewechsel bildet ihren Austausch, und dieser Austausch bezieht sie als Werte aufeinander und realisiert sie als Werte. Die Waren müssen sich daher als Werte realisieren, bevor sie sich als Gebrauchswerte realisieren können.“

(*Es ist ja nicht so, dass Marx nicht um den Ausdruck ringt, er will uns etwas klarmachen: Dass die Form für den Wert konstituiert wird, und dies Bewegung in einer Bewegung ist, H. J.*)

„Beide Formen, relative Werthform der einen Waare, Aequivalentform der anderen, sind Formen des Tauschwerths.“ (*Hier könnte es auch Wert heißen, H. J.*) (Dies Zitat aus der Erstaufgabe, MEGA 5.2./33 Seite 21, alle anderen aus MEW.)

*

Soweit Marx, und nur in einer Auswahl.

Nur in der ersten historischen Form der Warenproduktion wechseln in der Tat zwei verschiedene Gebrauchswerte einander den Besitzer, aber Marx erkennt schon in dieser einfachsten Form – für den Wert! –, dass Wechsel/Austausch der Form für den Wert vorliegt; Sinn der ersten Ware ist Sinn der zweiten Ware. D.h. jeder Gebrauchswert in jeglicher Warenproduktion hatte a priori nie den Sinn, durch Hergabe seines Gebrauchswertes den anderen Gebrauchswert zu erlangen, sondern im anderen Gebrauchswert die andere Form für den Wert zu erlangen: Unmittelbare Form, die der eigene Gebrauchswert nicht sein kann. Berührung des eigenen mit dem anderen Gebrauchswert ist also immer Voraussetzung, dass sich das gesellschaftliche Verhältnis, wie die Form für dieses Verhältnis, dieser eigentümlichen Produktionsweise entwickeln kann (aber Berührung schon mit dem einen heißt potentiell Berührung mit allen). Dieser Sinn ist aus den Anfängen der Warenproduktion zu befreien, man darf nicht auf die Scheinbarkeit des Gegenteils hereinfallen. Diese Produzenten haben also keine unmittelbaren Rechte auf die Gesellschaft, sie sind Private, ihr gesellschaftliches Verhältnis ist beschränkt; ihr Eigentum ist nur ein besonderes. Sie müssen sich also etwas „einfallen“ lassen um sich (!) gesellschaftlich zu gewinnen. Man nehme aus dem Verständnis der Warenproduktion oder Wertform diesen besonderen, privaten Eigentümer heraus – und man versteht nichts mehr. (Man versucht dann sie als Arbeit zu verstehen, aber das führt in die Irre). Nicht die Wertform erklärt den Privaten, sondern der Private erklärt die Wertform. Wie aber umgekehrt in der Hinführung des Austausches auf den Gebrauchswert der Private als etwas Gesellschaftliches erklärt wird; wie – interessant.

„Gibt es ein nachfordistisches Produktionsmodell? Analysen und arbeitspolitische Konsequenzen“

Workshop des Forschungsinstituts Arbeit, Bildung, Partizipation (FIAB) am 22./23. Februar 2002 in Recklinghausen

Im Gegensatz zu nach wie vor verbreiteten Vorstellungen einer weitgehend ungebrochenen Kontinuität des „rheinischen Kapitalismus“ verweist die These von der Entstehung eines neuen Produktionsmodells auf die Durchsetzung eines „Kapitalismus neuen Typs“ (Ingrao/Rossanda). In ihm wird die fordistische Regulation gesellschaftlicher Arbeit durch schwindende gewerkschaftliche Organisationsgrade und eine absterbende Konfliktfähigkeit aufgezehrt. Ungeachtet der relativen Stabilität fordistischer Institutionen der Arbeit setzt sich „hinter dem Rücken der Akteure“ ein umfassender Transformationsprozess von Arbeit und Regulation durch, der die Gewerkschaften in ihrem Kern trifft. Diese neue Qualität des Beziehungsgeflechts von Arbeit und Regulation wird inzwischen auch von führenden Vertretern der französischen Theorie der Regulation, allen voran Robert Boyer und Michel Aglietta, unter dem Schlagwort vom „finanzgetriebenen Akkumulationsregime“ postuliert. Es gebe den Rahmen vor, in dem sich die verschiedenen Kapitalismustypen der Zukunft ausbilden werden. Ob die Gewerkschaften dabei allerdings auch eine Zukunft haben, ist offen.

Der Workshop des Forschungsinstituts Arbeit, Bildung, Partizipation (FIAB) in Recklinghausen setzt hier an. Klaus Dörre, Direktor des FIAB, machte in seinem Einleitungsreferat die These manifest gewordener „Entsprechungen“ von Managementprinzipien, Firmenorganisation und Arbeitsbeziehungen stark. Er sieht eine arbeitsorganisatorische Pendelbewegung am Werk, die die noch in der ersten Hälfte der 90er Jahre zu beobachtende „high-road“-Strategie ökonomischer Restrukturierung eliminiere. Schien die high-road-Restrukturierung alternative ökonomische Entwicklungspfade und neue Handlungsoptionen auch für Gewerkschaften zu eröffnen, zeichnet sich mit dem neuen Zusammenhang zwischen der Restrukturierung von Produktion und Finanzmärkten die Durchsetzung einer neuen Herrschaft der Zwänge ab, die als „abstrakter Kontrollmodus“ in die Betriebe hineingepresst werde: unter den Bedingungen eines makroökonomischen Regimes des Shareholder-Value-Kapitalismus setzen sich rigidere Formen der Profitsteuerung in den Unternehmen durch, in verbetrieblichten Wettbewerbskoalitionen wird die Re-Komodifizierung des Lohnverhältnisses vorangetrieben.

Für Dörre steht fest, dass die Kämpfe um und für eine Regulationsweise von nun an auf dem Terrain des neuen Produktionsmodells ausgetragen werden müssen. Dagegen argumentierte Richard Detje (Zeitschrift Sozialismus, Hamburg). Die unzureichende Kohärenz zwischen der Mikroebene der Betriebe und der Makroebene des Finanzregimes verbiete, von einem neuen Produktionsmodell zu sprechen. In Anlehnung an den Marxschen Begriff der „gesellschaftlichen Betriebsweise“ als dem Vermittlungsglied zwischen Mikro- und

Makroebene plädiert Detje dafür, weiterhin von einer Anpassung an die Krise des Fordismus zu sprechen. Es dominiere weiterhin ein „bunter Wirrwarr von Übergangsformen“ (Marx), wobei weder das neue technologische Paradigma noch der Finanzsektor die Kohärenz eines Wachstumsregimes hervorbringen könne. Vielmehr ist die gestiegene Bedeutung der Akkumulation fiktiven Kapitals ein typisches Krisenphänomen, das eine neue Qualität der Verknüpfung von Markt und betrieblicher Wertschöpfung systematisch blockiere.

Mario Candeias (Das Argument, Berlin) vertrat dagegen die These, dass nach einer Suchbewegung der ökonomischen Restrukturierung sich inzwischen eine „konvergente Phase“ eingestellt hätte, in der sich dominante Rationalisierungsprinzipien herausbildeten und eine Symbiose aus „soziotechnischen und neotayloristischen Konzepten“ eingingen. Die entscheidende Ursache für diese Phase verortet Candeias in der Veränderung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse, die neue Formen betrieblicher Herrschaft und Subsumtion erlaubten. Im Unterschied zu Dörre geht Candeias von der nach wie vor gültigen Bestimmung Gramscis aus, dass Hegemonie von der Fabrik ausgehe.

Den veritablen Bruch von Unternehmens- und Arbeitsorganisation mit der fordistischen Vergangenheit machten Statements zur IT-Industrie (Andreas Boes, Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München), zu den Veränderungen von Internationalisierungs- und Governanceformen in der Automobilindustrie (Thomas Sablowski, Wissenschaftszentrum Berlin), zur Marktorientierung in verschiedenen Dienstleistungssektoren (Steffen Lehn-dorf, Institut Arbeit und Technik, Gelsenkirchen) und zur Mitbestimmung bei VW (Thomas Haipeter, ebenfalls IAT) deutlich.

Herausgearbeitet wurde insbesondere der Prozess der Fragmentierung der Produktion und Reallokation auf globaler Ebene als ein Kennzeichen der Reorganisation der Unternehmen (Sablowski), die Durchsetzung neuer Lösungsformen des Transformationsproblems von Arbeitsvermögen in gewinnbringende Arbeit und damit eines neuen Kontrollparadigmas (Andreas Boes) und die sogenannte „Kundenorientierung“ und Marktsteuerung als Durchsetzungsform eines „abstrakten Kontrollmodus“, in dem die Herrschaft der „Kennziffern“ nicht mehr verhandelbar ist: Kennziffern treten den Arbeitenden nicht mehr als Befehl gegenüber, sondern als ökonomische Notwendigkeit.

Gemeinsam waren diesen Statements, dass sie die tendenzielle Schließung der Handlungskorridore „fortschrittlicher“ Arbeitspolitik konstatieren mussten. Allein Thomas Haipeter sah dagegen in der „mitbestimmten Marktsteuerung“ bei VW die Produktion von Ambivalenzen, die auch eine Öffnung des arbeitspolitischen Korridors ermöglichte. Ergänzend wurden zwei Praxisbeispiele referiert: Wolfgang Anlauff und Hanjo Gergs (beide Firmenverbund zur Förderung der beruflichen Weiterbildung, Nürnberg) zeigten Fallbeispiele auf, in denen die Brüchigkeit des Kompromisses „Partizipation bringt Gewinn“ auch neue Handlungsoptionen eröffneten. Gewerkschaftsorientierte Strategiefähigkeit entstehe aus einer Gemengelage aus Gestaltungskompetenz, Gegenmacht und Beteiligungsorientierung vor allem in klein- und mittelständischen Unternehmen neu.

Die Folgen für Theoriebildung und Forschungsorientierung bildeten einen weiteren Diskussionsstrang. Während *Hermann Bömer* (Universität Dortmund) die Bedeutung der Regulationstheorie für die Erfassung des Strukturwandels grundsätzlich in Frage stellte und den Keynesianismus als „Großtheorie“ am Beispiel des Ruhrgebietes zu rehabilitieren versuchte, plädierte *Helmut Martens* (Sozialforschungsstelle, Dortmund) für dialogische Begegnungen von Gewerkschaften und Wissenschaft als den Orten, auf denen die Regulationsfindung in der Epoche des Umbruchs gelingen könne. *Bernd Röttger* (FIAB) schließlich sah in den Insignien einer kapitalistischen Globalisierung nicht nur eine treibende Kraft der Reorganisation von Unternehmens- und Arbeitsorganisation, sondern einen grundlegenden Wandel in den Bedingungen der Regulation von Arbeit. Röttger bestritt nicht die Herausbildung eines neuen Produktionsmodells; es könne aber nur als *ein* Moment der neuen Formation und der in ihr wirkenden Hegemonieverhältnisse und strukturellen Selektivitäten der arbeitspolitischen Arenen analysiert werden.

Insgesamt changierte die Diskussion zwischen dem verhaltenen Optimismus eines mikropolitischen „everything goes“ und dem „Pessimismus des Verstandes“ faktischer Schließung gewerkschaftspolitischer Handlungskorridore. Ob die Zukunft der Gewerkschaften in der Anpassung an veränderte ökonomische Realitäten und in der auf diesem Weg zu erschließenden Re-Regulation widersprüchlicher Produktionsverhältnisse liegt, oder ob nicht vielmehr der „Kapitalismus neuen Typs“ als Ausdruck einer schon geronnenen Objektivität gesellschaftlicher Verhältnisse von den Gewerkschaften mit einer politischen Strategie der Veränderung der Handlungsvoraussetzungen der Regulation gesellschaftlicher Arbeit beantwortet und bearbeitet werden müsse, bedarf weiterer Diskussionen. Das FIAB plant, jährliche Workshops an genau dieser Schnittstelle von Industriosozilogie und Internationaler Politischer Ökonomie durchzuführen.

Bernd Röttger

Eurobetriebsräte und Arbeitsbedingungen

Tagung des „Forum Soziales Europa“, Brüssel, 6. März 2002

Auf dem EU-Gipfel in Barcelona wurde Mitte März nicht nur eine fortschreitende Privatisierung der Energieversorgungsunternehmen beschlossen, sondern – was hinter dieser Meldung in der Presse unterging – zugleich eine weitere Deregulierung der Arbeitsmärkte und der Arbeitsverfassung. Wenige Tage zuvor (6. März) war auf einer Tagung des FORUM SOZIALES EUROPA in Brüssel die Notwendigkeit weiterer Regulierungen angesichts der beschleunigten Veränderungen in der europäischen Unternehmenslandschaft deutlich geworden.

Beim Forum „handelt es sich um ein europäisches Netzwerk vorwiegend linker GewerkschafterInnen, die sich zum Ziel gesetzt haben, den Einfluss der Gewerkschaften auf den Prozess der europäischen Integration zu verstärken.“¹ Das FORUM ist kein institutionalisierter Zusammenschluss, sondern ein Verständigungs- und Verabredungstreffen, um auf der Basis der jeweils unterschiedlichen nationalen Erfahrungen gemeinsame europaweite Handlungsschwerpunkte zu diskutieren. Das Forum tagt halbjährlich, unterstützt von der GUE/NGL-Fraktion im Europäischen Parlament (Vereinte Europäische Linke/Nordische Grüne Linke). Schwerpunkte der Frühjahrstagung waren die Europäischen Betriebsräte (EWC – European Working Councils) und die Veränderung der Arbeitsverhältnisse und Arbeitsbedingungen in Europa. An der Frühjahrstagung nahmen GewerkschafterInnen aus Italien, Frankreich, Spanien, Portugal und Deutschland teil.

Winfried Menrad, Berichterstatter über die EWC-Direktive im Europäischen Parlament und Mitglied der EVP-Fraktion, unterstrich in seinem einleitenden Bericht zwei zentrale Punkte: Erstens ist die Umsetzung wenig zufriedenstellend; von 1.800 in Frage kommenden Unternehmen haben seit dem Jahre 1994 erst ca. 650 Europäische Betriebsräte gebildet. Vorgeschlagen wird deshalb, die Schwelle von 1.000 auf 500 Beschäftigte (bzw. von 150 auf 100 Beschäftigte je Niederlassung) zu senken. Zweitens kommen die Unternehmen ihren Informations- und Konsultationsverpflichtungen höchst eingeschränkt und zögerlich nach. Dabei ist die Hürde für sie bereits sehr niedrig gehängt, da ein Euro-Betriebsrat über keinerlei Mitbestimmungsrechte verfügt.

Doch dass es mit Nachbesserung, was rechtzeitige und umfassende Information bedeutet, nicht getan ist, wurde in der Diskussion deutlich. Vor allem Kollegen aus Spanien und Portugal berichteten über Erfahrungen mit einer angelsächsischen Unternehmenskultur (am Beispiel US-amerikanischer Unternehmen), in denen bereits Informationsrechte von Belegschaftsvertretern ein negatives Standortimage schaffen; selbst eine mittelfristige Unternehmensplanung, die möglicherweise strategische Eingriffe ermöglichen würde, scheitert an der möglichst kurzfristigen Realisierung des Shareholder Value.

Menrads Hinweis, dass selbst im traditionellen Sinne sozialpartnerschaftlich orientierte Verbesserungen derzeit im Ministerrat zum Scheitern verurteilt sind (letztlich am Einspruch Großbritanniens und Irlands scheitern), und seine Einschätzung, dass eine gleichwohl dringend erforderliche Novellierung keine Chance hat, macht deutlich, dass mit Lobbyarbeit so gut wie nichts erreicht werden kann, sondern nur mit Druck aus den Betrieben und den Gewerkschaften minimale Fortschritte möglich sind.² Hoffnungen in Kreisen des Europäischen Gewerkschaftsbundes, im Rahmen des „Sozialen Dialoges“ auf

¹ Heinz Bierbaum u.a., Soziales Europa, Hamburg 2001, S. 85.

² Einen instruktiven Überblick über die Arbeit der EBR bietet: W. Lecher/H.-W. Platzer/S. Rüb/K.-P. Weiner, Verhandelte Europäisierung. Die Einrichtung Europäischer Betriebsräte zwischen gesetzlichem Rahmen und sozialer Dynamik, Baden-Baden 2000. Zur EGB-Stellungnahme zur EWC-Direktive siehe www.etuc.org/structure.cfm.

diesem Gebiet Fortschritte zu erzielen, werden wohl an der Blockade der Unternehmerverbände scheitern.

Die rasanten Veränderungen in der Arbeitswelt wurden von *Fulvio Perini* (CGIL, Italien) und *Klaus Pickshaus* (IG Metall) derart übereinstimmend analysiert, dass man, zumindest für die westeuropäischen Metropolen, von transnational charakteristischen Rationalisierungspfaden sprechen kann. Unterstrichen wird dies durch den „Third European survey on working conditions 2000“ der Europäischen Stiftung zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen in Dublin.³ Die Dubliner Forscher waren ursprünglich von der Erwartung ausgegangen, dass sich mit dem Übergang zu einer „Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft“ die Arbeitsbedingungen quasi „natürlich“ verbessern würden. Die ermittelten Ergebnisse zeigten eher das Gegenteil: Teilweise haben sowohl die physischen als auch die psychischen Belastungen zugenommen. Besonders alarmierend ist die starke Zunahme der Arbeitsintensität. Als Hauptursachen für die registrierten Verschlechterungen werden Personalabbau, Veränderungen der Arbeitsorganisation hin zu mehr Markt- und Kundenorientierung und neue Formen der Arbeitsorganisation identifiziert. Fast 70 Prozent der Befragten beklagen ein hohes Arbeitstempo, das durch den direkten Druck des Marktes erzeugt wird.

Die Herausforderung für Gewerkschaften besteht in einer doppelten und teilweise gegensätzlichen Herausforderung. Zum einen gibt es starke Tendenzen der Retaylorisierung der Arbeitsverhältnisse: Rückkehr kurzer Arbeitsakte und repetitiver Arbeit mit traditionellen Gesundheitsgefährdungen. Auf der anderen Seite stehen mehr Autonomie und weniger Hierarchie in der Arbeitsorganisation, allerdings ohne Kontrollmöglichkeiten: „In den Jahren zwischen 1990-95 gab es eine gewaltige Zunahme von Beschäftigten, die autonom in ihrer Arbeit disponierten; in den Jahren 1995-2000 hatte sich dies stabilisiert. Aber es gab einen deutlichen Verfall bei der Kontrolle der Arbeitsbedingungen: bei Maschinenbedienern, Dienstleistern und Arbeitern im Transport- und Kommunikationssektor“ (p. 12). Hier dominieren Probleme wachsender Arbeitsintensität, immer schnelleren Verschleisses des Arbeitsvermögens und der Qualifikation, von burn-out-Syndromen usw. Sowohl hinter dem tayloristischen Roll-back (Perini zufolge leisten 67 Prozent der Arbeiter [und 37 Prozent aller Beschäftigten] in Italien monotone Arbeit) wie dem nach-tayloristischen „Arbeiten-ohne-Ende“-Syndrom steht die Politik der Vermarktlichung aller Unternehmensbeziehungen („der Kunde bestimmt den Arbeitsrhythmus“).

Pickshaus' Plädoyer, das europäische Projekt über „Qualität der Arbeit“ kritisch zu hinterfragen und in den nationalen Kontexten zu nutzen, sollte angesichts der

arbeitspolitisch synchronen Realitäten geprüft werden.⁴ Es bedarf – von Sizilien bis Bergen – neuer arbeitspolitischer Initiativen jenseits der ausgetretenen Pfade tayloristischer Arbeitsorganisation. *Herman Schmid*, MdE aus Schweden, wies darauf hin, dass bei der europäischen Rechtsetzung mittlerweile ein zunehmender Druck auf Deregulierung und Absenkung der Vorgaben spürbar sei. Aktuelle Konfliktlinien ergeben sich nach dem Eindruck von Pickshaus bei der Verteidigung der vergleichsweise hohen Standards für den Gesundheitsschutz durch die EU-Richtlinien, die noch ein Ergebnis gewerkschaftlicher Interventionen aus den 80er Jahren sind, sowie bei der unzureichenden nationalen Umsetzung dieses EU-Rechts in den Mitgliedsstaaten. Stress im Arbeitsleben ist jetzt EU-weit zu einem Schwerpunktthema im Gesundheitsschutz für das Jahr 2002 erklärt worden. Dies bietet Anknüpfungspunkte für politische und gewerkschaftliche Aktivitäten. *Francis Wurtz* (Vorsitzender der GUE/NGL-Fraktion) verwies auf die Bedeutung, die die weitreichenden Veränderungen in der Arbeitswelt gerade für die Politik der Linksparteien in Europa haben, so dass sich gerade auf diesem strategischen Feld ein intensiverer Meinungsaustausch zwischen der politischen und gewerkschaftlichen Linken anbietet. Für eine Perspektive in der Arbeitspolitik wird auch die Auseinandersetzung um die Arbeitszeit eine zentrale Rolle spielen. Eine realitätswirksame weitere Verkürzung der Arbeitszeiten setzt – so *Horst Schmitthenner* (IG Metall) – unabdingbar auch neue Formen der Leistungsregulation voraus, um zunehmende Arbeitsverdichtung als Ergebnis einer Arbeitszeitverkürzung zu verhindern.

Selbstverständlich wird dieses Thema die Debatten im FORUM SOZIALES EUROPA weiter beschäftigen. In der Herbsttagung wird es – die Themenstellung vorhergehender Treffen aufgreifend – um die politischen Dimensionen und Konsequenzen der Deregulierung und Privatisierung des Europäischen Sozialstaates – damit um die Zukunft eines nicht-angelsächsischen Kapitalismusmodells (einmal politisch ganz bescheiden ausgedrückt) – gehen. In Deutschland steht dies mit der Privatisierung der Bundesanstalt für Arbeit und der Gesundheitsreform ganz oben auf der Tagesordnung.

Die Verständigung über eine Strategie gegen die Vermarktlichung der europäischen Sozialverfassung ist zugleich ein entscheidender Topos beim Kontinentalforum Anfang November in Florenz, das im Februar auf dem Weltsozialforum in Porto Alegre verabredet wurde. Gewerkschaften – vor allem linke GewerkschafterInnen – sind aufgerufen, ihre Vorstellungen über eine „andere Welt“ der Arbeit in diese Debatten einzubringen.

Das nächsten Treffen des FORUM SOZIALES EUROPA findet im Oktober 2002 in Brüssel statt.

Richard Detje/Klaus Pickshaus

³ Herausgegeben von der European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (Bearbeiter: Pascal Paoli und Damien Merlié), der Bericht ist im Internet zugänglich unter: <http://eurofound.ie/publications/employment/3712.htm>. Vgl. auch die deutsche Zusammenfassung in den Arbeit & Ökologie-Briefen Nr. 3-4, 2001, S. 14-17 (Im Internet: http://www.igmetall.de/gesundheit/arbeit_oekologie/01_04_01.html)

⁴ Vgl. zur deutschen Situation und Debatte z.B. Arbeit & Ökologie-Briefe Januar-Heft 2002 (www.oekobriefe.de).

Klassen-Revolution-Demokratie

Tagung „Karl Marx: Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte“, Berlin, 20./21. April 2002

Aus Anlass des 150. Jahrestages der in New York erfolgten Erstveröffentlichung des Marxschen „18. Brumaire“ veranstaltete der „Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V.“ mit Unterstützung durch „Helle Panke“ zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur e.V.“ ein wissenschaftliches Kolloquium.

Rolf Hecker eröffnete die Tagung mit einer Darstellung der Vor-, Entstehungs- und Publikationsgeschichte des „Brumaire“. Danach sprach Claus Offe über die Frage „Gibt es eine politische Theorie bei Marx?“.

Offe verweist eingangs auf jene, die er für Klassiker der Politikwissenschaft hält: Max Weber, Durkheim, Mill und Tocqueville. Die Frage, ob es eine politische Theorie bei Marx gebe, sei falsch gestellt. Politische Theorie gilt ihm als erfolgreiche Suche nach institutionellen Arrangements, nach Pflichten und Rechten der Bürger. Alle Theoretiker zwischen 1650 und 1850 hätten nach einer gerechten Friedensordnung vor dem Hintergrund einer Naturzustandsbeschreibung als negativem Muster gesucht. Es sei, so wird vor dem Hintergrund der politischen Philosophie Hobbes' betont, um Konfliktintegration gegangen. Dem Anspruch politischer Philosophie, deren Gemeinsamkeit von Aristoteles bis in die Gegenwart herauszustellen Offe bemüht ist, habe Marx nicht genügt, weil er den Staat in seiner Ordnungsfunktion disqualifiziere. Vor dem Hintergrund verschiedener Staatsdefinitionen wird kritisiert, daß bei Marx der Staat nur als Form der Organisation der Herrschaft der Bourgeoisie Geltung finde und daß sich Marx funktionalistischer Erklärungsmuster bediene, wie an seiner Beschreibung des Handelns der Bourgeoisie deutlich werde. Funktionalistische Elemente, so Offe, könnten jedoch nur ex post konstatiert werden. Auch sei weder die Marxsche Staats- noch seine Revolutionstheorie konsistent. Denn Marx verfüge nicht über den „kritischen Maßstab“ der Zivilgesellschaft, auch nicht über eine zureichende Institutionenlehre. Verfassungsfragen hätten in seinen Schriften nur eine inferiore Bedeutung. Marx bleibe Utopist, weil er sich rousseauistisch gesellschaftliche Verhältnisse herrschaftsfrei imaginieren und die immerfort bestehende Notwendigkeit des Staates leugne.

Im Gegensatz zu Offe verweist Michael Krätke in seinem Beitrag „Kapitalismus und Demokratie. Marx' Kritik der Politik in seinen ‚politischen Tagesschriften‘“ darauf, daß Marx zeitlebens auch ein Projekt „Kritik der Politik“ im Auge gehabt habe. Die Studien zur Kritik der politischen Ökonomie verdrängten, so Krätke, dieses Projekt. Politik werde als Scheinwelt benannt, sei aber etwas, was es aufzuklären gelte und dessen Schranken aufzuzeigen seien. Bei der Interpretation der französischen Revolutionen habe sich Marx vor allem auf die Presse gestützt, weil ihm anderes Schrifttum dazu nicht vorgelegen hätte. Im

„Brumaire“ konzentriere sich Marx darauf, zu zeigen, daß ökonomische und politische Herrschaft Grundbedingung der ökonomischen Entwicklung sei. Marx sei es vor allem um eine genauere Fassung des Verhältnisses von Staat und herrschenden Klassen gegangen. Der „Brumaire“ stelle quasi einen offenen Text dar, in dem Marx Elemente der Analyse von Parteien und Klassen liefere. Marx habe hier mit verschiedenen Erklärungen experimentiert.

Thomas Marxhausen forderte im anschließenden Beitrag „Nachdenken über eine ‚Ungeheuerlichkeit‘“ dazu auf, sich auf die Geschichte der Arbeiterbewegung zu besinnen. Anfangs präsent sei das Postulat gewesen, als historische Mission der Arbeiterklasse die revolutionäre Beseitigung der bürgerlichen Gesellschaft zu verstehen. Das habe eine verstärkte Akzeptanz der Arbeiter in der Gesellschaft und auf Basis von Kämpfen eine Erhöhung des Standards der Arbeit zum Resultat gehabt. Die Sozialdemokratie habe dann Reform und Revolution getrennt. Auch im „realen Sozialismus“ sei das die bürgerliche Gesellschaft aufhebende Moment, die Utopie, zur Phrase gekommen. Heute lasse sich zudem ein Wandel der Arbeitsformen feststellen, der vom Lohnarbeiter zum formell Selbständigen führe. Die Arbeiterbewegung sei aber so wenig wie ihre historische Mission beendet. Es sei weitere Analyse nötig. Diese notwendige politische Arbeit, so wird mit einer Stelle aus dem Prediger Salomo gesagt, sei weiterzuführen.

Ganz andere Probleme sprach Hermann Klenner mit seinem Beitrag „Marxens Verfassungstheorie und historische Illusionen“ an. Verfassungen seien, so betont er, Siege der Revolution oder Konterrevolution. Marx habe in seiner frühen Zeit die Wirklichkeit, die Verfassung, das Hegelsche Staatsrecht kritisiert und sich so auf eine längere, die Neuzeit durchziehende Debatte bezogen. Rekapituliert wird die Entwicklung von Hobbes zu Hegel. Die Gesellschaft als das Dominante, der Fortschritt als Verfassungsprinzip mit dem Volk als Grundlage, diese Konstruktion werde von Marx in sozialistischer Perspektive erweitert. Erinnert wird an progressive Elemente der amerikanischen und der frühen französischen Verfassung. Ob diese als Grundlage von Entwicklung oder Zerstörung dienten, sei politisch offen. Verwiesen wird hier auf den Mangel des Verfassungsmäßigen in der DDR-Wirklichkeit, und in bezug auf die gegenwärtige Situation wird beklagt, daß die Verfassungsrichter dem Parteienproporz unterliegen. In der anschließenden Diskussion wurde Klenner dahingehend kritisiert, daß er zu sehr an der Illusion der Gewaltenteilung hänge und daß der Parteienproporz bei der Richterwahl noch allemal durchsichtiger sei als etwa der Kooptationsmodus durch die höchste Richterschaft, gerade der deutschen, mit ihrer spezifischen Tradition. Die Illusionen über das Recht kennzeichneten nicht nur die DDR-Wirklichkeit.

Tish Collins stellte am 21. April dann die Institution der „Marx Memorial Library“ (London) und ihre Geschichte vor. Das Haus, in dem diese untergebracht ist, spielte eine besondere Rolle in der britischen Sozialgeschichte und wurde schon im 19. Jahrhundert von der Socialist Party genutzt. Der Neuaufschwung dieser Einrichtung nimmt allerdings von der deutschen Bücherver-

brennung 1938 seinen Ausgang. Man spezialisierte sich in der Folge auf Sammlungen fortschrittlicher Literatur. Heute werden Kurse und Debatten organisiert und z.T. auf freiwilliger Basis klassische Bibliotheksarbeit von zum Teil sehr seltenen Beständen gepflegt.

Diethard Behrens lenkte in seinem Beitrag „Perspektiven des ‚Historischen‘“ die Aufmerksamkeit wieder auf den „Brumaire“. In Erinnerung an die Marxsche Rede, daß die politischen Akteure sich „Kostüme“ anlegten, wird der historische Sinn dieser Handlung diskutiert. Der Gang des Vortrags von der Ereignisgeschichte „1848“ zur Analyse der politischen Struktur im „Brumaire“ hin zu den Klassenkonstellationen offenbarte eine spezifische Historizität, die sich auf die Ereignisse, die Struktur, die Interessen und die Klassen selbst erstreckt. Deutlich wurde, daß Marx hier nicht mit einem Begriff „objektiver“ Klassen operiert, sondern auf den Prozeß politischer, sozialer und ökonomischer Entgegensetzungen verweist, die es gestatten, das Werden der Klasse als Prozeß, als Selbstvergewisserung, als interaktiv konstituierte Prozessualität des Sozialen zu deuten.

Renate Merkel-Melis konzentrierte sich in ihrem Beitrag „Zur Entstehungsgeschichte der französischen Übersetzung“ auf einen Teil der Rezeptions- und Publikationsgeschichte. Daß diese von immensen Schwierigkeiten begleitet war, obgleich von Engels ständig forciert, zeigt sich an der langen Dauer der Übersetzung (1891). Sie dokumentiert auch die unterschiedlichen Interpretationsintervalle der „nationalen“ Rezeptionen.

Peter Ruben widmete sich in seinem Beitrag „August Thalheimers Faschismusanalyse nach Marx' 18. Brumaire“ einem anderen Teil der Rezeptionsgeschichte. Als „gelernter DDR-Bürger“, erzählt er, habe er gemeint, daß es auf dem Boden der DDR keinen Faschismus mehr geben werde und daß die internationalistische Orientierung aufrecht erhalten werden könne. Beides habe sich als Illusionen erwiesen. Man müsse sich also dem Faschismus-Problem erneut zuwenden. Seine Wendung zu Thalheimer sei nicht nur durch dessen Faschismusanalyse begründet, sondern auch dadurch, daß dieser für ihn den perfekten Vertreter der Philosophie des dialektischen Materialismus darstelle. Die marxistische Theorie ist Ruben zufolge nach dem Muster von Tönnies' Gemeinschaft und Gesellschaft zu interpretieren, wobei Gesellschaft mit kapitalistischer Wirklichkeit zu identifizieren sei. Im Anschluß an Thalheimer werden die Revolutionen von 1848 und 1918 miteinander verglichen. Es habe die gleiche Situation geherrscht, die Vorstellungen der Arbeiter von 1848 und die der Räterepublik 1918 hätten sich als Illusionen erwiesen. Genauso sei die sozialistische Illusion 1989 zerstoßen. Thalheimer habe auch richtig erkannt, daß das Kleinbürgertum Träger des Faschismus geworden sei, Marxens „Lumpenproletariat 1848“ meine ebenso jene Gruppe. Der entsprechenden politisch-sozialen Tendenz wird eine Vorstellung von „sozialistischer“ Gemeinschaft, in die der Staat eingelassen sei, entgegengehalten, denn der Staat sei bloß politischer Apparat der Gemeinschaft.

Diethard Behrens

Ein Plädoyer für die Konjunkturforschung – aber tiefer und breiter!

Zu Alfred Müller: Marxistische Konjunkturforschung – einige methodische Überlegungen

Das Plädoyer Alfred Müllers für eine marxistische Konjunkturforschung wird wärmstens unterstützt. Angesichts regierungsamtlicher Augenwischerei bzw. in verschiedenen Farben schillernder Institutsprognostik – die positiven und negativen Ausschläge der realen Entwicklung sind seit ehedem immer extremer als vorhergesagt, Rezessionen kommen danach grundsätzlich überraschend und sollen seltsamerweise immer durch äußere Faktoren (letzthin durch den 11. September) verursacht sein – ist einer wirklich objektiven Analyse, adäquaten Schlussfolgerungen für Prognose und Interventionen sowie ihrer öffentlichen Darstellung eine große Bedeutung beizumessen. Darauf müssen sich alternative und linke Kräfte stützen können, seien sie in der Opposition oder an der Regierung, egal ob für eigene wirtschaftspolitische Konzepte oder für programmatische Entwürfe.

In etlichen Aspekten bzw. Punkten bedürfen die Überlegungen jedoch einer Vertiefung und/oder Verbreiterung. Einige sollen – anknüpfend an eine breite Palette vorhandener Veröffentlichungen – im Folgenden thesenhaft abgehandelt werden.

1. Zur Diagnose der Konjunktorentwicklung

Für populäre Veröffentlichungen mag die Analyse und Darstellung des Konjunkturzyklus auf Basis von Jahreswerten (Abb. S. 156)¹ ausreichend sein, für eine exaktere Diagnose des tatsächlichen Verlaufs – insbesondere für die Bestimmung der oberen und unteren Wendepunkte – und besser begründete Vorseinschätzungen sind jedoch vierteljährliche Daten (möglichst saisonbereinigt) erforderlich, wie sie von verschiedenen bundesdeutschen Institutionen (u. a. dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung) regelmäßig bereitgestellt werden. Nutzt man nur Jahresdaten, so hat es 2001/2002 mutmaßlich gar keine Rezession gegeben, sondern nur die „übliche Wachstumsdelle“, nämlich ein vergleichsweise geringes Wachstum in 2001 von 0,6 oder 0,7 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Betrachtet man jedoch die Quartalsdaten, so gab es im IV. Quartal 2001 einen absoluten Rückgang der Wirtschaftsleistung, der – wenn er sich im I. Quartal 2002 fortgesetzt haben sollte – auch nach offiziöser Lesart als Rezession einzustufen ist. In diesem Zusammenhang sei auf eine nach wie vor lesenswerte Veröffentlichung von Ernst Helmstädter² hingewie-

¹ Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf den Beitrag von Alfred Müller in: Z. Nr. 49, März 2002.

² Ernst Helmstädter: Die M-Form des Wachstumszyklus, in: Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, Stuttgart 1989, Bd. (Vol.) 206/4-5, S. 383-394.

sen, der die periodischen Schwankungen der gesamtwirtschaftlichen Wachstumsraten mit Hilfe vierteljährlich gleitender Verlaufs- und Vorjahresraten untersucht hat, um die Konjunkturzyklen seit 1950 zutreffender zu charakterisieren. Er legte seinen Untersuchungen noch die Kennziffer Brutto sozialprodukt (BSP) zugrunde, während inzwischen dafür das Bruttoinlandsprodukt (BIP) benutzt wird. Eine Debatte, ob andere Kennziffern signifikanter seien, ist m. E. bedeutungslos, zumal wenn andere theoretisch denkbare Messgrößen nicht oder nicht zeitnah verfügbar sind.

Wichtiger ist, dass Ernst Helmstädter in der genannten Veröffentlichung ausführlich die M-Form der Juglar-(Marx-)Zyklen nachgewiesen hat (wobei Marx und M-Form in diesem Fall selbstverständlich nur eine zufällige Alliteration sind). Wie bereits in der von Müller verwendeten Abbildung (s. o.) grob sichtbar, besteht diese darin, dass regelmäßig an den äußeren Grenzen des Zyklus ein scharfes Auf und Ab der Wachstumsraten steht und dazwischen eine schwächere Ab- und Aufwärtsbewegung liegt³.

2. Erklärung der Konjunktur

Entscheidend für die marxistische Konjunkturtheorie in allen ihren verschiedenen Erklärungsvarianten ist zweifellos, dass es sich um einen endogenen, durch das kapitalistische System bedingten Prozess handelt, der durch äußere Faktoren verstärkt, abgeschwächt oder verzerrt wird. So auch der westdeutsche Zyklus 1983-1993, der durch die Sonderfaktoren der deutschen Vereinigung im Unterschied zu anderen Ländern um zwei Jahre verlängert wurde; ohne diesen Einfluss hätte auch dieser Zyklus nur die üblichen 7-9 Jahre gedauert.

Den ausführlichsten Beitrag zur krisentheoretischen Debatte in der alten Bundesrepublik Deutschland hat aus alternativer bzw. linker Sicht wohl Jan Prieue⁴ geleistet. Theoretisch fundiert und gestützt auf die Analyse der empirischen Daten liefert er eine gründliche Erklärung der Krisenzyklen in Verbindung mit den seit Mitte der siebziger Jahre sichtbar gewordenen Stagnationserscheinungen.

Mit diesem Wissen bedürfen zwei Einzelaussagen Müllers der Ergänzung: Zum einen genügt es nicht festzustellen, dass der tendenzielle Fall der Profitrate ein überzyklisches Phänomen ist (S. 160); auch die Schwankungen der Profitraten in Wechselwirkung mit dem Konjunkturverlauf sind von Interesse.⁵ Zum anderen ist die partielle Unterscheidung von konjunktureller und struktureller Arbeitslosigkeit im Gegensatz zur Aussage Müllers (S. 161) durchaus in bestimmter Hinsicht sinnvoll, da der konjunkturell bedingte Teil

³ Vgl. Ernst Helmstädter, a. a. O., S. 387.

⁴ Jan Prieue: Krisenzyklen und Stagnationstendenzen in der Bundesrepublik Deutschland. Eine krisentheoretische Debatte, Köln 1988.

⁵ Vgl. ebd., S. 35ff. u. 142ff.

der Arbeitslosigkeit im Konjunkturverlauf ebenfalls Schwankungen unterliegt; wie die Analyse der letzten 25 Jahre zeigt, wird dabei die strukturell bedingte Arbeitslosigkeit schubweise aufgestockt.

3. Konjunkturpolitik

Müller sieht offensichtlich innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems keine Chance für eine irgendwie geartete Konjunkturpolitik, sondern nur in Verbindung mit einer „sozialistische Transformationspolitik“ (S. 162). Was immer das in der Zukunft sein könnte: Es dürfte doch für die Mehrheit der Bevölkerung heute ein nicht ganz unwesentlicher Unterschied zwischen einer neoliberalen Wirtschaftspolitik, die jegliches antizyklisches Gegensteuern ablehnt, und einer neokeynesianischen Politik, die auf die Verstetigung der Investitionen und der Konsumausgaben gerichtet ist, existieren. Und da der Übergang zum Sozialismus, egal in welcher Form, in absehbarer Zeit nicht auf der Tagesordnung steht, kommt die Linke in Deutschland nicht umhin, sich auch konkret mit konjunkturpolitischen Konzepten auseinander zu setzen und Vorschläge für eine antizyklische Fiskalpolitik zu unterstützen. Dafür geben vor allem die jährlichen Memoranden der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik eine beachtenswerte Grundlage her.⁶

Die Anforderung an linke Politik, für parlamentarisch relevante Wählerstimmen und öffentlich wirksame außerparlamentarische Aktionen nicht nur auf ferne Perspektiven zu verweisen, sondern kurz- und mittelfristig positive Veränderungen zu bewirken, verlangt die Erforschung weiterer Aspekte der konjunkturellen Entwicklung. Da die Menschen in einzelnen Wirtschaftszweigen ihren Tätigkeiten nachgehen oder familiär mit betreffenden Berufstätigen verbunden sind, gewinnen auch tiefere Kenntnisse der Sektorendifferenzierung des Konjunkturzyklus an Bedeutung. Neben den schwergewichtigen Branchen – für die der Beitrag über die Automobilindustrie in Z – Nr. 49 als Beispiel steht – sind insbesondere die Zyklen in denjenigen Branchen von Bedeutung, deren relativ lange Produktionszeiten kein kurzfristiges Reagieren auf Nachfrageänderungen ermöglicht: Neben dem statistisch gut beschriebenen Schweinezyklus sind das insbesondere die Zyklen im Schiffbau und in der Bauwirtschaft (hier vor allem im Wohnungsbau).

Aus dem gleichen Ansatz, aber aus einer anderen Perspektive heraus muss sich marxistisch orientierte Forschung auch mit der Konjunkturentwicklung unter den Bedingungen der fortschreitenden Globalisierung befassen. Gibt es einen globalen Zyklus? Genauer zu untersuchen wäre, ob es in einzelnen größeren Staaten bzw. Wirtschaftsräumen noch eine eigenständige Wirtschaftsentwicklung gibt, also auch noch eine eigenständige Konjunkturpolitik mög-

⁶ Das MEMORANDUM 2002 trägt den Titel „Blauer Brief für falsche Wirtschaftspolitik – Kurswechsel für Arbeit und Gerechtigkeit“. PapyRossa Verlag Köln.

lich ist, oder ob sich alle nur noch im Schlepptau der US-amerikanischen Entwicklung befinden. Der asiatische Wirtschaftsraum scheint davon zu großen Teilen ausgenommen zu sein, aber wie steht es um „Euroland“? Wir sollten uns nicht von den Ideologen des weltweit freien Marktes einlullen lassen, sondern alle durchaus noch vorhandenen Möglichkeiten eigener Gestaltung der Wirtschaftspolitik zielstrebig erkunden, popularisieren und nutzen.

Schließlich gehört zu den Aspekten der Konjunkturpolitik im weitesten Sinne auch die Theorie der „Politischen Zyklen“. Bekannt sind die Zusammenhänge zwischen dem konjunkturellen Verlauf und den Wahlergebnissen im Landesmaßstab. Sowohl in der Bundesrepublik Deutschland⁷ als auch in den USA⁸ gab es, wenn die Wahlen zeitlich in die Phase des Abschwungs oder gar der Rezession fielen, in der Regel einen Regierungswechsel, egal welche politische Farbe das bis dahin regierende Kabinett hatte. Offensichtlich ist bei vielen Wählern die Kenntnis des Wirtschaftszyklus so gering und ihr Gedächtnis so kurz, dass sie nur unter dem Einfluss tagesaktueller Eindrücke und kurzatmiger Lösungen an der Wahlurne ihre Entscheidungen treffen. Nebenbei bemerkt: Schon Thomas Mann hatte sich in der Josephus-Trilogie ironisch dazu geäußert, dass das einfache Volk der Ägypter die erste reiche Ernte nach sieben armen Jahren mit dem Erscheinen Josephs identifizierte, obwohl zu diesem Zeitpunkt das Korn schon in voller Reife auf den Feldern stand. Solch kurzschlüssigen Annahmen müsste durch Aufklärung und Vermittlung ökonomischer Sachkenntnisse stärker entgegengewirkt werden. Darüber hinaus wäre auch tiefgründiger zu untersuchen, wieweit eigenständige politische Zyklen – insbesondere die Dauer der Legislaturperiode, die verschiedenen Verhaltenstypen der jeweiligen Regierung im zeitlichen Ablauf dieser Periode und die Wiederwahlinteressen – auf die wirtschaftliche Entwicklung zurückwirken. Einen guten Überblick über die Theorien des Politischen Konjunkturzyklus gibt Ansgar Belke⁹. Der Nachweis solcher Wechselwirkungen wäre zugleich auch ein Beleg dafür, dass nationale Regierungen in der Wirtschaftspolitik nach wie vor über Gestaltungsräume verfügen.

Joachim Tesch

⁷ Siehe z. B. die Graphik „Konjunktur – Krise – Kanzler 1950-1993“, in: DIE ZEIT vom 14.10.1994.

⁸ Siehe z. B. die Graphik „USA: Die Präsidenten und die Konjunktur“ in Süddeutsche Zeitung vom 19.10.1992. Allerdings ist hier der Zusammenhang infolge des Mordes an Kennedy und des Skandals um Nixon erheblich gestört.

⁹ Ansgar Belke: Theorien des Politischen Konjunkturzyklus, in: WISU Das Wirtschaftstudium, 1993, Heft 11, S. 919-922.

Plädoyer für Erweiterungen des Begriffs der Entfremdung

Thieß Petersen hat in Z 49 (März 2002) eine differenzierte Interpretation des Marx'schen Entfremdungsbegriffs vorgelegt, die an die ehrwürdige Tradition der Arbeitnehmerorientiertheit anknüpft. Ähnlich wie in dem (hier leider nicht verarbeiteten) Entfremdungsbuch von Alfred Oppolzer (Oppolzer 1974) steht die Arbeitstätigkeit der lohnabhängigen Arbeitskräfte in der kapitalistischen Wirtschaft mit den Erscheinungsformen ihrer Entfremdung im Mittelpunkt. Die Entfaltung menschlicher Fähigkeiten durch Befreiung von den Zwängen entfremdeter Arbeit ist – wie auch im jüngsten Buch von Oskar Negt (Negt 2001, bes. 454ff) – die zentrale Perspektive der Petersenschen Rekonstruktion des Marx'schen Konzepts. Besonders wichtig scheint mir Petersens Festhalten an der Verbindung von objektiven und subjektiven Momenten der Entfremdung zu sein, eine Sichtweise, die, im Sinne einer wohlverstandenen materialistischen Theorie, entfremdetes Sein und entfremdetes Bewußtsein in ihrer Zusammengehörigkeit fassbar werden lässt (Petersen 141f). Meine folgenden Hinweise sollten als Anregungen zu möglichen und wünschenswerten Ausweitungen eines derartigen Entfremdungsbegriffs verstanden werden. Sie betreffen den zu unterstellenden Bezugspunkt dieses Begriffs sowie seine sachliche Reichweite und seine geschichtliche Anwendung (vgl. im Einzelnen Tjaden-Steinhauer/Tjaden 2001, 14, 87-90, 160-179, 283-296).

(1) Bezugspunkt des Entfremdungsbegriffs ist Thieß Petersen zufolge ein von Marx als dem „Wesen des Menschen“ entsprechend bestimmter „Idealtyp des Menschen“, der – kurz gesagt – durch produktive Selbstentfaltung menschlicher Kräfte gekennzeichnet sei (145-148). Lassen wir Probleme der Terminologie („Wesen“, „Idealtyp“) beiseite, so bleibt zu betonen, daß die produktive Tätigkeit bekannterweise die Reproduktion der Produzent/inn/en impliziert und darüber hinaus auch die Reproduktion der in Anspruch genommenen Elemente der außermenschlichen Natur. Durch Verselbständigung der vergegenständlichten Arbeit gegenüber der lebendigen wird bereits diese Reproduktion „des Arbeiters“ und „der Erde“, um mit Marx zu sprechen, gestört. So impliziert die Wirtschaftstätigkeit eines kapitalistischen Unternehmens, sagen wir der Chemischen Industrie, das mittels der in seinen Anlagen vergegenständlichten Arbeit die lebendige beherrscht, Entfremdung nicht nur im Sinne von zwangshafter und in diesem Sinne nicht produktiver Arbeitstätigkeit, sondern auch im Sinne der Beschränkung der physischen Reproduktion von Arbeitsvermögen und Naturvermögen, und zwar sowohl durch Ökonomisierung der hierfür eingesetzten Kapitalelemente als auch durch Ein- und Weiterwirkungen etwa der Giftstoffe, die in einer solchen Branche entstehen.

(2) Entfremdung ist in bürgerlichen Gesellschaften mit kapitalistischer Produktionsweise (und auch anderswo) nicht nur eine Eigenschaft der unmittelbar durch Lohnarbeit und Kapital geprägten Verhältnisse, sondern auch – wie Thieß Petersen andeutet (146) – von anderen Macht-Ohnmacht-Verhältnissen. Die Erhaltung und – um Petersens Ausdruck (148) zu übernehmen – „Anwendung der menschlichen Kräfte“ wird wesentlich auch durch familiäre und

politische Verhältnisse bestimmt, die hier nicht minder von Entfremdung gekennzeichnet sind; so beispielsweise die Unterdrückung kindlicher Selbstentwicklung im Sozialisationsvorgang und die Entmündigung von Bürger/inne/n durch staatliche Politik. Familiäre und politische Macht-Ohnmacht-Verhältnisse in bürgerlichen (und anderen) Gesellschaften – Verhältnisse, welche auch die Ungleichstellung der Geschlechter sowie die Benachteiligung von Nicht-Bürger/inne/n und anderen Minderheiten hervorbringen, beinhalten und bestärken – sind als Entfremdungsverhältnisse eigener Art zu begreifen.

(3) Es wäre eurozentrische Kurzsichtigkeit, wollte man den Entfremdungsbegriff auf die Verhältnisse in modern-bürgerlichen Gesellschaften beschränken; selbst eine Ausweitung seiner Anwendung auf die vorkapitalistischen Klassengesellschaften in der Geschichte des westlichen Europa einerseits sowie auf realsozialistische Macht-Ohnmacht-Verhältnisse andererseits bliebe unserem kirchenturmzentrierten Weltbild verhaftet, würde man nicht auch andere Kulturen ins Blickfeld einbeziehen. Eine bislang noch kaum in Angriff genommene Aufgabe materialistischer Theorie ist es, die durch ungleiche Verfügungsgewalten hervorgebrachten machtmäßigen Verkehren der gesellschaftlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse einschließlich der darin eingeschriebenen Bewußtseinserscheinungen in außereuropäischen Gesellschaften bzw. Kulturen unter anderem auch mithilfe des Begriffs der Entfremdung zu untersuchen. Dabei wird man sich nicht auf ältere Hochkulturen beschränken können, wenngleich es schon schwierig genug sein wird, die Entfremdungsverhältnisse beispielsweise bei den klassischen Maya zu verstehen. Man wird sich nicht zuletzt auch den Strömungen fundamentalistischen und nationalistischen Denkens und Tuns zuwenden müssen, die heute womöglich gezielter denn je geschürt werden und die nicht nur wegen eventueller europäisch/US-amerikanischer Urheberchaften, sondern auch ihrer endogenen Motive wegen Teil der entfremdeten Zivilisation insgesamt sind, die sich in den letzten 5.000 Jahren herausgebildet hat.

Kurzum: Reproduktionserfordernisse von „Mensch“ und „Natur“, in umfassendem Sinn verstanden, bilden den schließlichen Bezugspunkt des Entfremdungsbegriffs. Letzterer ist damit nicht nur auf ökonomische, sondern auch auf andere, insbesondere familiäre und politische Macht-Ohnmachts-Verhältnisse zu beziehen. Entfremdung objektiver und subjektiver Art herrscht nicht nur in Klassen- und Ungleichheitsverhältnissen westlich-europäischen Typs, sondern auch in allen anderen machtbestimmten, zivilisierten Gesellschaften und vielleicht bereits in jenen sippen- und stammesgesellschaftlichen Herrschaftsordnungen, die immer noch gern als Gegenbild der modernen Entfremdung gedeutet werden.

Karl Hermann Tjaden

Buchhinweise:

Alfred Oppolzer, Entfremdung und Industriearbeit: Die Kategorie der Entfremdung bei Karl Marx, Köln 1974

Oskar Negt, Arbeit und menschliche Würde, Göttingen 2001

Margarete Tjaden-Steinhauer/Karl Hermann Tjaden, Gesellschaft von Rom bis Ffm, Ungleichheitsverhältnisse in West-Europa und die iberischen Eigenwege, Kassel 2001

Globale Spiele

Werner Biermann/Arno Klönne, *Globale Spiele. Imperialismus heute – Das letzte Stadium des Kapitalismus?*, Köln 2001, Papyrossa-Verlag, 239 Seiten, 15,80 Euro.

„Zu Beginn des neuen Jahrtausends herrscht ein Klima von Unsicherheit, Unmut und Ermüchterung. Die Zeit des Optimismus ist vorbei“. Diese Feststellung ist der Ausgangspunkt der Globalisierungskritik von Biermann und Klönne. Das Buch trägt den anspruchsvollen Untertitel „Imperialismus heute – Das letzte Stadium des Kapitalismus?“ und kann somit zumindest die Erwartung wecken, eine antikapitalistische Positionen verpflichtete kritische Bilanz der Globalisierung in den Kontext einer theoretischen Debatte um die Aktualität des Imperialismusbegriffs zu stellen. Das erste geschieht in dem Buch auf material- und kenntnisreiche Weise, teilweise auch mit sehr eindringlichen Passagen. Das zweite wird jedoch nur am Rande gestreift und ist, anders als es der Buchtitel anklingen lässt, gar nicht Gegenstand der Argumentation. Ob die Frage nach einem „letzten Stadium“ des Kapitalismus nun überhaupt sinnvoll ist oder nicht – sie bleibt in diesem Buch jedenfalls unbeantwortet.

Das neue Entwicklungsstadium des Kapitalismus beginnt vordergründig mit dem Ende des bipolaren Weltsystems, so die These der Autoren. Was sich seither herausgebildet hat, war entgegen allen Verheißungen kein „goldenes Zeitalter“, sondern eine krisenhafte Entwicklung dramatischen Ausmaßes. Dann werden die Leserinnen und Leser sogleich in die Verästelungen und Details der Her-

ausbildung des internationalen Finanzsystems eingeführt. Dabei zeigt sich sehr rasch: Der eigentliche Ausgangspunkt der Globalisierung sind offensichtlich die frühen siebziger Jahre, vor allem die Freigabe der Wechselkurse im Jahr 1973 (26, 34ff). Der Zusammenbruch von 1989/90 hat die längst eingeleitete Entwicklung „lediglich“ von ihren Fesseln befreit.

Jener Prozess, der „gemeinhin als Globalisierung bezeichnet wird“, wurde also zu Beginn der siebziger Jahre eingeleitet. Ihre ökonomische Analyse beziehen die Autoren folgerichtig und in der Hauptsache auf die vergangenen 30 Jahre. Im Kern handelt es sich nach der Definition von Biermann/Klönne um den „Abbau wirtschaftspolitischer Hoheitsrechte der Nationalstaaten in den Industriezentren.“ (27). Eine wichtige Rolle für die Herausbildung der internationalen Finanzmärkte schreiben sie der weltweiten Kapitalflut dieser zurückliegenden Jahre zu, wesentlich gespeist aus dem Eurodollar-Markt und den Petro-Dollars der Ölkrise von 1973/74. Bedürfnisse der industriellen Produktion seien nicht ausschlaggebend für diese Entwicklung gewesen. In der industriellen Produktion sei Stagnation eingetreten, das „Nachkriegsmodell“ sei ausgelaufen, das Neue sei die „Herrschaft des Finanzwesens“ (12). Als eigentlicher Motor und Profiteur der Globalisierung wird das internationale Finanzsystem ausgemacht (47). Der Bedeutungszuwachs der Finanzmärkte stehe einer Entwicklung und Innovation des Industriekapitals sogar eher entgegen (62ff). Diese These ließe sich durchaus hinterfragen.

Andere Analysen haben gezeigt, dass den Sprüngen der Finanzsphäre auch fast immer realwirtschaftliche Prozesse und Interessen zu Grunde gelegen haben. Gegenüber gesichert erscheinenden Schlussfolgerungen, wie sie hier gezogen werden, könnte also durchaus auch eine gewisse Vorsicht angebracht sein.

Die von Biermann/Klönne nachgezeichnete Geschichte von 30 Jahren Globalisierung präsentiert sich in hohem Maße inhalts- und faktenreich, gespickt mit Beispielen und erläuternden – oft längeren – Zitaten, die häufig als Kästen hervorgehoben sind und dem Buch hier und da den Charakter eines Lesebuches geben. Der (bewusst herbeigeführte) Zusammenbruch der Regulierung des Finanzsystems wird kenntnisreich und mit Bezug auf ein breites Spektrum kritischer Zeugen beschrieben. Allerdings leidet die Darstellung gelegentlich an einer gewissen Unübersichtlichkeit. Mancher für die Gesamtargumentation wichtige Gedanke taucht an unterschiedlichen Stellen auf, gleiche und ähnliche Fragestellungen werden in den aufeinander folgenden Kapiteln des Buches immer wieder mal aufgegriffen oder auch nur gestreift.

So wird z.B. die These, die den Beginn des Globalisierungsprozesse mit den frühen siebziger Jahren ansetzt, nicht nur im historisch nachzeichnenden 1. Kapitel ausgeführt, sondern, wieso auch immer, in einem späteren Abschnitt noch einmal mit weiteren Fakten und Argumenten erneut belegt (203ff). Dass Globalisierung z.B. soziale Ungleichheit verschärft, ganze Regionen ins entwicklungspolitische Abseits treibt

und demokratische Strukturen untergräbt, wird an zahlreichen Stellen des Buches immer wieder erwähnt und ausgeführt. Dabei erweckt das Buch den Anschein einer klaren Gliederung, die allerdings nicht konsequent durchgehalten wird: Einem historischen Abriss (1. Kapitel) folgt eine Analyse der heutigen Weltwirtschaft (2. Kapitel), woran sich eine Beschreibung des wirtschaftlich-politisch-militärischen Herrschaftssystems anschließt (3. Kapitel), abgerundet von einem 4. Kapitel über Bruchstellen der Globalisierung. Dieses ist das kürzeste und auch das am wenigsten ausgereifte Kapitel des Buches.

Da sich dem eher journalistisch geprägten Buchtitel „Globale Spiele“ ein Untertitel anschließt, der einen Bezug zur marxistischen Imperialismusdebatte verspricht, ist sicherlich die Feststellung erlaubt: Dieser Anspruch wird nicht wirklich eingelöst. Zwar beziehen sich die Autoren auf insgesamt knapp drei Druckseiten (63-65) positiv auf Rudolf Hilferdings theoretisches Hauptwerk „Das Finanzkapital“. Aber der selbst gestellten Frage nachzugehen, ob und inwiefern es sich mit der Globalisierung um das „letzte Stadium des Kapitalismus“ oder, wie ein französischer Autor zitiert wird, „um die letzte Etappe der westlichen Moderne“ handelt, hätte z.B. nahe gelegt, noch einmal an die Imperialismuskontroverse zwischen Kautsky und Lenin anzuknüpfen. Die Welt erscheint heute im Gegensatz zu 1916 tatsächlich durchkapitalisiert. Ist die Aufteilung der Welt also nun beendet, wie Kautsky meinte, oder, wenn nicht, wie Lenin dagegen hielt, wel-

che theoretischen Konsequenzen hätte das? Faustregeln wie die, dass die Weltwirtschaft heute wie vor einhundert Jahren von einer Handvoll von Großkonzernen beherrscht wird (79), stimmen zwar, reichen da aber nicht aus.

Die theoretische Unsicherheit zeigt sich auch in der empirischen Beschreibung: Eher beiläufig wird die These vertreten, das gegenwärtige Finanzkapital operiere nicht (mehr) im Kontext rivalisierender Großmächte, sondern unterstütze die weitgehend geschlossen handelnden Wirtschaftszentren gegen die Dritte Welt (33). Unter der Überschrift „Bruchstellen der Globalpolitik“ (183ff) werden an anderen Stellen aber eher Belege für das labile Verhältnis von Kooperation und Rivalität zwischen den imperialistischen Mächten geliefert, die offenbar bisher von der militärstrategischen Hegemonialstellung der USA unter Kontrolle gehalten werden. Und was es z.B. mit möglichen Widersprüchen zwischen den USA und Westeuropa auf sich hat, wie tief sie gehen (könnten) oder nicht (203ff), wird angedacht, aber nicht zu Ende diskutiert.

Ähnlich verhält es sich mit dem an vielen Stellen des Buches apostrophierten Bedeutungsverlust des Nationalstaats (59, 82, 150, 168, 189, 200). Die Entmachtung und Selbstentmachtung der nationalen Regierungen wird mit zahlreichen Belegen überzeugend beschrieben. Wie weit sie tatsächlich geht, welche Bereiche sie betrifft, und welcher neue Ordnungsrahmen an ihre Stellen tritt oder treten wird, schließt sich als Frage an diese Ausführungen un-

mittelbar an. Gerade hier handelt es sich um eins der Charakteristika dieses neuen Stadiums des Imperialismus, das eine gründlichere Erörterung geradezu herausgefordert hätte.

Ähnlich verhält es sich mit der hegemonialen Rolle der USA im Prozess der Globalisierung. Das vermeintliche Wirtschaftswunder in den USA wird mit größter Skepsis beschrieben. Die Hegemonialstellung der USA ist nach Biermann/Klönne aus deren wirtschaftlicher Situation allein nicht zu erklären. Unter der Überschrift „Weltpolitik, Herrschaftszentrum“ wird die Verflechtung von wirtschaftlicher, politischer und militärischer Macht nachgezeichnet, die die heutige Hegemonialstellung der USA charakterisiert. „Die heutige Machtstrategie der Vereinigten Staaten stellt das militärische Versatzstück zur Globalisierung dar“ (168). Diese Strategie, so wird gezeigt, ist zwar in hohem Maße durchsetzungsfähig, aber auch perspektivlos. Jedenfalls: Globalisierung, so die These von Biermann/Klönne, ist ein „amerikanisches Phänomen“ (201). Auch diese Feststellung böte weiteren Diskussionsstoff: Wo liegen die Grenzen des ökonomischen Potenzials der US-Wirtschaft, wie weit reicht die Hegemonialstellung der USA? Kann sie sich z.B. auf Dauer die einflussreichen anderen imperialistischen Nationalstaaten wirklich unterordnen? Offene Fragen für die globalisierungskritische Linke.

In einem letzten Kapitel (207ff) beschreiben Biermann/Klönne eher knapp die Bruchstellen und Widersprüche der Globalisierung. Die globalisierte Weltwirtschaft ist durch

Krisenhaftigkeit und Instabilität gekennzeichnet, behindert industrielle Innovation, untergräbt den Sozialstaat und zerstört die Entwicklungspotenziale in der Dritten Welt, schafft und verschärft in enormem Maße soziale Ungleichheit. Und in den Schlussbemerkungen stellen die Autoren noch knapper die Frage nach der Erneuerung der Politik. Richtig ist ihre These, dass das sozialdemokratische Lenkungsmodell in Europa vor der marktradikalen Doktrin zurückgewichen ist. Zuzustimmen ist auch ihrer Warnung vor rechtsextremen und rechtspopulistischen Bewegungen, die das entstandene Vakuum füllen. Ob die neoliberalen Ideen ihre Produktivität wirklich erschöpft haben (229), sei dahingestellt. Richtig mag auch sein, dass „soziale Widerständigkeit gegen die Globalisierung“ weltweit existent ist (206). Welche Einflusspotenziale diese Bewegungen derzeit aber haben, welche Forderungen nach einer sozialen Regulierung der Globalisierung von ihnen zu entwickeln wären, das bleiben offene Fragen.

Jürgen Reusch

Das Politische im 20. Jahrhundert

Panajotis Kondylis, *Das Politische im 20. Jahrhundert. Von den Utopien zur Globalisierung*. Manutius Verlag, Heidelberg 2001, 222 S., € 19.80

Der posthum veröffentlichte Sammelband enthält 14 bereits publizierte Beiträge und zwei Beiträge aus dem Nachlaß des Autors (1998 verstorben). In ihnen zieht er in origi-

neller, kritischer und zum Teil sarkastischer Weise eine Bilanz der weltgeschichtlichen Entwicklung des 20. Jahrhunderts, verbunden mit einem Ausblick auf das 21. Jahrhundert. Da es sich um eigenständige Beiträge handelt, werden verständlicherweise viele Probleme unter verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt, was bedeutet, daß man zu einem logischen Gesamtbild seiner Auffassungen nur mittels eines Zitatmosaiks gelangt. Gruppieren sind die Beiträge in folgender Weise: Die kommunistische und die liberale Utopie; Der ethische Anstrich der liberalen Utopie; Die globale Wirtschaft, die globale Demokratie und der globale Verteilungskampf; Die politischen und geopolitischen Hintergründe; Technik, Informatik und Kultur.

Hinsichtlich der Bilanz und des Ausblicks stellt Kondylis fest: Im 20. Jahrhundert sei die „kommunistische Utopie“ entlarvt worden, während im 21. Jahrhundert die Abschaffung des Liberalismus bevorstehe, denn der angebliche Sieg des Liberalismus als Ergebnis des antikommunistischen Kampfes des Westens sei eine „optische Täuschung“, da der Liberalismus dem Übergang der Welt in das „planetarische“ Zeitalter nicht standhalte.

Die Bedeutung der kommunistischen Utopie habe positiv in der Verknüpfung von sozialer und planetarischer Dimension gesellschaftlicher Entwicklung bestanden. „Die Utopie der planetarischen klassenlosen Gesellschaft wirkte... als geschichtliche Macht fast anderthalb Jahrhunderte lang unter ziemlich unterschiedlichen Verhältnissen und durch die Taten von Millionen und Abermillionen

menschlicher Existenzen...“ Dies sei wesentlich für das „Verständnis der Geschichte des 20. Jahrhunderts und des Platzes des Kommunismus in ihr“. (23 f.) Somit haben Marxismus und Kommunismus „nicht ein inzwischen herausoperiertes Geschwulst (gebildet), sondern einen integralen Teil einer zu Ende gegangenen Phase der Weltgeschichte, welche nunmehr vor ihrer eigentlich planetarischen Epoche steht“. (15) Bereits Marx habe wie kaum ein anderer mit verbleibender aktueller Gültigkeit begriffen, daß „die kapitalistische Industrie eine tiefe Zäsur in den Geschichtsablauf herbeiführte“. Es sei Marx gewesen, der „den einheitlichen Charakter des planetarischen Geschehens aus sozialen und ökonomischen Faktoren erklärte und aus ihm wiederum politische Schlußfolgerungen zog“. (21) Man dürfe nicht „den mächtigen Einfluß vergessen, den die Oktoberrevolution auf die kolonialen Völker Asiens und Afrikas ausgeübt hat. Ihr Beitrag zum Zusammenbruch des Kolonialsystems bestand nicht nur in dem politischen und militärischen Rückhalt, den sie den kolonialen Bewegungen und Eliten bot, sondern er erstreckte sich auf das ideologische und psychologisch-neuralgische Gebiet der geschichtsphilosophischen Legitimation“. (26 f.) Gescheitert sei der „planetarische Sozialentwurf des Kommunismus... nicht wegen seiner moralischen oder ökonomischen Unterlegenheit, sondern weil die nationale Macht Rußlands auf die überlegene nationale Macht der Vereinigten Staaten stieß“. (26)

Was den Ausblick auf die Zukunft angeht, sah Kondylis Mitte der

90er Jahre, nach dem „unerwarteten Ende des Kalten Krieges“, mit einem gewissen Pessimismus die Welt noch immer im Zustand der Verlegenheit und Orientierungslosigkeit. „Die planetarische Geschichte ist offen, ihre bevorstehenden Peripetien und Kombinationen lassen sich weder durch Projektionen der Gegenwart in die Zukunft noch durch ethisch-universalistische oder konservativ-nationalistische Stereotypen erfassen... Politische Denker von Format sind nicht in Sicht. Und der ansonsten prosperierende Homunculus politicus ist anderweitig beschäftigt.“ (100 f.) Das 21. Jahrhundert werde nach Auffassung des Autors „das erschütterteste und tragischste Zeitalter in der Geschichte der Menschheit werden“. (12)

Vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Überlegungen befaßt sich Kondylis sodann unter verschiedenen Gesichtspunkten mit den im Gange befindlichen und auf die Zukunft gerichteten Tendenzen der partikularen und universalen Weltentwicklung. Zentrale Begriffe seiner Weltbetrachtung sind als bestimmende Elemente das *Planetarische* und das *Massendemokratische*, wobei es an einer klaren Definition und Unterscheidung des Massendemokratischen mangelt.

Das Planetarische ist das Ergebnis der Globalisierung. Es sei jedoch ein Irrtum anzunehmen, „wachsende Globalisierung würde zunehmende Egalisierung der kollektiven Lebensverhältnisse und -ziele nach sich ziehen und somit Gemeinsamkeiten zwischen den Menschen schaffen“. (69) Im Gegenteil werde „die Globalisierung von Produktion und Kom-

munikation... die Verteilungsfrage... verschärfen“, da alle Industrieländer in Konkurrenz die gleichen Ziele – Kampf um dieselben Ressourcen, Märkte, Räume und Profite – verfolgten, die Erwartungen auf Gewinne rascher steigen würden als deren Befriedigung und es zwischen den beteiligten Ländern nicht gleiche Möglichkeiten und Chancen gebe. „Der hochindustrialisierte Westen bzw. Norden betrachtet noch immer den Globalisierungsvorgang aus der zuversichtlichen und irreführenden Warte jenes Weltteils, der über gut drei Viertel des Weltreichtums und der Weltenergie verfügt“, wobei maßgeblich sei, daß man sich, voran die USA, „trotz ideologischer Bekenntnisse zur Automatik des Ökonomischen, auf den heutigen politisch-militärischen Riesenvorsprung“ stützt. Zwischen dem Ökonomischen und dem Politischen herrsche keine Dichotomie; sie seien in dem Sinne unzertrennlich, wie das Politische ökonomisiert, das Ökonomische politisiert werde. (71 f.)

Unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet Kondylis auch das Krieg-Frieden-Problem. Da die Gemeinsamkeit der Werte infolge der Globalisierung keine Gemeinsamkeit der Interessen erzeuge, werde es auch künftig Konflikte geben, um partikuläre Interessen durchzusetzen. Daß die Völker Europas aus bitteren Erfahrungen heraus „nun endlich den Weg der Vernunft eingeschlagen und ihren festen Willen zum friedlichen Zusammenleben... untermauert“ hätten, sei ein Mythos von Sonntagsrednern. In Wirklichkeit seien „blutige Konflikte zwischen den großen west- und zentraleuropäischen Na-

tionen... in unseren Tagen deshalb undenkbar geworden, weil Europa die Weltherrschaft verlor, so daß auch die innereuropäischen Antagonismen nunmehr schwerwiegender weltgeschichtlicher Bedeutung entbehren“. (111) Generell ergebe sich der Weltfrieden nicht aus angeblichen Automatismen der Wirtschaft, sondern aus dem politischen Kräfteverhältnis der Weltmächte. (81)

Im Hinblick auf den künftigen Prozeß der europäischen Einigung sieht der Autor beträchtliche Schwierigkeiten. Diese würden zunehmen „wegen eines relativ früh begangenen strategischen Fehlers... – die Erweiterung des ursprünglichen Kernes durch die Aufnahme schwächerer, trotzdem gleichberechtigter Mitglieder“. Er sei durchaus nicht sicher, ob Europa zu einem handlungsfähigen und souveränen politischen Kollektiv zusammenwächst. Er schließt auch nicht eine mit amerikanischer Hilfe durchgesetzte deutsche Hegemonie im vereinten Europa aus, für die es den Deutschen allerdings an den erforderlichen Fähigkeiten fehle, was wohl aber zu bezweifeln ist. Eine der bevorstehenden Probleme europäischer Einheit bestehe in folgendem: Bisher habe man im Einigungsprozeß Wohlstand verteilen können, von dem alle profitiert hätten. „Die Stunde der Wahrheit wird aber erst schlagen, wenn nicht mehr die Verteilung von Wohlstand, sondern die von erheblichen Lasten auf der Tagesordnung steht.“ Die bisherige Zahlungswilligkeit der Deutschen könnte dann in Unwillen oder gar Aggressivität umschlagen. (114 f.)

Es versteht sich von selbst, daß in den Reflexionen über die heutige

Weltordnung besonders die Rolle der USA in Betracht gezogen werden muß. Die USA sind die unbestrittene Hegemonialmacht in der Welt, die „ein weltumspannendes politisch-militärisches Netz (unterhalten), das ihnen den privilegierten Zugang zu den neuralgischen Ressourcen sichert“. So hätten sie zum Beispiel ebenso wie die Japaner Schwäche und Zusammenbruch der Sowjetunion auch dafür ausgenutzt, „um ihren wirtschaftlichen Einzug in Sibirien zu halten“. Kondylis gesteht hierbei – unverständlicher Weise – den USA das Recht zu, „ihre planetarische Alleinherrschaft unter anderem durch das ständige Niederhalten oder gar durch Zerstückelung Rußlands absichern zu wollen“ (125 f.), ohne zu bedenken, daß gerade durch diese Alleinherrschaft die USA ohne die frühere sowjetische und heutige russische Gegenmacht alle anderen Staaten ihren spezifischen ökonomischen und Machtinteressen willkürlich unterwerfen können und auch werden. Friedenssicherung verlangt eben, wie schon erwähnt, ein internationales Kräftegleichgewicht, das nunmehr nicht existiert. Die USA sind, wie Kondylis an anderer Stelle konstatiert, „heute allen übrigen, einzeln genommen, wirtschaftlich und militärisch so überlegen, daß gegen ihren Willen weder kriegsfähige Bündnisse gebildet werden können noch resolute machtpolitische Einzelgänge anderer denkbar erscheinen“. (79) Wir wissen aber, daß es hierbei nicht nur darum geht, daß dies gegen Willen der USA nicht denkbar ist, sondern daß dies gerade mit dem Willen der USA bereits eine gefährliche Praxis ist.

In diesem Zusammenhang sind auch die Überlegungen des Autors zum „Weltstaat“ erwähnenswert. Die UNO, die kein souveränes Subjekt der Weltpolitik sein könne, da sie eine Organisation freiwilliger Mitglieder ohne Preisgabe ihrer Souveränitätsrechte und auch lediglich ein „Spiegel“, keineswegs ein „Hebel“ der Weltordnung sei, würde sich nicht als Prototyp eines Weltstaates eignen. (137 ff.) Der Bildung eines Weltstaates stehen, so meint er, besonders die Weltmächte entgegen, da sie, die „am stärksten sind und deshalb einem solchen Projekt die Triebkraft verschaffen müßten... durch die Errichtung eines Weltstaates Einbußen erleiden“. In diesem Falle müßten „die Stärkeren auf ihre relativen Vorteile gegenüber den Schwächeren verzichten“, was ohne Zweifel nicht zu erwarten ist. Notwendig mache dies deshalb aufgrund der „Verteilungsfrage“ auf ökonomischer Ebene einen „politischen Willensakt... auch innerhalb einer wirtschaftlich einheitlichen Weltgesellschaft“, der „kaum der eines freien Konsenses aller Seiten sein kann“. (152) Und Kondylis kommt zu dem Schluß: „Der Traum vom Weltstaat läßt sich daher unter gewissen Umständen nur durch blutige Konflikte von beispielloser Intensität und Ausdehnung realisieren“ (155), was bedeutet, daß ein Weltstaat nur unter der Vorherrschaft des stärksten Hegemonialstaates gegen den Widerstand der anderen und durch die Lösung der „Verteilungsfrage“ zugunsten dieser Hegemonialmacht durchzusetzen wäre. Und auf diese Weise würden Kriege zu Bürgerkriegen werden, wie der Autor meint.

Zu Recht polemisiert Kondylis gegen die begriffliche Verwirrung, Doppeltzungigkeit und Instrumentalisierung, wenn von Menschenrechten die Rede ist. Menschenrechte würden de facto nicht existieren, denn sie könnte es nur geben, wenn sie planetarisch für alle Menschen gelten würden und demnach auch einklagbar wären. „Die Lage in unserer Welt ist klar: Nicht alle Menschen dürfen als Menschen alle Rechte (ob diese Bürger- oder Menschenrechte heißen) besitzen, unabhängig davon, wo sie geboren werden oder wo sie sich befinden.“ (62) Menschenrechte würden tatsächlich einen Weltstaat voraussetzen. Die Praxis des Westens beweise, daß es in jedem Staat lediglich Bürgerrechte für seine eigenen Staatsbürger gibt, die also für andere nicht gelten. Der Westen, der die Menschenrechte ständig propagiert, sie aber zu realisieren nicht bereit ist, werde damit rechnen müssen, daß sich die „innere Logik der ‚Menschenrechte‘... ebenso wie jene des freien Handels, bald gegen den Westen selbst“ richtet. (67)

Schließlich dürften für den Leser auch die Ausführungen über die (Sonder-) Rolle Deutschlands, über die Informationsgesellschaft und über Cyberspace, über die linken Intellektuellen, über die Rolle der Kultur in bezug auf internationale Konflikte, über Technik, Weltkultur und Humanität von Interesse sein.

Harald Neubert

Eine kommunistische Alternative zum Stalinismus

Theodor Bergmann, „Gegen den Strom“. Die Geschichte der KPD (Opposition). VSA-Verlag Hamburg 2001, 622 S., 29,70 €

Über die KPD (Opposition) wurde in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten nicht wenig veröffentlicht. Es waren zumeist Untersuchungen zu Detailproblemen bzw. zu einzelnen ihrer führenden Persönlichkeiten. Theodor Bergmann hingegen hat aus seiner marxistischen Sicht die Geschichte dieser „organisierten kommunistischen Richtung“ von den allerersten Anfängen über ihre offizielle Konstituierung Ende 1928 bis zu ihren Ausläufern um die Mitte der 40 Jahre niedergeschrieben. Das Buch ist eine erweiterte und in großen Teilen überarbeitete Ausgabe des Erstdrucks, der vor 15 Jahren erschienen war. Damit hat der Autor gewissermaßen seine zahlreichen Veröffentlichungen zu dieser Thematik gekrönt.

Es besteht kein Zweifel, dass die Aufarbeitung dieser Thematik von besonderem Interesse für die Erforschung der kommunistischen Bewegung in Deutschland ist. Die überwiegende Mehrheit der Kommunisten, die sich zehn Jahre nach der Gründung der KPD, fast auf dem Tag genau, im Preußischen Landtag als oppositionelle Strömung konstituierten, hatte an der Seite von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Spartakusbund gekämpft und die KPD gegründet. Ihre Besten wie August Thalheimer und Heinrich Brandler waren in den frühen 20er Jahren herausragende Führungspersönlichkeiten der jungen Partei. Nicht gewillt,

ihre politisch-ideologischen Grundpositionen aufzugeben, hatte sie die Moskauer Politik nach dem Tode Lenins in die Rolle einer ausgeschlossenen Minderheit geraten lassen. Nicht zufällig nannten sie ihr mediales Sprachrohr „Gegen den Strom“. Sie führten den Kampf gegen die „Bolschewisierung“ der KI und der KPD und gegen die damit verbundene ultralinke Ausuferung der Politik. Nichtsdestotrotz fühlten sie sich weiterhin der KPD und der KI zugehörig. Sie wollte erreichen, dass diese Organisationen die „kommunistischen Grundsätze“ bewahren und „die richtige kommunistische Taktik“ anwenden. Nur wenn sich herausstellen sollte, dass dies Ziel nicht zu erreichen sei, sollte eine selbständige kommunistische Partei gegründet werden. Sie vermochten nicht, die Mehrheit von ihren Positionen zu überzeugen. Dennoch kam es nicht zur Gründung einer eigenen Partei. Das war wohl nicht zuletzt den Veränderungen geschuldet, die mit der Errichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland eintraten.

Bergmann hat eine enge persönliche Beziehung zu dieser Thematik. Er kennt die Geschichte dieser Strömung nicht nur aus eigenem Erleben, er gestaltete sie auch aktiv mit. Obwohl er sich in der Darlegung selbst gänzlich zurück nimmt und nicht einmal im biographischen Anhang auftaucht, ist das persönliche Verbundensein mit dieser Historie auf allen Seiten des Buches unmittelbar spürbar. Diese Verbundenheit schafft natürlich ein ambivalentes Spannungsverhältnis des Verfassers zu den historischen Realitäten und ihrer Bewertung. Einerseits vermag er,

den Leser unmittelbar in die lebendigen und widerspruchsvollen Prozesse jener Zeit hinein zu versetzen. Andererseits verleitet ihn dieses Verhältnis mitunter aber auch dazu, nicht den notwendigen sachlichen Abstand zum historischen Geschehen einzuhalten. So widerspricht es bei allen mit der KPD verbundenen Problemen den historischen Realitäten, wenn bei der Betrachtung der KPD(O) fast ausschließlich die positiven Momente und bei der Darstellung der KPD durchweg die negativen Momente herausgekehrt werden. Das wird weder der historischen Rolle der KPD noch ihrem opferreichen Kampf gegen den Faschismus in Deutschland, im spanischen Bürgerkrieg oder in der französischen Résistance gerecht.

Der Autor untersucht die Entstehung, Entwicklung und das Wirken der kommunistischen oppositionellen Strömung stets im Kontext mit den verhängnisvollen gesellschaftlichen Veränderungen im Deutschland jener Zeitperiode und in ihrer Wechselwirkung mit den Veränderungen in der RKP(B) bzw. KPdSU(B) und der Komintern nach dem Tode Lenins. Anhand historischer Dokumente und Fakten zeigt er auf, wie sich die politisch-ideologische Plattform und die organisatorischen Grundlagen der KPD(O) in Auseinandersetzung einerseits mit dem sozialdemokratischen Reformismus und andererseits mit der „Bolschewisierung“ à la Stalin der KPD und der KI herausbildeten und entwickelten. Dazu gehörte dann auch die Ablehnung der ultralinken „Sozialfaschismus“-Theorie der KI und der KPD-Führung, nach der der Sieg über die „Sozialfaschisten“ die Voraussetzung für den Sieg über den Faschismus

mus wäre (69). Im Verständnis der KPD(O) war die wichtigste Voraussetzung für einen künftigen Sieg der proletarischen Revolution, die Mehrheit der Arbeiterklasse für die kommunistischen Grundsätze und Ziele zu gewinnen (71). Auch das unterschied sie grundlegend vom Revolutionsverständnis der von Stalin geprägten KPdSU(B) und KI.

Der Autor vermittelt das vielschichtige Wirken der Vertreter dieser kommunistischen Strömung nicht zuletzt in den bestehenden Gewerkschaften der Weimarer Republik und im illegalen Kampf gegen die faschistische Diktatur. Bei der Betrachtung einiger Grundpositionen der KPD(O) geht der Autor auch auf ihre inneren Auseinandersetzungen ein. Das alles ist mit einer Fülle von historischen Fakten unternetzt. Akribisch zusammengetragen sind Angaben über die Reichskonferenzen der KPD(O), die regionale Verteilung ihrer Ortsgruppen und Mitglieder, ihrer Zeitschriften und Publikationen und ihrer Opfer im antifaschistischen Kampf. Kurzbiographien machen mit Leben und Wirken von rund 400 Männern und Frauen bekannt, die das historische Anliegen dieser kommunistischen Alternative verkörperten. Hier finden sich neben August Thalheimer, Heinrich Brandler und Jacob Walcher auch die Namen von Robert Siewert, bis zu seiner Absetzung 1950 erst Vizepräsident und danach Innenminister von Sachsen-Anhalt in der DDR, und Professor Hans Mayer, der Anfang der 30er Jahre für kurze Zeit in der KPD(O) wirkte und von 1949 bis 1963 an der Leipziger Universität Generationen von fortschrittlichen Germanisten erzog

und ausbildete. In einigen Abschnitten hätte das Buch gestrafft werden können, um Wiederholungen zu vermeiden.

Für Bergmann war die KPD(O) „eine der bedeutendsten Organisationen der Arbeiterbewegung (im deutschen Kommunismus), die einen herausragenden Beitrag zur situationsgerechten marxistischen Theorie und Praxis geleistet hat“ (11). In der KPD und später der SED hingegen wurde diese kommunistische Opposition im Grunde totgeschwiegen. So heißt es z.B. in „Meyers Neuem Lexikon“ der DDR von 1977, das die offizielle Lesart der SED-Führung wiedergab: Die KPD(O) sei eine „bedeutungslose Splittergruppe“ „parteifeindlicher“ Elemente gewesen, die gegen das ZK der KPD und die Kommunistische Internationale aufgetreten sei (vgl. ebd., S. 672). War sie wirklich eine „bedeutungslose Splittergruppe“? Was die Zahl ihrer Mitstreiter betraf, so war sie – gemessen z. B. an der Zahl der KPD-Mitglieder – tatsächlich nur eine kleine Strömung. Sie vereinte nicht einmal 6.000 Kommunisten. Das setzte ihrer Wirksamkeit, wie der Autor unterstreicht (191f, 207f), deutliche Grenzen. Nun können, wie die Geschichte zeigt, gerade Minderheiten nicht selten die historische Wahrheit und richtige politische Positionen vertreten.

Ein prägnantes Beispiel dafür ist die in Auseinandersetzung mit der „Bolschewisierung“ der KPD von A. Thalheimer verfochtene Parteiauffassung und, damit unmittelbar verknüpft, die von ihm vertretene Internationalismus-Position. Im von der KPD-Führung angestrebten Parteiverfahren der RKP(B) gegen Brandler, Thal-

heimer und Radek in Moskau¹ wurde ihnen fraktionelle Tätigkeit gegen den „Kern aller Fragen des V. Weltkongresses“, „gegen die einmütig beschlossene bolschewistische Politik“ der KI, unterstellt. Begründet wurde dies insbesondere mit einem Beitrag Thalheimers für die Parteipresse, in dem er die Linie und Beschlüsse des V. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale kritisiert hatte. Ausgangspunkt für die Kritik Thalheimers war gewesen, dass der Kongress unter dem Schlagwort der „Bolschewisierung“ die Weichen für die bedingungslose Unterordnung der der KI angehörenden KP unter die Politik der von Stalin dominierten RKP(B) und ihre hierarchische Parteikonzeption gestellt hatte.² Er setzte sich mit der „Theorie des unbeschriebenen Blattes“ auseinander (starkes Führungszentrum und unerfahrene, aber Moskau gehorsam folgende Parteiführer an der Peripherie) und forderte eine freie und gleichberechtigte Diskussion aller Meinungen

in der Partei vor der Beschlussfassung. Ganz im Sinne Rosa Luxemburgs wandte er sich zugleich gegen die damals auch in anderen Parteien sich ausbreitende Praxis, russische Methoden willkürlich und mechanisch auf die konkreten Bedingungen außerhalb Russlands anzuwenden (38-39, 64-67). Im Umgang mit der innerparteilichen Opposition traten zwei typische Momente hervor, die für „bolschewisierte“ Parteien typisch wurden und bis in die Gegenwart hinein auch in „erneuerten“ Parteien zu beobachten sind: 1. Es gab keinen innerparteilichen Mechanismus, der die Korrektur von Fehlern der Parteiführung garantierte. Die Parteihierarchie mit dem nach „oben“ angepassten Apparat verhinderte ihre Berichtigung „von unten“. 2. Gab es dennoch entsprechende Bestrebungen, wurden die Betroffenen als „Parteifeinde“, als „Trotzkisten“, als „Menschewisten“ usw. massiv diskreditiert und ausgeschaltet.³ Die Thesen Thalheimers über international gleichberechtigt kooperierende und national selbständig operierender Parteien wie über die demokratische Verfasstheit einer KP reichen in ihrer Bedeutung bis in die Gegenwart hinein. Die sich verschärfende Kritik der KPD(O) am Stalinschen Regime änderte jedoch nichts an ihrem Eintreten für die Sowjetunion.

Berechtigt zählt der Autor auch die Analyse des deutschen Faschismus

¹ Siehe auch: Das erste Tribunal. Das Moskauer Parteiverfahren gegen Brandler, Thalheimer und Radek, hg. von Jens Bekker, Theodor Bergmann und Alexander Watlin, Mainz 1993.

² Ein anderes prägnantes Beispiel für die rigorose Durchsetzung dieser Orientierung war die Absetzung der Führungsspitze der KP Chinas mit dem Generalsekretär des ZK, Chen Duxiu, durch Moskau 1927, weil sie es abgelehnt hatte, der putschistisch-linksradikalen Politik der KPdSU(B) und der KI zu folgen (Kantoner Aufstand u.a.). Verächtlich sprach Stalin damals von einem „Konglomerat, das bei uns fälschlicherweise KPCh genannt wird“ und das durch ergebene Moskauer „Parteiberater“ erst einmal zu einer Partei gemacht werden müsse (Brief Stalins an Molotow und Bucharin v. 9. Juli 1927).

³ Heute versuchen z.B. einige Führungsmitglieder der PDS mit gleichem Ziel und in ähnlicher Weise, opponierende Kräfte als „linke Fundamentalisten“, „dogmatische Linke“ u.ä. in „die Ecke zu stellen“.

aus den Jahren 1928-30 zu den besonderen historischen Leistungen der KPD(O), und er arbeitet ihre wesentlichen Elemente heraus (68-71, 180-181). Frühzeitig kam die Führung zu der Auffassung, dass sich die deutsche Großbourgeoisie jener Tage in Vorbereitung auf einen „imperialistischen Krieg“ von der bürgerlich-parlamentarischen Republik abwen- de und ideologisch und organisato- risch eine „faschistische Konterre- volution“ vorbereite, um die bürger- liche Demokratie zu beseitigen. „An die Stelle der bürgerlichen Demo- kratie setzt der Faschismus die offe- ne Diktatur des faschistischen staat- lichen Apparats ... Die bewaffnete Macht des Staates wird ergänzt durch Terrorbanden.“ Aus der Sicht der KPD(O) war der Faschismus von seinen Zielen und Methoden her „die zugespitzteste, gewaltsamste, ‚pro- stituierteste‘ Form der bürgerlichen Klassenherrschaft“. Erstaunlich diese theoretische und politische Klarheit Jahre vor der Machtübernahme durch die deutschen Faschisten und vor der Einschätzung des Faschismus auf dem 7. Weltkongress der KI!

Brandler, Thalheimer und ihre Ge- nossen orientierten die Arbeiterklas- se auf den gemeinsamen Kampf für die Erhaltung der bürgerlich-demo- kratischen Republik als die günstig- ste Voraussetzung für die Errichtung einer Rätemacht (70). Auf der ille- galen Reichskonferenz 1934 wurde dazu näher ausgeführt, dass diese „Rätediktatur“ mit dem Sturz des fa- schistischen Regimes – wie es scheint unmittelbar – erreicht werden sollte. Dieses Vorgehen, von der KPD(O) als einzig mögliche „revolutionäre“ Alternative interpretiert, schloss na-

türlich die Bildung einer breiten anti- faschistischen Einheitsfront unter Einbeziehung auch bürgerlich-anti- faschistischer Kräfte aus (vgl. 230). Trotz der zitierten Faschismus- Analyse ging die KPD(O) 1934 nach wie vor davon aus, dass im Mittel- punkt des internationalen Kampfes der klassenmäßige Gegensatz „zwi- schen der zerfallenden kapitalisti- schen und der neuauftretenden so- zialistischen Ordnung“ stehe (229). Der Autor, der im Buch diese Positi- on vehement vertritt, sieht deshalb im damaligen Zusammenwirken der Kommunisten mit bürgerlichen Kräf- ten gegen den Faschismus ihren Ver- zicht „auf revolutionäre Ziele“. So wertet er dann auch die Orientierung des 7. Weltkongresses der KI auf Bil- dung einer möglichst breiten Ein- heitsfront unter Führung der Arbei- terklasse gegen den Faschismus als „eine radikale taktische Schwenkung – von der ultralinken zur ultrarechten Politik“ (228). Die Einschätzung der damaligen Situation und der Orien- tierung des 7. Weltkongresses durch die KPD(O) ist durch die Geschichte längst widerlegt worden. Widerlegt worden ist damit auch die These, dass die KPD mit der Schaffung ei- ner breiten antifaschistischen Ein- heitsfront ihr Ziel aufgegeben hätte, eine sozialistische Gesellschaft auf- zubauen. Der Weg zum Sozialismus konnte unter den gegebenen objekti- ven und subjektiven Bedingungen nur über eine entsprechend gestaltete antifaschistisch-demokratische Ge- sellschaft führen.⁴

⁴ Ich vermeide hier bewusst, den in der DDR üblichen Begriff der Etappe zu verwenden, da er mir der Größe, der Kompliziertheit

Die Debatte mit dem Autor um diese oder jene Darlegung und Wertung, die hier angezeigt worden ist, sollte noch mehr Anlass sein, seine Veröf- fentlichung in die Hand zu nehmen; denn so manches, was allein histori- schen Charakter zu haben scheint, ist auch für unsere Gegenwart relevant.

Helmut Peters

Auf keinen Fall dieses abstrakte Eigentum ...

Jean Villain, Vineta 89 – Tagebuch einer Wende. MV Taschenbuch, Ro- stock 2001, 258 Seiten, 19,80 DM

Den 1928 in einer wohlhabenden Zü- richer Familie geborene Jean Villain zog es als Zwanzigjährigen in einen israelischen Kibbuz. Hier brachten ihn aus Deutschland stammende Ju- den mit marxistischen Positionen in Kontakt. Nachdem er auch ein paar Hefte der in der damaligen sowjeti- schen Besatzungszone erscheinenden ‚Weltbühne‘ bekommen hatte, wurde er deren Korrespondent. Sein zuneh- mendes Interesse für den sozialisti- schen deutschen Staat führte dazu, daß er sich 1961 dort niederließ, als freier Schriftsteller und als Korre- spondent des Schweizer ‚Vorwärts‘, des Organs der ‚Partei der Arbeit‘. In der Nachfolge John Reeds und Egon Erwin Kischs (aber auch historischer Vorbilder wie Louis-Sébastien Mercier, den er neu übersetzte) entwik- kelte er eine Theorie und Praxis der spannenden literarischen Reportage, die nicht von Ideologemen, sondern

von der komplexen Wirklichkeit aus- geht, auch und gerade, wenn unange- nehme Wahrheiten zu Tage gefördert werden. 1964 gehörte er zusammen mit Hans Otten zu den Journalisten, die – was bislang wenig bekannt ist – im Auftrag des ZK der SED an der Nullnummer eines Nachrichtenmaga- zins arbeiteten, das auf die Herausfor- derungen des auf Demokratisierung zielenden Neuen Ökonomischen Sys- tems zugeschnitten sein sollte. In der Gruppe junger Leute, die er für sol- cherlei kritische Pressearbeit ausbil- dete, waren unter anderen Anne Dessau, Landolf Scherzer, Gerd Pro- kop und Klaus Schlesinger. Nach dem Sturz Chruschtschows wurden mit dem NÖS auch die entsprechenden Vorar- beiten für eine Erneuerung des Infor- mationswesens gestoppt. Villain blieb trotzdem in der DDR, versuchte, mit eigenen Reportagen neue Maßstäbe zu setzen. Bekannt wurde er auch durch zahlreiche Reportagebücher aus Ländern der Dritten Welt und West- europas.

Schon seit den siebziger Jahren hatte Villain seinen Hauptwohnsitz in einem kleinen Dorfflecken bei Prenzlau. Da- mit wollte er nicht nur – wie viele DDR-Schriftsteller, die sich ebenfalls im ländlichen Norden niederließen – einen geographischen Abstand zur Machtzentrale in Berlin herstellen. Noch wichtiger war für ihn, daß er in einem abgelegenen Gebiet, das tradi- tionell arm und unterentwickelt, spä- ter von der Kollektivierung der Landwirtschaft geprägt war, am ehe- sten Beobachtungen und Erkenntnisse darüber machen konnte, ob und wie weit auch der unvollkommene Real- sozialismus eine Gesellschaft von un- ten her umzugestalten vermochte.

und der Langwierigkeit der in diesem hi- storischen Abschnitt zu lösenden gesell- schaftlichen Aufgaben nicht zu entsprechen scheint.

Nachdem der Rostocker MV-Taschenbuch-Verlag eine Sammlung der besten zwischen 1954 und 1992 in anderen Ländern entstandenen Reportagen von Villain herausbrachte¹ – die u.a. die Alltagsnöte von Marseiller Fischern, die Scheidungsqualen einer Ägypterin, das Sklavenleben in den südafrikanischen Minen, aber auch die Philosophie einer westdeutschen Werbeagentur sowie das Funktionieren der Frankfurter Börse im Jahre 1965 als ‚absurdes Theater‘ schildern –, erschien dort nun auch Villains Tagebuch aus der Zeit der Wende von Dezember 1988 bis Januar 1991. Es ist nicht nur deshalb interessant, weil es aus der Perspektive jener seltenen Spezies von Menschen geschrieben wurde, die aus dem Westen gekommen waren, um in der DDR zu leben und zu arbeiten. Anders als über die geborenen Ostdeutschen kamen Sozialismus und Wende über ihn nicht wie Naturereignisse. Er war freiwillig dort. Die persönliche Betroffenheit in der Wendezeit war also dramatischer, zumal er oft von den Medien seines Heimatlandes aufgefordert wurde, zu dem, was in der DDR geschah, Stellung zu nehmen. Für Villain war damit verbunden, daß schon lange vor dem Fall der Mauer ein wesentliches Stück eigener Lebensentscheidungen an den Pranger gestellt werden konnte.

Der Vorzug dieses Tagebuchs im Vergleich zu den meisten Wende-Schriften besteht darin, daß die Entwicklungen nicht aus der Erlebnissicht jener kleinen politischen Gruppen gezeigt werden, die gemeinhin als ‚Bür-

gerbewegung‘ und ‚Opposition‘ gelten. Villains Aufzeichnungen beschreiben, was in den verschiedensten Bereichen der Provinzgesellschaft vor sich ging, als sie plötzlich in den Strudel der Weltgeschichte geriet.

Das Tagebuch beginnt im Dezember 1988 mit einer Reise des Reporters nach Moskau, wo er ergründen wollte, wie ernst es die dortige Führung überhaupt mit der Perestroika meine. Statt auf eine neue Dynamik traf er auf gespenstische Schranken und Lähmungen überall. Außer dem altbekannten ausgefeilten System von Privilegien für die Nomenklatura funktionierte kaum noch etwas. Und trotz Glasnost versuchten Mitarbeiter des ZK der KPDSU noch immer, die engsten Mitarbeiter Gorbatschows vor Direktinterviews abzuschirmen.

Um so grotesker mutet an, daß Villains Moskau-Reise in der Prenzlauer Provinz auf unerwartetes Interesse stieß. Er wurde zu mehreren Vorträgen eingeladen, die die Behörden zum Teil sabotieren wollten, aber nicht mehr konnten. Für die ungeduldig gewordenen Menschen stellte eine Perestroika, ein demokratischer Umbau, auch für die DDR eine große Hoffnung dar, an der sie gerne und ganz konkret in ihrem speziellen Umfeld – Arbeit und Wohnort – aktiv teilnehmen wollten. Daß trotz zunächst gleichbleibender Sturheit der meisten Kader und Behörden der Mut der Menschen zur Eigeninitiative gewachsen war, zeigte z. B. der lokale Widerstand gegen die Errichtung von Prominentendatschen in einem Landschaftsschutzgebiet, wodurch auch eine historisch wertvolle Klosterruine gefährdet war. Immerhin gelang es, die Sache ins DDR-Fernsehen zu bringen und damit die

Behörden zu einem ersten Innehalten und zur Sichtung der Gesetzeslage zu bringen. Villains Tagebuch zeigt, daß es schon im Frühjahr 1988 – lange bevor sich die BRD-Botschaften in Budapest und Prag mit Flüchtlingen füllten – in der gesamten DDR-Gesellschaft brodelte. Sei es der kritische Pfarrer, der für die Gesellschaft unverzichtbare, vom Gesetz aber stiefmütterlich behandelte kleine Handwerker oder auch der Funktionär, der nun deutlich spürte, daß es wie gehabt nicht weitergehen kann – viele Menschen waren plötzlich zu etwas Neuem bereit, auch und gerade unter größerer eigener Verantwortung. Diese allgemein immer offener eingenommene Haltung zeigte sich auch in den Diskussionen auf den Veranstaltungen in dem von Villain geleiteten Kulturclub, wo prominente kritische Autoren wie Daniela Dahn und Markus Wolf auftraten. Neben diesen Anzeichen der Hoffnung gab es aber auch untrügliche Signale dafür, daß die DDR-Gesellschaft in eine komplexe Krise gerutscht war: Das Randalieren von Jugendlichen z. B. hatte enorm zugenommen. Im Dorf kam es zu ökologischen Problemen, weil der jahrelang angemahnte Abtransport von Sperrmüll nicht durchgesetzt werden konnte.

Eher pessimistisch stimmende Einblicke boten sich Villain auch, als er von dem 1989 erlassenen Gesetz der DDR profitierte, wonach Ausländer aktives und passives Wahlrecht auf kommunaler Ebene bekamen. Für wenige Monate wurde er Mitglied der ‚Kulturbund-Fraktion‘ des Kreistags, einer Institution, die sich nicht von ihrer behäbigen Routine befreien mochte, das abzuklatschen, was offiziell

vorgegeben war. Gespenstisch auch, wie der 7. Oktober, der Geburtstag der Republik – obwohl sie bereits am Abgrund stand – von gewissen Kreisen noch bei „beschwingten Melodien“ gefeiert werden konnte, mit „Rotkäppchen und Stolitschnaja, mit Krimsekt und Moskowskaja, was hierzulande, anders als im Land der Perestroika, noch schier unbeschränkt verfügbar, und von der öffentlichen Hand an solchen Tagen kostenlos und reichlich auszuschenken ist.“

Echte Aufbruchstimmung erlebte Villain jedoch bereits ein halbes Jahr zuvor im ostdeutschen Zentrum des P.E.N., der es im März 1989 wagte, mit einer Resolution gegen die Repressalien des Bruderstaates CSSR gegen Vaclav Havel öffentlich zu protestieren, eine Resolution, die übrigens auch der damalige stellvertretende Kulturminister Klaus Höpcke unterschrieb. Im Schriftstellerverband kam es – allerdings erst unter dem zunehmenden Druck der Ereignisse und in der Erwartung der für die Schriftsteller leicht vorhersehbaren Prekarisierung ihrer künftigen beruflichen Situation – ebenfalls zu den notwendigen Diskussionen und Entscheidungen. Daß die alten Sitten der Gesinnungshaftung selbst in solchen Gremien, die man für aufgeklärt genug hätte halten können, nicht endgültig abgestreift wurden, zeigte sich, als im März 1990 vorgeschlagen wurde, diejenigen Angestellten des Verbands zu entlassen, die es wagten, sich als PDS-Mitglieder zu bekennen.

Abgesehen von dem auch durch Villain an vielen Stellen beobachteten neuen, gewissermaßen vorauseilendem, Opportunismus ist sein Tagebuch vor allem aber ein Zeugnis für

¹ Unterwegs zum Orwell-River. Reportagen aus fünf Jahrzehnten, 2001, 220 Seiten, 19,80 DM.

die enorme Kreativität und Kompetenz vieler Bürger, die sich in erstaunlichem Ausmaß entfalteten, nachdem sie von ihrer Obrigkeit nicht mehr daran gehindert wurden, frei ihre Meinung zu sagen und selbst nach Organisationsformen zu suchen, in denen eine neue Wirklichkeit von ihnen selbst gestaltbar schien. Man fühlt sich in die Atmosphäre von Stephan Heyms Tatsachenroman ‚Schwarzenberg‘ über die gleichnamige autonome Republik versetzt, die nach dem 2. Weltkrieg in einem rätselhafterweise von den Alliierten nicht besetzten Flecken thüringischen Landes für sieben Wochen entstanden war.

Ein beeindruckendes Dokument für die vierzig Jahre später entstandene Möglichkeit einer wirklich bürgergesellschaftlichen DDR ist der von Villain transskribierte Tonbandmitschnitt eines Podiumsgesprächs zum Thema „Wie verbessert man den Sozialismus“. Es fand am 25. Oktober 1989 nicht, wie ursprünglich geplant, im 28plätzigen Clubkino, sondern im 600 Menschen fassenden Kreiskultur-saal statt, wo schon eine Stunde zuvor nur noch Stehplätze zu finden waren und Lautsprecher nach außen aufgestellt wurden, damit weitere, etwa 600, Menschen zumindest auditiv mitverfolgen konnten, was drinnen gesprochen wurde. Hier kritisierten die Bürger und Bürgerinnen nun alles, was sie an der alten DDR gestört hatte, bis hin zur Stasi: „Die Sicherheit des Staates hängt nicht von der ‚Sicherheit‘, sondern von uns selber ab.“ Darauf tosender Beifall, in den jemand hineinrief: „Und von der Kontrollierbarkeit der Behörden!“ Gefordert wurde u. a. die Trennung von Partei- und Gewerkschaftsfunktionen, die Aufgabe

des Führungsmonopols der SED, ihr Rückzug aus den ihr bislang automatisch zugeschanzten wirtschaftlichen Leitungsfunktionen. Auch die kritischsten Stimmen sprachen sich für gewaltlosen Wandel aus. Knapp vierzehn Tage vor Öffnung der Mauer ging es diesen Menschen nicht um Abschaffung des Sozialismus, er sollte in ihren Augen erst richtig beginnen.

Ein weiteres wichtiges Dokument ist die von Villain ebenfalls mitgeschnittene und nur leicht gekürzte große Diskussion der nun ‚freien‘ Parteien vom 12. 1. 1990 in der Kreisstadt, aus der das ungeheure Tempo der damaligen Entwicklung hervorgeht. Nun geht schon niemand mehr von der Möglichkeit einer Fortexistenz der DDR aus eigener Kraft aus. Der Grund hierfür war aber jedenfalls nicht, daß es den Bürgern in dieser Situation an Kompetenz gemangelt hätte. Im Gegenteil, die sich bereits deutlich ausdifferenzierenden politischen Gruppierungen besaßen äußerst geschickt argumentierende Vertreter auch auf der Ebene der Landkreise. Vor allem wurde die Abschaffung des allzu „abstrakten Eigentums“ gefordert, als das das Volkseigentum in der DDR bislang empfunden worden war. Dezentralisierung, verschiedene Eigentumsformen sollten möglich sein, die LPGs aber erhalten bleiben, da viele Bauern eben gar nicht mehr wußten, wie so eine Einzelwirtschaft zu führen sei. Aber es gab auch schon untrügliche Anzeichen, daß man sich darüber klar war, bald ein Teil der Bundesrepublik zu werden. Denn schon wurde davon geredet, daß in Zukunft auch Armenversorgung und Prostitution organisiert werden mußten. Es wurde auch schon diskutiert,

ob eine Frauenquote nötig würde. Da die Wahlen noch bevorstanden, vermieden es zum damaligen Zeitpunkt alle, die Errungenschaften der DDR in Bausch und Bogen schlecht zu reden oder einen totalen Abschied von ihr zu verlangen. Selbst der CDU-Vertreter war der Meinung, daß der Staat auch künftig materielle Verantwortung für die Kultur tragen müsse. Allerdings wollte er, daß mehr Gewicht auf Klassik als auf Moderne gelegt würde – ein Zeichen, daß sich Teile der DDR-Bevölkerung durchaus mit einer bürgerlich beschränkten Repräsentationskultur zufrieden geben wollten.

Villains Buch bewegt auch durch die große persönliche Betroffenheit des Autors, der in den Monaten der Wende zum ersten Mal in seinem Leben Schwierigkeiten hatte, Erlebtes zu ordnen und in Worte zu fassen. Deshalb zog er sich auf die Position des ehrlichen Reporters zurück, der in einer solchen Situation das Interpretieren weitgehend unterläßt und nur aufzeichnet, was er sieht und hört. Damit hat er seltene Dokumente von Stimmungen und Haltungen gesammelt, die für eine spätere historische Sicht auf den Sozialismus von großer Bedeutung sind.

Sabine Kebir

Deutsche Vereinigung betriebskonkret

Jörg Roesler, Dagmar Semmelmann, „...ohne Energie geht gar nichts!“ Die ostdeutsche Energiewirtschaft von den Kombinatzen zur VEAG (1980-2001), Hrsg. VEAG Vereinigte Energiewerke AG, Berlin 2001, 15 €.

Mit dem Einstieg der schwedischen Vattenfall-Gruppe in den deutschen Energiemarkt wurde dem ostdeutschen Energieunternehmen VEAG in der Presse erneut besondere Aufmerksamkeit zuteil. Zum wiederholten Male beginnt eine neue Wegmarke in der bewegten Geschichte der Umstrukturierung eines Verbundes ostdeutscher Energieunternehmen.

Es ist das Verdienst der seit langem als Wirtschaftshistoriker und Sozialhistorikerin ausgewiesenen Autoren, dass sie die konkrete Geschichte eines ostdeutschen Unternehmens 10 Jahre vor und 11 Jahre nach der Wende auf der Basis von Archivmaterialien und zahlreicher dokumentierter mündlicher Befragungen von Zeitzeugen sehr objektiv und differenziert beschrieben haben. Der Leser erhält ein anschauliches Bild von den Problemen ostdeutscher Energiekombinate in den letzten 10 Jahren der DDR, von der Zeit der Umwandlung der Kombinate in den Konzern VEAG nach der Wende und den aktuellen Problemen durch die Liberalisierung des Strommarktes.

Besonders für den westdeutschen Leser dürfte die authentische Beschreibung typischer Probleme eines DDR-Kombinats der 80er Jahre von großem Interesse sein: die Kombinatbildung von oben, das für die Energiewirtschaft typische Rapportsystem, der Poker zwischen oben und unten bei der Planausarbeitung, das durch Investitionsmangel verursachte umfangreiche Instandhaltungswesen, die ständige Suche nach Arbeitskräften, der „Winterkampf“ gegen die gefrorene Braunkohle, die umfassende betriebliche Sozialpolitik. Und man findet Antwort auf die

Frage, warum in Energiekombinaten der DDR auch Karpfen gezüchtet, Gewächshäuser errichtet, Gartenzwerge, Musikinstrumente für Kinder und andere für Kraftwerksbetriebe atypische Konsumgüter produziert wurden.

Noch aufschlussreicher für den sozialkritischen Leser ist die historisch sachliche und präzise Darstellung der ambivalenten Prozesse der Umwandlung der Kombinate in „Vereinigte Energiewerke Aktiengesellschaft (VEAG)“. Für die „Herbstrevolution“ konnten nur wenig Zeugnisse des offenen Protestes gefunden werden; im November 1990 erreichten den Generaldirektor dann viele Schreiben mit „Kritiken, Vorschlägen und Hinweisen zur gesamtgesellschaftlichen Situation“. Hoch interessant sind die Reformansätze, die in dieser Zeit in den Kombinaten in Gang gesetzt wurden: In den ersten Monaten des Jahres 1990 gab es eine Doppelherrschaft von Betriebsleitung und Belegschaftsvertretung. Wie selten in der Geschichte mussten sich die Betriebschefs der Wahl durch die Belegschaft stellen. Unter der Modrow-Regierung strebte man eine gleichberechtigte Kooperation („Joint Venture“) mit westdeutschen und ausländischen Energiebetrieben an.

Mit den Wahlergebnissen vom 18. März 1990 hatte sich die Situation in der DDR wesentlich verändert. Die seit Ende April 1990 für die Energiebetriebe Verantwortlichen im Kabinett de Maizière drängten auf eine rasche Privatisierung der Energiekombinate, die allerdings über einen Sonderweg realisiert wurde. Bereits am 29. Juni 1990 wurden die Kom-

binate „Braunkohlkraftwerke“ und „Verbundnetze Energie“ in Aktiengesellschaften umgewandelt. Eigentümer blieb die Treuhandanstalt. Dennoch übernahmen bereits Ende August 1990 die Manager der drei größten westdeutschen Stromkonzerne über einen Geschäftsbesorgungsvertrag, der Bestandteil der bekannten Stromverträge vom Juni 1990 war, faktisch die Leitung der beiden ostdeutschen Aktiengesellschaften, die dann im Februar 1991 zu Vereinigte Energiewerke Aktiengesellschaft VEAG zusammengeschlossen wurden.

Es ist ein großer Vorzug des Buches, dass es diese auch rechtlich sehr komplizierten Prozesse, so weit sie historisch relevant sind, nicht nur exakt beschreibt, sondern auch ungeschminkt die persönliche Meinung von Zeitzeugen dieser Vorgänge wiedergibt. So wird z.B. die mündliche Äußerung eines ostdeutschen Abteilungsleiters, der an den Verhandlungen zum Abschluss der Stromverträge teilnahm, die praktisch das ostdeutsche Spitzenmanagement vor dem Eigentumswechsel ausbooteten, wie folgt dokumentiert: „Ja, und dann kam schon die Zeit mit den Stromverträgen. Das war ja dann Mitte '90. Da wurde eine große Veranstaltung gemacht in dieser Jugendeinrichtung - war so eine FDJ-Kaderschmiede -, ja Bogensee! Dort wurden wir dann mit diesem Vertrag konfrontiert. Das war die große Ernüchterung. ... Was mich so zornig gemacht hat? Na ja, dass wir als Idioten abgestempelt wurden. Das stand natürlich da nicht drin, aber da stand drin, nach Unterzeichnung übernehmen die Herren aus der Bun-

desrepublik die Geschäftsbesorgung für die Betriebe der Energiewirtschaft“. Dazu muss angemerkt werden, dass diese Vereinbarung noch zu DDR-Zeiten abgeschlossen wurde, der Eigentumswechsel erfolgte erst im September 1994.

Ein großer Teil der Kaufsumme für die ostdeutschen Energiekombinate wurde aus der inzwischen aufgelaufenen Gewinnsumme der VEAG entnommen! Das war nicht nur eigentumsrechtlich ein merkwürdiger Vorgang, sondern zugleich ein Griff in die Investitionskasse, der die Konkurrenzfähigkeit des Unternehmens in den Folgejahren, insbesondere seit der Liberalisierung des Strommarktes, stark beeinträchtigte.

Im seinem Vorwort betont Dr. Martiny, Arbeitsdirektor der VEAG, dass der Strukturwandel in der VEAG im wesentlichen ohne betriebsbedingte Kündigungen bewältigt werden konnte, obwohl die Beschäftigtenzahl von 1990 bis 1998 auf ein Drittel bis ein Viertel zurückging.

Hans Mittelbach

Gesellschaftliches Bewußtsein von Kwakiutl, Azteken und Nazis

Eric R. Wolf, *Envisioning Power, Ideologies of Dominance and Crisis*, Berkeley, Los Angeles, London 1999 (University of California Press), paperback ed., IX, 339 S., ca. 23,30 Euro

Wenn Marxisten von „gesellschaftlichem Sein und Bewußtsein“ sprechen, riecht es leicht – einschlägigen Warnungen Lenins zum Trotz – nach der altherwürdigen anrühigen Leib-

Seele-Dualität. Was das Verhältnis der beiden Momente anbetrifft, so ist man über die bekannten Formeln der Widerspiegelung und der Rückwirkung in der Regel nicht hinausgekommen. Die Verankerung des Bewußtseins in einem gesellschaftlichen Sein wurde zuletzt von Georg Lukács mithilfe der Idee einer durch bewußte Zwecksetzungen bestimmten Arbeit versucht, die für ein hominidenpezifisches gesellschaftliches Sein prägend sei (vgl. den Beitrag von Erich Hahn in Z 48, Dezember 2001) – ein ontologischer Balanceakt zwischen Materialismus und Idealismus, der leider an inzwischen erreichten verhaltenswissenschaftlichen, neurowissenschaftlichen und paläoanthropologisch-archäologischen Erkenntnissen gescheitert ist. Diese Verankerung blieb (und bleibt) so ein offenes Problem einer Theorie, die sich auf Marx und Engels berufen möchte, was einst wohl dazu beigetragen haben mag, daß auch ein entsprechendes praktisches Geschäft, nämlich die Verankerung kritischen Bewußtseins durch die „Partei der Arbeiterklasse“ bei deren Klientel, leider kaum erfolgreich gehandhabt worden war. In dieser Lage kann es nichts schaden, einmal über den marxistischen Tellerrand hinauszugucken, um zu sehen, was Wissenschaften anderer Provenienz zum Thema Sein und Bewußtsein zu sagen haben, zumal es hier auch Leute gibt, die den Theorien von Marx und Engels durchaus wohlwollend gegenüberstehen.

Ein zentrales Problem des Verhältnisses von gesellschaftlichem Sein und Bewußtsein sind die Beziehungen zwischen gesellschaftlicher Macht

und gesellschaftlichen Ideen. Diese zu untersuchen, ist das Ziel des hier zu besprechenden Werks. Sein Verfasser ist der weithin berühmte US-amerikanische Kulturanthropologe Eric Wolf (1923-1999), der in einem antifaschistisch-jüdischen sudetenländischen Milieu aufgewachsen war und hierzulande vor allem mit dem antikolonialistischen Buch „Die Völker ohne Geschichte“ (ein ironischer Titel, Ffm. 1986) bekannt geworden ist. Grundannahme ist, daß alle gesellschaftlichen Vorkehrungen (social arrangements) ebenso Machtbeziehungen (relations of power) wie Ideen (ideas) enthalten, wobei letztere die Machtverhältnisse sozusagen einfassen (surround) (7, 275). Der Frage, wie dies geschieht, geht Eric Wolf in drei Fallstudien über konkrete, voneinander sehr verschiedene Gesellschaften nach, nämlich über die Gesellschaft der sogenannten Kwakiutl-Indianer an der amerikanischen Nordwest-Küste, über die der sogenannten Azteken im zentralen Hochland Mesoamerikas und über die deutsche Gesellschaft unter dem NS-Regime. Eingerahmt werden diese historischen Falluntersuchungen durch zwei theoretische Essays zum Thema Macht und Geist (oder wie immer man letztere Erscheinung nennen will): einleitend eine umfang- und kenntnisreiche begriffsgeschichtliche Darstellung, die, beginnend mit der Aufklärung und Gegenauflklärung, die einschlägigen Philosophen kurz, aber hinreichend würdigt (darunter Marx und Engels besonders bezüglich der Konzeption des „Fetischcharakters der Ware“), sich aber dann vor allem den Soziologen, Kultur- und Sozialanthropolo-

gen sowie den Linguisten zuwendet (21-67). Am Ende des Buchs gibt es dann eine knappe Darlegung der eigenen Befunde und Schlußfolgerungen (274-291).

Die Studie über die Kwakiutl-Indianer, über deren – uns bizarr erscheinende – Werte, Handlungs- und Verhaltensweisen vielfältige völkerkundliche Erzählungen vorliegen, bei denen man als Laie Dichtung und Wahrheit nicht unterscheiden kann, befasst sich mit einer Fischer-, Jäger- und Sammler-Gesellschaft. Diese sah sich seit der Mitte des 19. Jh. unter kolonialistischem Stress gezwungen, ihr Praxisrepertoire erheblich zu verändern (69-131). Die Kwakiutl-Gesellschaft bestand bei Ankunft der Europäer aus mehreren Stämmen, die jeweils verschiedene, von einem Oberhaupt (chief) dominierte Herkunftsgemeinschaften (numayma, houses) mit rangverschiedenen Mitgliedern und zugeordneten weiteren Arbeitskräften umfassten. Die Herkunftslinie eines solchen Oberhauptes, das die gesellschaftlichen Arbeiten und Festlichkeiten plante und leitete, entstand durch Transfers von Status und Privilegien mittels einer Übertragung von Titeln und Symbolen, die jeweils eine Demonstration der Potenz der Nachfolger durch Verteilung bestimmter Gebrauchsgüter und Nahrungsmitteln an geladene Gäste zur Bedingung hatte. (Andere Transfers dieser Art erfolgten durch Heiraten und durch Wettstreite zwischen numayma oder Stämmen.) Die Mitglieder der Herkunftslinien bzw. das jeweilige Oberhaupt führten Rang, Vorrechte und Herrschaftstätigkeiten auf ursprüngliche Beilehnung durch letztlich tierliche Vorfah-

ren und auf die Aufgabe zurück, die Beziehungen zur tierlichen Mitlebewelt zu gestalten. Die Übertragung von Machtstellungen durch Weitergabe von Namen und Zeichen in Verbindung mit der Vergabe von Sachgütern galt als Weiterleitung der geistigen Macht der Vorfahren und Austeilung lebenswichtiger Kräfte (88-95, 275f). Als die ökonomische, politische und familiäre Machtstellung der herrschenden Linien seit Mitte des 19. Jh. durch das Vordringen von kapitalistischen Arbeits- und Verteilungsverhältnissen eingeengt wurde, wuchsen sich die Gütervergabeveranstaltungen – so die plausible Interpretation dieses viel diskutierten Phänomens durch Eric Wolf – zu den gigantischen, ökonomisch irrationalen potlatch-Events aus, mit denen man die schwindende Macht zu retten suchte (111-123).

Die Studie über die Azteken, die in der herrschenden Amerikanistik und in Touristik-Publikationen wegen angeblich massenhafter Menschenopfer besondere Aufmerksamkeit erfahren, handelt von der dramatischen Aufstiegsgeschichte dieser auf Bodenbau, Fernhandel und Tributeinzug gegründeten Gesellschaft im 15./16. Jh. bis zu ihrer Unterwerfung durch Hernán Cortés. Deren Verhältnisse sind uns außer durch archäologische Befunde im wesentlichen durch Erzählungen der spanischen Eroberer bekannt, darunter Wiedergaben von Berichten, welche diese den Eroberten entlockt haben (133-195). Die Azteken-Gesellschaft war ursprünglich eine Gruppe zugewanderter Bauern- und Kriegerfamilien, die auf einer Insel im Seengebiet des Beckens von Mexico die Siedlungen

Tenochtitlan und Tlatelolco gegründet und hier unter der Oberherrschaft benachbarter Kleinstaaten so etwas wie halbstaatliche Häuptlingstümer errichtet hatten, jeweils mit einem Sprecher (tlatolani, pl. tlatolque) an der Spitze. Außer Mythen über eine gemeinsame Herkunft und Wanderung unter dem Mensch-Gott Huitzilopochtli hatten diese Leute Ideen toltekischer Provenienz über die Ordnung und den Gestaltwandel der Welt mitgebracht, in denen der Sonne besondere Bedeutung zukam. Im frühen 15. Jh. rebellierten verschiedene ihrer Anführer gegen den mächtigsten jener Oberherrschafts-Staaten, für den bis dahin Söldnerdienste geleistet worden waren. Das waren die Anfänge der Entwicklung einer hegemonialen Gesellschaft im Hochland Mexicos, mit autoritärer Staatsgewalt, potenter Ökonomie (und patriarchaler Familie), die schließlich direkt oder indirekt die zentralen Regionen Mesoamerikas beherrschte, aber von äußeren Bedrängnissen und inneren Krisen, auch in den Mensch-Umwelt-Beziehungen, nicht frei war. Diese Entwicklung institutionalisierter Machtbeziehungen wurde durch die tlatolque und militärischen Führer in Modifikationen tradierter Ideen eingefasst. Nicht nur, daß die Position und Sukzession des obersten tlatolani durch dessen Rolle als Sprecher des Huitzilopochtli sakralisiert, also die Herrschaftsverhältnisse nachträglich legitimiert wurden (145). Von vornherein vielmehr, so argumentiert Eric Wolf, waren diese Machtgefüge, bis hin zu den abgabe- oder dienstpflichtigen arbeitenden Klassen, von religiösen Pflichtzuweisungen durchdrungen,

die letztlich aus der Vorstellung des laufenden, des aztekischen, Zeitalters einer „Fünften Sonne“ gespeist wurden, das durch Selbstaufopferung von Göttern entstanden sei und daher die Darbringung von Opfern durch die Menschen erfordere. Daß das Handeln und Verhalten selber wesentlich auch religiösen Impulsen folgte, habe um so mehr gegolten, als der Fortgang der Dinge nicht nur als durch Störfälle des gesellschaftlichen Lebens, sondern auch als durch ein mögliches Verschwinden der Sonne bedroht angesehen wurde (182ff, 188-194, 276ff). In diese Interpretation fügt Eric Wolf leider auch die Legende von den massenhaften und kannibalistischen Menschenopfern ein, was er wahrscheinlich nicht getan hätte, wäre ihm die gründliche kritische Untersuchung von Peter Hassler hierzu bekannt gewesen (Menschenopfer bei den Azteken? Eine quellen- und ideologiekritische Studie, Bern etc: Lang 1992).

Die Studie über das NS-Regime nun handelt von einer Gesellschaft, für die vergleichsweise reichhaltige Quellen und wissenschaftliche Darstellungen vorliegen, ohne daß die Beziehungen von kapitalistischer Produktionsweise und faschistischer Administration, Sozialisation und Kultur der Masse der Gesellschaftsmitglieder damit voll begriffen wären. Hier wird somit das Problem „gesellschaftliches Sein und Bewußtsein“ am Beispiel einer modernbürgerlichen, wenn auch gegenüber vergleichbaren Fällen eher rückständigen Gesellschaft bearbeitet, die – trotz aller Verschiedenheit – den zuvor behandelten Gesellschaften mit vorkapitalistischen Subsistenzstrate-

gien in methodischer Hinsicht gleichgestellt wird (197-273). Untersucht wird der Faschismus, weil er „widerkehren kann“ (197). Die umfangreiche Abhandlung verfolgt die Vorgeschichte von NS-Regime und -Ideologie bis ins Mittelalter hinein, stellt das nationalsozialistische Machtgefüge und den Volksgemeinschafts-, Führer- und Rassenwahn unter besonderer Berücksichtigung des Staats und der Staatstätigkeit dar und widmet besondere Abschnitte der Verfolgung und Ermordung der Juden und von Mitgliedern anderer Minderheiten, sowie dem Krieg und der faschistischen Organisationsaktivität „im Osten“. Hinsichtlich der Beziehungen von Machtgefügen und Ideensystemen argumentiert Eric Wolf, daß das NS-Regime zwar die kapitalistische Produktionsweise im wesentlichen nicht angetastet hat, die Ideologie angesichts der klassenmäßigen Vielfalt seiner Unterstützer wie angesichts der Vielgestaltigkeit der weit zurückreichenden Vorläufer dieses Vorstellungsgemenges jedoch nicht als „eine ‚Widerspiegelung‘ existierender gesellschaftlicher Realitäten“ zu begreifen ist – und erst recht nicht ihrer Ökonomie, auch nicht „in letzter Instanz“, wie es später heißt (266f, 290). Vielmehr bildeten Jahrhunderte währende, langlebige Partikularismen, Fragmentierungen, Diskriminierungen und Disparitäten politischer, ökonomischer und sozialer Art in Verbindung mit den internationalen Verflechtungen deutscher Staaten – vom Dreißigjährigen Krieg über die napoleonischen Kriege bis zu den Folgen des Ersten Weltkriegs – den Nährboden für eine rassistische Volksge-

meinschafts- und Führerideologie, die infolge der Krisen in der Gesellschaft der Weimarer Republik zur Wirksamkeit kam (255-270, 278f). Was letztere betrifft, so arbeitet Eric Wolf den effektiven Systemcharakter dieser Ideologie und die hieraus resultierenden Impulse zu sich selbst verstärkender Kriegsführung und zur Vernichtung der Juden heraus, ferner die Grenzen dieser „obsessiven Repetition“, nämlich die Verkennung der Wirklichkeit, die spätestens an dem Tag offenbar wurde, als „die verachteten Sowjetsoldaten ihre Fahne auf dem zerstörten Reichstagsgebäude in Berlin hissten“ (270).

Die für einen Begriff des „gesellschaftlichen Seins und Bewußtseins“ wichtigsten allgemeinen Aussagen finden sich im Schlußteil des Buchs (274-291). Trotz aller Verschiedenheiten der Ideen-Systeme und ihrer Effekte bei den Kwakiutl, den Azteken und den Nazis (die natürlich dazu nötigen, sich mit dem zu befassen, was wir kurz Basis nennen können) wurde die Macht der Machthaber über gesellschaftliche Arbeit von Untergebenen in allen drei Systemen durch „kosmologische Imperative formuliert“ (280f): als Fortsetzung von Machtäußerungen der eigenen Tiergeister-Ahnen (101f, 119), als Sorge für die Pflichterfüllung, die die Menschen den lebensspendenden Schöpfern des fünften Sonnenzeitalters schulden (153ff; 189f), oder als Umsetzung der Vorsehung, als deren Werkzeug der Führer den Rassenkampf des Guten gegen das Böse bestimmt (231f, 270ff). Macht wurde somit als abhängig nicht nur vom aktiven Austausch zwischen „Mensch“ und „Natur“ und von den gesell-

schaftlichen Verhältnissen, sondern auch von Beziehungen zu imaginären Wesen gedacht, die „jenseits fassbarer Erfahrung in metaphysische Welten projiziert waren“ (281). Solche metaphysischen Bezüge sind, Eric Wolf zufolge, weder ökonomisch-ökologisch noch psychisch-physiologisch voll zu erklären, gleichwohl bedürfen die so in die Machtgefüge eingebrachten eingebildeten Welten, schon ihrer möglichen machsteepernden Wirkungen wegen, der Erklärung (281-285). Biologische oder ökologische Reduktionen würden jedoch die zentrale Dimension verfehlen, die menschliche von anderen tierlichen Anpassungen und Mißgeschicken unterscheidet: die Fähigkeit, Handlungs- und Verhaltensmuster „durch die Erzeugung und Handhabung von Zeichen zu schaffen, die den Menschen erlauben, sich die Welten vorzustellen, die sie so erschaffen“. Die – nach Meinung Eric Wolfs – spezifisch menschliche Fähigkeit, im Gehirn „generalisierende Konzepte und abstrakte Typen“ zu konstruieren, erlaube es nicht nur, alternative Regelmäßigkeiten zu erforschen, sondern auch, „sowohl physisch greifbare Gegenstände wie konzeptuell unfassbare Wesenheiten zu benennen und zu beschwören“ – ein Vermögen, das die Menschen von ihren nächsten Verwandten, den Schimpansen und Bonobos, unterscheidet und das einen Begriff von Kultur unverzichtbar mache (288). Daß menschliche Wesen heute diese Fähigkeit zur Konstruktion imaginärer Entitäten in ihren Gehirnen aufweisen, worin sie sich sehr wahrscheinlich von ihren nächsten tierlichen Verwandten unterscheiden, ist

eine sehr wichtige Feststellung, fördert diese Fähigkeit doch in der Tat seit der Entstehung gesellschaftlicher Ungleichheiten das Funktionieren und Legitimieren solcher Gesellschaften, ihre ideologische Reproduktion. Einbildungen dieser Art sind ein typischer Fall einer bestimmten Form der Repräsentation von Realität im Gehirn, nämlich ihrer Darstellung auf einer zweiten, von erfahrbaren Regelmäßigkeiten abstrahierenden Ebene des Bewußtseins, die sich irgendwann in der Hominiden-Evolution, wahrscheinlich erst gegen Ende des Eiszeitalters, herausgebildet hat. Daß sich die Vertreter der Gattung Homo immer schon, von ihren frühen, voreiszeitlichen Anfängen an, auf diese Weise von den (damaligen) Menschenaffen unterschieden hätten, ist daher freilich strittig und eher unwahrscheinlich.

Vergleichbar sind die von Eric Wolf erörterten grundverschiedenen Gesellschaften nicht nur, weil es eben Gesellschaften sind, sondern insbesondere deshalb, weil es sich jeweils um durch Ungleichheitsverhältnisse gekennzeichnete Gesellschaften handelt: Als solche sind sie jeweils durch gesellschaftliche Macht-Ohnmacht-Beziehungen gekennzeichnet, und diese werden durch bestimmte weltanschauliche Vorstellungen der jeweiligen Gesellschaftsmitglieder, die ihrerseits dinglich vermittelt sind, sowohl ermöglicht als auch bekräftigt. Gemeinsam ist diesen Vorstellungen, daß ihnen die Gesellschaft als durch das Wirken nicht-beobachtbarer Kräfte gestaltet gilt. Das ist ein hervorragender Beitrag zu den Beziehungen zwischen gesellschaftlichem Sein und Bewußtsein, und er

dürfte nur deshalb erzielt worden sein, weil sich Eric Wolf seinerseits nicht in imaginären Welten herumgetrieben hat, sondern es zu seinem Programm gemacht hatte, Gesellschaften zu untersuchen, die in Raum und Zeit konkret gegeben sind.

Karl Hermann Tjaden

Erratum: In dem Beitrag von Frank Unger – „Vorwärts zum Sieg des Brightismus-Wilsonismus“ – in Z 49 ist auf Seite 75 bedauerlicherweise die letzte Zeile entfallen. Diese lautet: „...global anzugehen. Es gab während dieser Zeit sogar eine kurze Periode, in denen die...“

**TOPTHEMA
IM NEUEN
HEFT**

RHEIN-ALARM
BAYER-Gifte für Millionen.

**STICHWORT
BAYER**

Widerstand gegen
Konzernmacht. Konkret,
spannend, international.

Coordination gegen BAYER-Gefahren
Postfach 150418, 40081 Düsseldorf
Fax 02 11 - 33 39 11 • Fax 02 11 - 33 39 40
e-mail: CBGnetwork@aol.com

**KOSTENLOSES PROBEHEFT
BESTELLEN, JETZT...**

Autorinnen und Autoren

Dr. Johannes M. Becker – Marburg, Politikwissenschaftler, Privatdozent

Dr. Diethard Behrens – Frankfurt/M., Politik- und Sozialwissenschaftler, Lehrbeauftragter

Prof. Dr. Heinz-J. Bontrup – Gelsenkirchen/Recklinghausen, Wirtschaftswissenschaftler, Hochschullehrer

Dr. Wolfram Burkhardt – Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

Prof. Dr. Hans Georg Conert – Syke, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler

Richard Detje – Hamburg, Redakteur der Zeitschrift „sozialismus“

Dr. Christian Fuchs – Wien, Sozialwissenschaftler

Axel Gerntke – Frankfurt/M., Gewerkschaftssekretär IG Metall, Vorstandsverwaltung, Abtlg. Sozialpolitik

Dr. Gert Hautsch – Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler/Journalist, Betriebsrat

Prof. Dr. Rudolf Hickel – Bremen, Finanzwissenschaftler, Hochschullehrer

Prof. Dr. Hans-Joachim Höhme – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Wolfgang Hofkirchner – Wien, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer

Hermann Jacobs – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Dr. Sabine Kebir – Berlin, Philosophin, Privatdozentin

Dr. Knut Krusewitz – Künzell/Rhön, ehem. Hochschullehrer für Umweltplanung/TU Berlin, Leiter der „Rhöner Friedenswerkstatt im UNESCO-Biosphärenreservat“

Kai Michelsen – Marburg, Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

Dr. Hans Mittelbach – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Harald Neubert – Berlin, Historiker

Emmerich Nyikos – Mexiko City, Philosoph und Historiker, Hochschullehrer

Prof. Dr. Lothar Peter – Bremen, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer

Prof. Dr. Helmut Peters – Berlin, Sinologe

Klaus Pickshaus – Frankfurt/M., Gewerkschaftssekretär IG Metall, Vorstandsverwaltung Abtlg. Sozialpolitik

Dr. Jürgen Reusch – Politikwissenschaftler, Journalist, Z-Redakteur

Dr. Bernd Röttger – Braunschweig/Recklinghausen, Politikwissenschaftler am Forschungsinstitut Arbeit, Bildung, Partizipation (FIAB) an der Ruhr-Universität Bochum

Prof. Dr. Werner Ruf – Kassel, Politikwissenschaftler, Hochschullehrer

Prof. Dr. Joachim Tesch – Leipzig, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Karl Hermann Tjaden – Kassel, Sozialwissenschaftler

Dr. Karl Unger – Köln, Journalist

Ralf Wehner – Frankfurt/M., Steuerexperte



Rückenschmerzen?

**Aufrecht gehen
und nicht
verbiegen lassen!**

Linke Standpunkte zu Politik, Wirtschaft
und Kultur, Berichte aus den neuen
Bundesländern, Ratgeber, Leserreisen,
Bücher- und Videoservice

Neues Deutschland

Neues Deutschland, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin
Im Probeabo 3 Wochen kostenlos!
Abo-Service (030) 293 90-800, www.nd-online.de

www.sozialismus.de

Sozialismus

2002
C 12232 E

Berliner Bank: Sozialistische TINA?
Balkanisierung der Linken

Forum
Gewerkschaften
Streik als Ärgernis der SPD?
Sergio Cofferati: Der Faden der Träume
Gesundheitsversorgung für alle
Empire oder Imperialismus

Mai 2002
Einzelheft A 6,20



Kohlmeyer: Integrationskonzepte gegen Ausgrenzung junger Migrant/innen;
Lennart Laberenz: In Deutschland ist die Mitte preußisch

Joachim Bischoff/Christoph Lieber: Von der Masse zur Menge –
vom Imperialismus zum Empire; Arno Klönne: Empire und Empirie

Bernhard Sander: Balkanisierung der Linken; Helmut Peters: Mittelstand – Er-
bauer des Sozialismus chinesischer Prägung; Redaktion Sozialismus: Die Zerstö-
rung Palästinas; Theodor Bergmann: Internationalismus im Nahostkonflikt
Stichwort: Eurokommunismus

Supplement: Peter Gowan, US-Hegemonie und globale Unordnung

Einzelheft: € 6,20; Abo: € 62,-, Probeheft: Redaktion Sozialismus
St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg, Fax 040/280 505 68
e-mail: redaktion@sozialismus.de

Redaktion Sozialis-
mus: Rote Laternen
und braune »Ord-
nungskräfte«

Richard Detje: Ge-
werkschaften und
SPD im flexiblen Ka-
pitalismus; Werner
Dreibus: Politische
Bildungsarbeit auf
dem Rückzug; Sergio
Cofferati: Der Faden
der Träume

Michael Kasten: Ge-
sundheitsversorgung
auf hohem Niveau?
Kai Mosebach: Optio-
nen zur Reform der
Gesetzlichen Kran-
kenversicherung

Birger Scholz: Die
Berliner Bankgesell-
schaft und der politi-
sche Offenbarungseid
der PDS; Sozialisti-
sche TINA? Klaus